

# **Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. - 17.1966**

Landesgeschichtl. Vereinigung  
Berlin  
1966

JAHRBUCH  
FÜR BRANDENBURGISCHE  
LANDESGESCHICHTE

17. BAND

BERLIN 1966





*Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte*

17/1966







JAHRBUCH  
FÜR BRANDENBURGISCHE  
LANDESGESCHICHTE

17. BAND

Herausgegeben

im Auftrage der Landesgeschichtlichen Vereinigung  
für die Mark Brandenburg e.V. (gegr. 1884)

von

GERHARD KÜCHLER und DR. WERNER VOGEL

BERLIN 1966



Redaktionsschluß für Band 18

1. Juni 1967

*Schriftleitung: Dr. W. Vogel, Berlin 26, Elsenpfehlstraße 46, Ruf: 412 58 05*

*Auslieferung: Fontane-Buchhandlung Dora Pohlmann, Berlin 44, Selchower Straße 33,  
Ruf: 62 63 00*

*Druck: Paul Funk, Berlin 30, Stauffenbergstraße 11-13, Ruf: 13 41 44*

## INHALT

*Erich Biehan:*

*Der alte Züllichauer Verlagsbuchhandel (mit 4 Abb.)* ..... 7

*Prof. Dr. Johannes Schultze:*

*Die Stadtrechte der Mark Brandenburg* ..... 18

*Dr. Hermann Fricke:*

*Der Sohn des Dichters. In memoriam Friedrich Fontane (mit 2 Abb.)* .. 24

*Dr. Günter Schade:*

*St. Nikolai in Berlin. Ein bauhistorischer Deutungsversuch des Hallenchores mit Kapellenkranz (mit 7 Abb.)* ..... 52

*Arne Hengsbach:*

*Die Berliner Dampfstraßenbahn. Ein Beitrag zur Verkehrsgeschichte des 19. Jahrhunderts (mit 4 Abb.)* ..... 62

*Hans-Georg Eichler:*

*Die Glocken des Kreises Angermünde (mit 6 Abb.)* ..... 80

**Bücherschau:** ..... 128

*Stürzbecher: Beiträge zur Berliner Medizingeschichte (Prof. Dr. Hoffmann-Axthelm)*

*Paunel: Die Staatsbibliothek zu Berlin (A. Meinecke)*

*Stallmann: Das Prinz-Heinrichs-Gymnasium zu Schöneberg 1890—1945 (Dr. E. John)*

*Jahrbuch für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte (Dr. H. Gebhardt)*

*Richter: Stendal, Herz der Altmark (H. Methling)*

*Hinz: Die Schöppenbücher der Mark Brandenburg, bes. des Kr. Züllichau-Schwiebus (Dr. W. Vogel)*



*Eggert: Bauernbefreiung in Pommern (Dr. H.-L. Schmidt)*

*Spruth: Landes- und familiengeschichtliche Bibliographie für Pommern (H. Methling)*

*Thielen: Die Verwaltung des Ordensstaates Preußen (Dr. W. Vogel)*

*Klein: Von der Reform zur Restauration (W. Dunkel)*

*Mielke: Geschichte der deutschen Treppe (Dr. L. Ziegert-Hackbarth)*

*Herrmann (Bearb.): Kultur und Kunst der Slawen in Deutschland vom 7. bis 13. Jh. (Dr. W. Vogel)*

*Metsk: Der kurmärkisch-wendische Distrikt (Dr. W. Vogel)*

*Gerhard Küchler:*

*Aus dem Leben der Vereinigung ..... 142*

## Der alte Züllichauer Verlagsbuchhandel

Seit den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts gab es auf dem Büchermarkt die Gattung der Almanache. Sie boten Gaben der Poesie und nannten sich daher Musenalmanache. In dieses beliebte Gewand kleidete sich aber auch ein Buch, das einen völlig anderen, ausgesprochen polemischen Inhalt hatte und damit wie eine Hornisse unter Schmetterlingen wirkte. Es erregte denn auch größtes Aufsehen und forderte empörten Widerspruch heraus, fand aber auch in bestimmten Kreisen Beifall und Anerkennung. „Kirchen- und Ketzer-almanach auf das Jahr 1781“, so lautete der Titel. Als Verlagsort war ein mysteriöses „Häresiopol“ (Ketzerstadt) angegeben, als Verlag, ebenso rätselhaft, der der „Ecclesia pressa“ (der verfolgten Kirche). Der Verfasser nannte sich nicht.

Vorangestellt war eine Art Kalendarium, in dem die Namen der Tagesheiligen durch die zeitgenössischer Theologen und theologisch interessierter Schriftsteller ersetzt waren, während die danebenstehenden, orakelhaft stammelnden Wettervorhersagen als ironische Charakteristiken der betreffenden Persönlichkeiten leicht erkennbar waren. Dies sah dann so aus:

- |               |         |  |
|---------------|---------|--|
| 1. Montag     | Zickler | — gut geschlafen                       |
| 2. Dienstag   | Eichler | — eiskalt                              |
| 3. Mittwoch   | Diez    | — höchste Kälte, daß alle Säfte — vor- |
| 4. Donnerstag |         | nehmlich das Hirnmark einfriert        |
| 5. Freitag    |         |  |
| 6. Sonnabend  | Pütter  | — o Jemine —                           |

Der Hauptteil des Buches enthielt eine Art Abrechnung mit den Genannten, die je nach ihrer Einstellung günstig oder ungünstig ausfiel und sich durch einen Stil auszeichnete, bei dem die zeitgenössischen „Kraftgenies“ Pate gestanden hatten. Es

### „Distinguendum est“

Titelkupfer zum Kirchen und Ketzer-almanach

Die lateinische Unterschrift besagt: Man achte auf den Unterschied! — nämlich zwischen dem aufgeklärten Geistlichen, der den orthodoxen Eifern entgegentritt, indem er die Flammen der Ketzerverbrennung zu löschen sucht, und den unduldsamen Fanatikern, deren Wesensart durch eine maskierte Frauengestalt allegorisch dargestellt ist. Sie hält in der Rechten die Brandfackel für die Scheiterhaufen, mit der Linken aber heuchlerisch ein großes Kreuz. In dem aufgeschlagenen Buch zu ihren Füßen liest man das Wort, das sie benennt: „Intoleranz“.





konnte auf die Dauer nicht verborgen bleiben, daß es der streitbarste aller rationalistischen Theologen war, der hier seine Amtsbrüder wieder einmal herausgefordert hatte: Karl Friedrich B a h r d t. Das kleine Buch beschwor jahrelange Fehden herauf und wurde mehrmals von Freund und Feind nachgeahmt. Es soll sogar noch sechzehn Jahre später Schiller die Anregung zu seinem Xenienalmanach gegeben haben.

Auch „Häresiopel“ dürfte bald gedeutet worden sein. Es war Züllichau. Diese kleine Stadt, die beim Regierungsantritt Friedrichs des Großen noch dicht an der österreichischen und polnischen Grenze gelegen hatte, wurde dann durch die Gebietserwerbungen des Königs und die seines Nachfolgers beträchtlich landeinwärts gerückt und erfreute sich damals dank ihres blühenden Tuchmachergewerbes eines gewissen Wohlstandes. Wenn ein hübsches Barocktor und der hochragende Rathausurm an schlesische Stadtbilder erinnerten, so entsprach dieser Eindruck tatsächlichen geschichtlichen Zusammenhängen. Züllichau hatte ursprünglich zum niederschlesischen Fürstentum Crossen gehört, war aber schon 1482 mit diesem an Brandenburg gefallen und hatte sich 1527 als erste Stadt der Mark zur Reformation bekannt.

Mit einer breiten religiösen Strömung der späteren Zeit, mit dem Pietismus, stehen auch die Ursprünge ihres Verlagsbuchhandels in Zusammenhang. Im Jahre 1719 hatte der fromme Nadlermeister Sigismund S t e i n b a r t, dem Hallischen Beispiel August Hermann Franckes folgend, ein Waisenhaus gegründet und 1726 auch einen Buchverlag ins Leben gerufen, der zur Finanzierung seiner Schöpfung beitragen und zugleich der Sache des Pietismus dienen sollte. Die Leitung lag in den Händen eines aus Sachsen eingewanderten Kaufmanns namens Frommann. „Züllichau, im Verlage des Waisenhauses. Bey Gottlob Benjamin Frommann“, so steht es in den nächsten drei Jahrzehnten auf den Titelblättern der Veröffentlichungen des Unternehmens.

Die erste Großtat des Verlages war eine Neuauflage der damals meistgeschätzten Erbauungsbücher des Protestantismus, die bereits vor mehr als hundert Jahren erschienen waren: Johann A r n d s „Sechs Bücher vom wahren Christentum nebst dem Paradiesgärtlein“ (1734). Es war ein dickleibiger Quartband, welcher der technischen Leistungsfähigkeit des Verlages das beste Zeugnis ausstellte und dessen Absatz nach Schätzung eines Zeitgenossen in die Zehntausende ging. Merkwürdig sind die dem Buche beigegebenen 62 Kupferstiche, die das Ringen der gläubigen Seele mit Darstellungen aus dem Bereich der Physik versinnbildlichen wollen. In eine Camera obscura z. B. wird ein Bild projiziert, und darunter steht „Verfinstert und verkehrt“, oder ein Brennspeigel setzt einen Holzstoß in Brand, dazu der Text „Durch Kraft von oben“ usw. So befremdlich uns das heute anmutet, die Bezugnahme auf die Physik erklärt sich aus der hohen Wertschätzung, welche die pietistische Pädagogik, nach Franckes Vorgang, für die damals aufstrebenden Naturwissenschaften hegte. Theologische Werke und Erbauungsbücher bestimmen fürs erste den Charakter des Verlages, und wofern sie eine besondere Färbung tragen, ist es natürlich die des Pietismus. Schriften mit Titeln wie „Erweis, daß das wahre Christentum keine Last, sondern eine Lust sei“ (1734), „Erbauliche Betrachtungen und erweckliche Seufzer über verschiedene Stellen der Heiligen Schrift“ (1734), „Ursache der trübseligen Zeit“ u.a.m. lassen das deutlich erkennen. Daneben sei als Kuriosum erwähnt der „Biblische Mathematicus oder Erläuterung der Heiligen Schrift aus den mathematischen Wissenschaften“ von Joh. Jacob S c h m i d t (1749).

Züllichau -  
Am Crossener  
Tor  
(um 1937)



Aber schon 1737 war ein anderes Feld betreten und damit zugleich ein berühmter zeitgenössischer Autor für den Verlag gewonnen worden. Es war der schwäbische Jurist Johann Jacob Moser, der 1736 die Professur für Staatsrecht an der Universität Frankfurt a. d. Oder erhalten hatte. Seine tiefe, vom Geist des Pietismus getragene Frömmigkeit mochte die Verbindung mit dem Züllichauer Verlage hergestellt haben. Bewundernswert durch seine unbeugsame Charakterstärke wie durch überragende Gelehrsamkeit, war er auch in einem erstaunlichen Maße fruchtbar. Von den mehreren hundert Werken seiner Feder erschienen in Züllichau das „Corpus juris Evangelicorum“ (1737/38), die „Probe einer Staatshistorie Deutschlands“ (1738) und das „Lexikon der jetzt lebenden lutherischen und reformierten Theologen in Teutschland“ (1740/41). Eben damals, 1740, begann ein vierbändiges Werk zu erscheinen, dessen Verfasser ein in Fachkreisen berühmter Sohn der Stadt war: der Chemiker Caspar Neumann. Es führte den Titel „Gründliche und mit Experimenten erläuterte Chymie“. Neumann, zuletzt Professor der Chemie und Hofapotheker in Berlin, trat als einer der ersten für die Phlogiston-Theorie G.E. Stahls ein und erfreute sich eines europäischen Rufes. Seine Schriften wurden ins Englische, Französische und Holländische übersetzt.

1757 übernahm der Sohn Frommanns, Nathanael Sigismund, die Leitung des Verlages, ein in Leipzig ausgebildeter Buchhändler, der das Unternehmen durch die Erwerbung der Verlagsobjekte des Großischen Verlages in Leipzig weiter ausbaute. Es war wichtig und von Erfolg verheißender Aktualität, daß es sich dabei um Übersetzungen aus dem Englischen handelte. War doch unsere Literatur damals in jene Epoche eingetreten, in der sie sich von den französischen Vorbildern löste und ihre Leitsterne in England suchte. So begann jetzt in Züllichau ein vielbändiges Werk zu erscheinen unter dem Titel „Der britische Plutarch oder Lebensbeschreibung der größten Männer in England von Heinrich VIII. bis Georg II.“ (1764—1794), ferner ein „Groschenmagazin“, das ebenfalls aus dem Englischen übersetzte populärwissenschaftliche Darstellungen brachte. Von besonderer Bedeutung aber war jetzt, in der Zeit des beginnenden Shakespearekultes, Bayleys Englischs Wörterbuch und Arnolds Englische Grammatik.

Etwa 1759 hatte die Firma ihren Namen geändert und nannte sich jetzt „Waisenhaus- und Frommannsche Buchhandlung“, womit Frommanns neue Stellung als Teilhaber ausgedrückt war. Ein Kräuterlexikon von Georg Franck v. Fran-



kenau, „Flora francica“, lag 1766 bereits in sechster Auflage vor. Das folgende Jahr, 1767, war dann für die Richtung, in der der Verlag sich weiterhin entwickeln sollte, von entscheidender Bedeutung. Da das Waisenhaus Mitbesitzer des Verlages war, konnte dessen Leiter auf die Tendenz der Veröffentlichungen mehr oder minder starken Einfluß nehmen. 1767 hatte Gotthilf Samuel Steinbart dies Amt angetreten, eine Persönlichkeit, die eine nicht zu übersehende Stellung in der deutschen Geistesgeschichte einnimmt. Als Enkel des Gründers der Anstalt gehörte er einer Generation an, die unter der Einwirkung ganz anderer Ideen stand, als jene der Großväter. Der Geist der Aufklärung, auf die Kritik der überkommenen geistigen Werte gerichtet und seine Forderungen auf die Vernunft gründend, war im Begriff, Europa zu durchdringen. Steinbart, der seit 1774 auch den philosophischen Lehrstuhl der Universität Frankfurt a. d. Oder innehatte, gehörte zu seinen aktivsten Vertretern. Dem entsprach es, daß jetzt im Bereich der Theologie die Wortführer des Pietismus aus den Züllichauer Publikationen verschwanden und Streiter für den Rationalismus auf den Plan traten. Steinbart selbst wurde der erfolgreichste Autor seines Verlages. 1778 erschien sein „System der reinen Philosophie oder Glückseligkeitslehre des Christentums“ — ein Werk, das, wie G. Frank in seiner Geschichte der protestantischen Theologie sagte, für die Beurteilung der moralischen und religiösen Anschauungsweise der Aufklärungszeit „das charakteristischste Buch“ ist. Alle Dogmatik hat Steinbart darin getilgt. Der Wert des Christentums liegt für ihn nur noch darin, daß sein Stifter, „ein außerordentlicher Mann von seltenen Talenten und seltener Rechtschaffenheit“, die wahre Tugend und damit den Weg zur wahren Glückseligkeit gelehrt habe. Steinbart stand mit solchen Anschauungen allerdings nicht allein da. Er hatte Vorläufer und Mitkämpfer und wurde getragen von jener mächtigen Welle, die ihren Ursprung bei den englischen und schottischen Freidenkern hatte. Aber aus diesen Ideen hatte er, unter Anlehnung an die Philosophie Christian Wolffs, ein fest gefügtes Gebäude errichtet. Das Aufsehen, das er damit erregte, war außerordentlich. Die Rationalisten priesen es als die Tat eines neuen Reformators, während die Orthodoxen die heftigsten Angriffe dagegen richteten. Der Verfasser verteidigte sich in den drei Bänden seiner „Philosophischen Unterhaltungen zur weiteren Aufklärung der Glückseligkeitslehre“ (1782—1785). Früher schon hatte er eine populäre Logik unter dem Titel „Anleitung des menschlichen Verstandes zum regelmäßigen Bestreben nach möglichst vollkommener Erkenntnis“ erscheinen lassen (1780), und 1785 folgten die „Grundbegriffe zur Philosophie über den Geschmack. Theorie sämtlicher schönen Künste“.

Steinbart war es auch, der den eingangs erwähnten „Kirchen- und Kerzeralmanach“, das literarische Erzeugnis eines Geistesverwandten, in seinen Verlag aufgenommen hatte. Bahrdt hat darin natürlich auch ihn entsprechend gewürdigt und sagt von ihm: „Noch wenig Theologen deutscher Nation haben das gesagt, was er gesagt hat, sind so mit edler Freimütigkeit herausgegangen, wie er . . . Dieser Mann hat nicht bloß das alte Haus eingerissen, sondern einen neuen Palast an seine Stelle gesetzt“. — Bahrdt hatte im Züllichauer Verlag zunächst das „Magazin für Prediger“ herausgegeben und dann seinem Almanach noch zwei weitere Schriften folgen lassen: „Apologie der gesunden Vernunft durch Gründe der Schrift unterstützt“, anonym und mit dem fingierten Verlagsort Basel (1781), und „Über Preßfreiheit und deren Grenzen. Ein Wort für Regenten und Schriftsteller“ (1787). Jedenfalls hatten Steinbart und Bahrdt Züllichau bei Orthodoxen wie Pietisten in den Ruf gebracht, eine Pflegestätte verwerflicher Ketzerei zu sein, und der von Bahrdt gewählte Deckname „Häresiopel“ mochte für weite Kreise volle Gültigkeit haben.

1772 war ein anonymes Buch erschienen, betitelt „Die erleuchteten Zeiten oder Betrachtung über den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften und herrschenden Sitten in Deutschland“. Daß es hier erwähnt wird, ja daß seine einstige Existenz so bald nicht vergessen werden wird, verdankt es einer Rezension, die zwar vernichtend war, aber aus der Feder eines Autors stammte, der Johann Wolfgang Goethe hieß. Sie ist in seinen Werken noch heute zu finden und stand erstmals in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“, für die der Dreiundzwanzigjährige literarische Beiträge lieferte. Er hat dort den „vermutlich sehr jungen, wenigstens sehr unerfahrenen Verfasser“ schlimm zugerichtet. „Hätte doch der Mensch“, so heißt es am Schluß, „über den Mann im Mond oder den weißen Bären geschrieben! Das war sein Beruf! Wer sich noch unterfängt, unsere Zeiten für erleuchtet zu halten, der soll zur Strafe diese zwölf Bogen lesen!“ Damit hatte sich also Züllichau bei Goethe nicht sehr empfehlend eingeführt. Es sollte sich ihm später aber weit eindrucksvoller vorstellen.



*Titelkupfer zu seinem  
„System der reinen  
Philosophie“*

Aus anderen Gründen merkwürdig ist ein Buch, das uns an die Anfänge unserer Jugendliteratur erinnert, und zwar an ihren damaligen Bestseller. Es ist eine lateinische Übersetzung des Campeschen Robinson, die den Titel führt: „Joachimi Henrici Campe Robinson Secundus. Tironum causa latine vertit Philippus Julius Lieberkühn“ (1785). Der braunschweigische Pädagoge hatte bekanntlich Defoes berühmten Roman derart umgearbeitet, daß der schiffbrüchige Held ohne alle Hilfsmittel auf die Insel kommt und ganz von vorn anfangen muß — eine Neugestaltung, zu der Rousseaus „Emil“ die Anregung gegeben hatte. Außerdem tritt bei ihm ein Vater als Erzähler auf, der Robinsons Abenteuer pädagogisch ausbeutet. Zu den zahlreichen Übersetzungen in moderne Sprachen fügte der Verlag nun auch diese lateinische.

Eine wohl einmalige Erscheinung unter den Züllichauer Büchern ist ein Bändchen lyrischen Inhalts mit dem etwas farblosen Titel „Neuere Gedichte“ (1785). Der Verfasser war der Rathenower Schriftsteller Joachim Christian Blum (vgl. Jahrbuch 1957, S. 5 f.).

In demselben Jahre, 1785, übernahm Sigismund Frommann den Geschäftsanteil des Waisenhauses und war somit jetzt alleiniger Inhaber. Da er jedoch bald darauf starb, wurde sein erst einundzwanzigjähriger Sohn Carl Friedrich Ernst sein Nachfolger. Er hatte eine Lehrzeit in dem angesehenen Hause des Berliner Buchhändlers Mylius hinter sich, die ihn mit hervorragenden Vertretern des geistigen Lebens der Hauptstadt in Berührung gebracht hatte. Feingebildet und vielseitig interessiert, gehörte er zu den namhaften Vertretern jener Generation, die unsere erlauchtesten Geister zu ihren Zeitgenossen zählen durfte, wie es ihm denn auch später vergönnt war, so viele derselben als Gäste in seinem Jenaer Hause zu begrüßen. Das Hauptgebiet des Verlages war bisher die Theologie gewesen. Jetzt traten historische, philosophische und juristische Werke stärker in den Vordergrund. 1792 ließ Wilhelm Ferdinand von Funk eine „Geschichte Kaiser Friedrichs II.“, des Hohenstaufen, erscheinen. Der Verfasser, ein sächsischer Major, stand in persönlichen Beziehungen zu zwei überragenden Persönlichkeiten der damaligen deutschen Literatur: zu Schiller, für dessen „Horen“ er Beiträge lieferte, und zu Novalis, der Funks in Züllichau verlegtes Werk für seinen „Heinrich von Ofterdingen“ studierte. Von 1789 bis 1805 kam das „Handbuch der Brandenburgischen Geschichte“ von Gottfried Gallus in sieben Bänden heraus.

Die Namen zweier ausgezeichneten Pädagogen jener Zeit finden sich in folgendem Titel vereint: „Philipp Julius Lieberkühn. Kleine Schriften, nebst dessen Lebensbeschreibung und einigen charakteristischen Briefen herausgegeben von Ludwig E. Gedike. Züllichau und Freystadt 1791.“ Lieberkühn, der von 1776 bis 1784 Lehrer am Neuruppiner Gymnasium gewesen war, ist hier bereits als Übersetzer des Campeschen Robinson genannt worden. Was Freystadt betrifft, so hatte der Verlag dort schon 1777 ein Sortiment eingerichtet, das später als Verlagsfiliale auf den Titelblättern häufig mitgenannt wird.

In welchem Maße aber der Züllichauer Verleger für die geistigen Strömungen der Zeit aufgeschlossen war, beweist vor allem die Tatsache, daß jetzt hier, wo noch vor kurzem Vertreter des Pietismus und Rationalismus zu Wort gekommen waren, Vorkämpfer für die Philosophie Kants eine Stätte fanden. An erster Stelle ist Samuel Albert Mellin zu nennen, ein reformierter Theologe, der zunächst Prediger in Züllichau gewesen war und später Konsistorialrat in Magdeburg wurde. Ludwig

Goldschmidt sagt von ihm: „Sein Verhältnis zu Kant, seine einsichtsvolle Nachfolge stehen in der Geschichte der Philosophie nahezu einzig da.“ 1794/95 erschienen in Züllichau Mellins „Marginalien und Register zu Kants Kritik der Erkenntnisvermögen“, ein Werk, für dessen Bedeutung die Tatsache kennzeichnend ist, daß es noch im Jahre 1900 eine neue Ausgabe erlebte, deren Herausgeber, Goldschmidt, damals noch im Vorwort sagen konnte, es bedürfe keiner besonderen Empfehlung; ferner 1796 die „Grundlegung zur Metaphysik der Rechte oder der positiven Gesetzgebung. Versuch über die ersten Gründe des Naturrechts“, und 1797/98 der erste Band des sechsbändigen „Enzyklopädischen Wörterbuchs der kritischen Philosophie“, dessen bleibender Wert durch den Preis bezeugt wird, mit dem es noch 1935 angeboten wurde: 150 DM. Die übrigen Bände kamen später, nach Frommanns Weggang von Züllichau, in Jena und Leipzig heraus. Als Kantianer unter den Züllichauer Autoren sind ferner zu nennen der thüringische Theologe Joh. Christoph Greiling mit seinen „Populären Abhandlungen aus dem Gebiete der praktischen Philosophie zur Beförderung einer vorläufigen Bekanntschaft mit kantischen Ideen“ (1787), der Hallische Professor Ludwig Heinrich Jakob mit seiner Schrift: „Beweis für die Unsterblichkeit der Seele aus dem Begriff der Pflicht“ (1790), und der Breslauer Philologe Georg Gustav Fülleborn, der Verfasser der „Beiträge zur Geschichte der Philosophie“ (3 Bände, 1791—1799).

Dessen Name steht auch auf dem Titel einer mustergültigen philologischen Arbeit. Es ist eine Ausgabe der „Fragmente des Parmenides“, die Fülleborn gesammelt, übersetzt und erläutert hat (1795). Zuvor hatte er bereits in Züllichau die Satiren des Persius Flaccus herausgegeben (1794).



*Titelseite  
der „Fragmente  
des Parmenides“*

1795 fand sich eine Art Roman unter den Züllichauer Verlagswerken, der, wenn ihm auch keine literarische Bedeutung zukommt, doch im Zusammenhang steht mit jener merkwürdigen geistigen Strömung des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts, welche die geheimen Gesellschaften entstehen ließ und ihnen Scharen von Mitgliedern zuführte. 1776 war der Illuminatenorden von Adam Weishaupt gegründet worden, der übrigens nach seiner eigenen Angabe durch Steinbarts „Philosophie des Christentums“ die stärksten Anregungen erhalten hatte. Die weitverzweigte Gesellschaft hatte sich schließlich unter behördlichem Druck aufgelöst. Ein Geheimbund ähnlicher Art, der sich „die Veredelung der Menschheit“ zum Ziel setzte und dem auch Frommann angehörte, hatte sich in den neunziger Jahren in Schlesien gebildet: der „Evergetenbund“ (von griech. Euergetes, Wohltäter). Das von Frommann in Verlag genommene Buch nannte sich „Die Ruinen am Bergsee. Gerettete Bruchstücke aus der Geschichte des Bundes für Wahrheit und Würde.“ In romanhafter Form wird darin von einer geheimen Gesellschaft berichtet, deren Mitglieder sich zu steter nutzbringender Tätigkeit verpflichtet haben und darin mit so wunderlicher Strenge verfahren, daß selbst das Begräbnis eines Sohnes ein Versäumnis nicht zu entschuldigen vermag. Nächtliche, bei Vollmond stattfindende Versammlungen in den Ruinen am Bergsee geben den Schilderungen die erwünschte phantastische Kulisse. Das Buch, dessen Verfasser sich nicht genannt hatte, stammte nach Frommanns Angabe aus dem Kreise des Evergetenbundes, den aber schon zwei Jahre später, 1797, das gleiche Schicksal ereilte wie dem Illuminatenorden: er wurde von der Regierung entdeckt und verboten. Es hing dies zusammen mit dem wohlgemeinten, aber unbesonnenen Auftreten eines seiner führenden Mitglieder, des Kriegsrates Zerboni di Sposetti, der es gewagt hatte, dem mächtigen Minister von Südpreußen und Schlesien, dem Grafen Hoym, Mißstände in seinem Verwaltungsbereich vorzuwerfen — ein Schritt, der ohne die aufwühlende Wirkung der französischen Revolution kaum denkbar gewesen wäre. Das Aufsehen, das Zerboni damit erregte, war um so größer, als er daraufhin von Friedrich Wilhelm II. als Staats- und Majestätsverbrecher zur Festungshaft verurteilt wurde. Erst nach drei Jahren gestand ihm die folgende Regierung ein ordentliches Gerichtsverfahren zu, das mit seiner Freilassung endete.

Das Jahr 1797 brachte eine wichtige Veröffentlichung auf philologischem Gebiet: den ersten Teil des griechisch-deutschen Wörterbuches des Frankfurter Universitätsprofessors F. G. S c h n e i d e r - S a x o , eines hervorragenden Fachmannes. Es war das erste griechisch-deutsche Wörterbuch überhaupt, da alle früheren ins Lateinische übersetzt hatten. Außerdem zeichnete es sich durch die Fülle des Stoffes aus, der auch die bisher völlig vernachlässigten naturwissenschaftlichen und technischen Ausdrücke enthielt.

Das folgende Jahr, 1798, bezeichnet einen Wendepunkt in der Züllichauer Verlagsgeschichte. Friedrich Carl Frommann, seit 1786 alleiniger Inhaber des Verlages, hatte den Entschluß gefaßt, sein blühendes Unternehmen an einen günstigeren Platz zu verlegen. Seine Wahl war auf Jena gefallen. 1798 ließ er sich dort nieder. Damit lösen sich die Geschicke des Unternehmens von denen seiner Heimatstadt. Die weitere Entwicklung des heute noch in Stuttgart bestehenden Verlages und die unvergeßliche Rolle, die dem Züllichauer Buchhändler und den Seinen im Kreise Goethes zufiel, gehören nicht mehr hierher. Doch sei hier angeführt, was der Weimarer Altmeister zu Eckermann über das Frommannsche Haus sagte (19. Juni 1823): „Es wird Ihnen in diesem Kreise gefallen, ich habe dort schöne Abende verlebt.“



Auch Jean Paul, Tieck, die Schlegel und was in Deutschland sonst noch Namen hat, ist dort gewesen und hat dort gern verkehrt, und noch jetzt ist es der Vereinigungspunkt vieler Gelehrter und Künstler.“ Dort war es auch, wo Goethe einer jungen Züllichauerin begegnete, deren Bekanntschaft für ihn jenes Herzenserlebnis wurde, das in seinen Sonetten und in den „Wahlverwandschaften“ unvergänglich nachklingt. Es war die Pflgetochter des Hauses, Minchen Herzlieb. Ihr früh verstorbener Vater war Superintendent in Züllichau gewesen und hatte ebenfalls zu den Autoren Frommanns gehört.

Die Verlegung des Frommannschen Unternehmens bedeutete jedoch keineswegs das Ende des Züllichauer Verlagsgeschäftes. Der Buchhändler Carl Darnmann, der das Frommannsche Sortimentsgeschäft in Züllichau erworben hatte, brachte bald eigene Verlagswerke heraus, meist mit der Ortsangabe Züllichau und Freystadt, und vermochte es, die Tradition würdig fortzusetzen. 1798 lag die Übersetzung eines volkswirtschaftlichen Standardwerkes aus der Feder eines großen französischen Nationalökonomens vor, der mit seinen Schriften Epoche gemacht hatte. Es war François Quesnay, der Begründer der physiokratischen Wirtschaftstheorie, durch welche die des Merkantilismus überwunden wurde. Der frei gewählte langatmige deutsche Titel beginnt mit den Worten: „Flor und Verfall der Länder als natürliche Folgen der Begünstigung oder Bedrückung der Landwirtschaft ...“. Vermutlich handelt es sich um Quesnays „Tableau économique“.

1802 ist ein für die brandenburgische Landeskunde wichtiges Werk zu verzeichnen: Peter Johann Hoffmanns „Topographie der Neumark nach ihren gegenwärtigen statistischen und kirchlichen Zuständen“, worin sich übrigens auch wertvolle Angaben über den Züllichauer Verlagsbuchhandel finden.

Auf philosophischem Gebiet sind zunächst die Schriften von Wilhelm Traugott Krug zu nennen, der seit 1801 Professor an der Universität Frankfurt a. d. Oder war und vier Jahre später auf den Lehrstuhl Kants nach Königsberg berufen wurde. 1803 veröffentlichte er bei Darnmann sein Hauptwerk: „Fundamentalphilosophie oder urwissenschaftliche Grundlehre“. Von Kant ausgehend, versuchte er darin ein eigenes System zu entwickeln, bei dem es ihm auf „die ursprüngliche Verknüpfung des Realen und Idealen im Bewußtsein“ ankam. Das Werk wurde ins Neugriechische, ins Ungarisch-Lateinische und ins Polnische übersetzt. Ein Jahr zuvor war in Züllichau schon Krugs Schrift „Der Widerstreit der Vernunft in der Versöhnungslehre“ erschienen, 1805 folgte „Kalliope und ihre Schwestern. Ein ästhetischer Versuch“. Krug war auch der Herausgeber zweier Enzyklopädien: des „Enzyklopädischen Handbuches der wissenschaftlichen Literatur“ (1804 bis 1813) und des „Handbuches der scientificen Literatur“ (1810 bis 1819).

Ein interessantes Zeitdokument stellt ein Buch einer literarisch fruchtbaren Frau dar: der Friederike Unger, die mit dem namhaften Berliner Verleger gleichen Namens verheiratet war. „Die Franzosen in Berlin oder Serena an Clementine in den Jahren 1807 und 1808. Ein Sittengemälde. Leipzig, Züllichau und Freystadt. 1809“. So der Titel. Für die Patrioten mögen diese Schilderungen allerdings wenig erfreulich gewesen sein. Zeigten sie doch, daß die Beziehungen der Berlinerinnen zu den galanten Franzosen ausgezeichnet waren. Übrigens macht es Eindruck, wie hier auf dem Titelblatt der Name des kleinen Züllichau neben dem der mächtigen Metropole des Buchhandels steht.

Die Rechtswissenschaft ist vertreten durch Joh. Christian Friedrich Me i s t e r, der ebenfalls Professor in Frankfurt a. d. Oder war. Die wichtigsten seiner in Züllichau verlegten Arbeiten sind das „Lehrbuch des Naturrechts“ und eine sehr geschätzte Ausgabe des *Jus romanum privatum* (1813). Von der später bei ihm aufgetretenen Neigung zu mystischen Träumereien zeugt seine merkwürdige Schrift „Ganz neuer Versuch, auch freien Denkern aus der chinesischen Schriftsprache eine symbolische Ansicht zu eröffnen, unter welcher das Gemüt empfänglicher wird für das Geheimnis der christlichen Dreieinigkeit“ (1816).

Das frühere Hauptgebiet des Verlages, die Theologie, wurde auch weiterhin gepflegt. Von 1801 bis 1815 führte der ehemalige Frankfurter Theologieprofessor J. Fr. L ö f f l e r das „Magazin für Prediger“ als Nachfolger Tellers weiter, von 1814 bis 1824 erschien das „Archiv für Pastoralwissenschaft“.

In diesen Jahren kam auch ein „Handbuch der mechanischen Technologie“ von C. W. S c h m i d t in vier Bänden heraus (1819-1824). Derselbe Verfasser war es auch, der die damals so zahlreiche Gattung der Taschenbücher um ein Opus bereicherte, das einmal ausnahmsweise keinen schöngeistigen Inhalt hatte, sondern sich als „Physikalisch-chemisch-mechanisch-technisches Quodlibet“ vorstellte (1822).

Der Ruhmestitel, Werke der Klassiker herausgebracht zu haben, ist den Züllichauer Verlegern begreiflicherweise versagt geblieben. Aber es finden sich doch ein paar Namen aus ihrem Freundeskreise. Funk, dem Mitarbeiter an Schillers *Horen*, sind wir schon begegnet. Im Jahre 1809 war es der Jenenser Historiker Karl Ludwig von W o l t m a n n, der in Züllichau seine Schrift „Der Geist der preußischen Staatsverfassung“ erscheinen ließ. Ferner hat der von Goethe geschätzte und persönlichen Umganges gewürdigte Schriftsteller Friedrich R o c h l i t z eine ganze Reihe seiner Dichtungen dem Züllichauer Verleger anvertraut: seine „Lustspiele“ (1803), den Roman „Glycine“ (1805), die „Kleinen Romane und Erzählungen“ (1807) und die „Denkmale glücklicher Stunden“ (1810/11). Rochlitz' Bedeutung liegt allerdings auf einem anderen Gebiet: auf dem der Musik. Er war von 1798 bis 1818 Herausgeber und dann noch bis 1835 Mitarbeiter der tonangebenden Leipziger „Allgemeinen musikalischen Zeitung“, und ihm gebührt der Ruhm, als einer der ersten auf die überragende Bedeutung Beethovens hingewiesen zu haben.

Auch die Romantiker sind in Züllichau nicht vertreten oder doch nur durch einen ihrer Anhänger von geringerer Bedeutung. Aus der Feder des Berliner Schriftstellers Franz H o r n stammt das Taschenbuch „Luna“ (1804), dem er sogleich das „phantastische Gemälde“ „Der Geist des Friedens“ folgen ließ (1804).

Verschiedene der zuletzt genannten Jahreszahlen gehören bereits dem zweiten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts an. 1826 waren hundert Jahre vergangen, seit Züllichau Verlagsort geworden war, und etwa mit diesem Zeitpunkt geht auch die Geschichte seines Verlagsbuchhandels zu Ende. Zwar beweist ein Blick auf die Gesamtheit der Veröffentlichungen der beiden letzten Jahrzehnte, daß sie der Zahl nach beträchtlich sind und sich auf eine außerordentliche Vielheit von Gebieten verteilen — von der Bienenzucht und Bierbrauerei bis zur Forst- und Kriegswissenschaft, von der Mathematik und Medizin bis zur Rechts- und Staatswissenschaft —, jedoch die bemerkenswerten Bücher sind selten geworden. Die meisten dienen der Praxis des Lebens. Überblickt man aber rückschauend diese hundert Jahre des Züllichauer Verlagsbuchhandels, so muß man zugestehen, daß es sich dabei um eine erstaunliche,

ja wohl einzigartige Erscheinung handelt; denn hier, in dieser abgelegenen kleinen Stadt, die im Jahre 1720 etwas über 4000 Einwohner hatte, im Jahre 1802 deren 5400, hier sind Werke erschienen, welche die Entwicklung des deutschen Geisteslebens getreulich spiegeln und von denen manche spürbar darauf eingewirkt haben. Ob auch die Drucklegung all dieser Bücher in Züllichau erfolgt ist, läßt sich schwer feststellen, doch darf es für die meisten angenommen werden; denn schon 1732 hatte das Waisenhaus eine eigene Druckerei gegründet, die drei Jahre später von J. F. Theurich erworben wurde und noch 1802 im Familienbesitz war. Es verdient Erwähnung, daß der Großvater von Karl Gottlieb Svarez, dem Schöpfer des Preussischen Landrechts, von 1780 bis 1784 in Züllichau als Drucker tätig war, und zwar noch mit dem ursprünglichen Familiennamen Michael Schwarz.

Merkwürdig ist es, daß die Erinnerung an so stolze Leistungen schon vor der letzten Jahrhundertwende in Züllichau gänzlich erloschen war, obwohl in der Gestalt des Pädagogiums (Gymnasiums), das aus dem einstigen Waisenhaus hervorgegangen war, ein der Tradition verpflichtetes Institut bestand. So bedurfte es einiger Mühe, die Buchtitel aus den verschiedenartigsten Quellen zusammenzutragen und die Züllichauer Verlagsgeschichte zu rekonstruieren. Möge es damit gelungen sein, dieses denkwürdige Kapitel märkischer Kulturgeschichte vor dem Vergessenwerden zu bewahren.

#### Quellen:

Kataloge der Lehrerbibliothek des ehemaligen Züllichauer Pädagogiums und der ehemaligen Regierungsbibliothek in Frankfurt a. d. Oder.

Antiquariatskataloge.

Verlagsdrucksachen von Fr. Frommanns Verlag in Stuttgart.

Friedrich Joh. Frommann: Das Frommannsche Haus und seine Freunde. Jena 1870.

Peter Joh. Hoffmann: Topographie der Neumark. Züllichau 1802.

Allgemeine Deutsche Biographie.

### Die Stadtrechte der Mark Brandenburg

Im letzten Jahrbuch 1965 unterzog Helmut Wins den Historischen Handatlas von Brandenburg und Berlin einer eingehenden Kritik (S. 118 ff.). Dabei wurde die von H. K. Schulze bearbeitete Karte 8: „Stadt und Stadtrecht im Mittelalter“ als „musterhaft“ und der zugehörige Text als „vorbildlich“ hervorgehoben. Ich kann mich leider diesem günstigen Urteil nicht anschließen, muß vielmehr gerade dieses Kartenblatt als z. T. verunglückt, den beigegefügt Text als unzureichend bedauern. Ich vermag auch nicht die von Wins vertretene Ansicht zu teilen, daß hier ausnahmsweise die beliebte Ausdehnung des Kartenbildes auf den gesamten ostdeutschen Siedlungsraum wirklich zweckmäßig war, da auch hier die Beschränkung auf den märkischen Siedlungsraum eine wesentlich bessere Orientierung und Differenzierung ermöglicht hätte. Ich beschränke mich deshalb auf die Darstellung in diesem Raum<sup>1</sup>. Jedem Betrachter muß sogleich die Hervorhebung der Stadt Strausberg auffallen, der das von ihr ausgehende Strahlenbündel eine ganz besondere Bedeutung zuweist. Es wird der Eindruck erweckt, daß diese Stadt in dem Prozeß der märkischen Städtegründungen als Vermittler städtischer Rechte für die hier angezeigten Städte eine bedeutsame Rolle spielte. (Die Strahlen richten sich auf: Wriezen, Bärwalde, Berneuchen, Soldin, Berlinchen, Neuenburg, Zellin, Küstrin, Landsberg/Warthe.) Solches war jedoch keineswegs der Fall. Eine derartige Linienverbindung wäre nur da am Platze, wo bei der Stadtgründung urkundlich oder sonstwie gesichert die Zuweisung der Neugründung zu dem betreffenden älteren Ort und seinen Rechtsgewohnheiten überliefert ist. Für Strausberg liegt aber in dieser Beziehung keinerlei Nachricht vor. Diese Stadt hat auch an der Entstehung der ihr zugewiesenen Orte kaum irgend einen Anteil gehabt. Dagegen wurde Landsberg bei der Gründung 1257 ausdrücklich das Recht der Stadt Brandenburg zuteil, es war also bei dieser Stadt nur eine Linienverbindung mit der Havelstadt angebracht. Es kommt auch bei allen in diesem östlichen Teil der Mark vor 1281 gegründeten Städten zunächst allein das Brandenburger Recht in Frage, das natürlich auch für Strausberg galt.

Der eigenartigen kartographischen Darstellung liegt ein urkundlicher Vorgang zugrunde, der weder zeitlich noch räumlich näher zu erfassen ist und schon wegen solcher fragwürdigen Bedeutung nicht geeignet erscheinen mußte, um als Unterlage für eine Kartenzeichnung zu dienen, im besonderen nicht ohne eingehende Erläuterung und Einschränkung.

Das vordem als gemeinsame Regenten der Mark stets so einträchtige Brüderpaar, Johann I. und Otto III., hatte 1260/66 die Mark unter die beiderseitigen Söhne geteilt, jedoch in einer Weise, welche die Einheit des Territoriums wahrte, indem in beiden Teilen die Regierung durch die jeweiligen Glieder der beiden Linien gemeinsam ausgeübt werden sollte, eine gemeinsame Belehnung erfolgte und die Vertretung der Mark gegenüber dem Reich nur einer Person aus beiden Linien als Reichskämmerer vorbehalten blieb. Dies setzte eine Gesinnung bei den Erben voraus, wie sie den beiden Brüdern eigen gewesen war. Schon ein jüngerer Sohn Ottos III.: Albrecht III. (—1300) empfand in seinem Selbstbewußtsein den Drang, sich aus der Gemeinschaft mit seinen Brüdern zu lösen und sich um 1282 mit seinem Bruder Otto V. (dem „Langen“) in das ihnen zustehende Landgebiet

regelrecht zu teilen. In das fortan selbständige Herrschaftsgebiet Albrechts fielen danach: ein Teil des Barnim mit den Orten Strausberg, Biesenthal, Eberswalde, Werneuchen, Wriezen, ein Teil der Neumark mit den Orten Soldin, Berlinchen, Bernstein, Küstrin, Landsberg, das ganze Land Stargard mit seinen Städten und Schivelbein<sup>2</sup>.

Es war der Selbständigkeitsdünkel, der Wunsch, ein völlig unabhängiger Herrscher zu sein, wodurch der junge Markgraf bestimmt wurde, nach Möglichkeit alle Verbindungen mit dem Stammlande zu lösen, wozu dann wohl auch die Rechtsverbindung der Städte mit der Stadt Brandenburg gehören konnte.

Schon 1281 hatte Albrecht zusammen mit dem Bruder der von den Polen zerstörten Stadt Soldin ein Privileg erteilt, wonach alle Städte und Dörfer (wobei zweifelhaft ist, ob nur die weitere Umgebung oder der ganze Herrschaftsraum der Brüder gemeint war) ihre Rechte von Soldin holen sollten<sup>3</sup>. Wenn nun Albrecht nach der Trennung angeblich — es könnte nur erheblich später erfolgt sein — ein gleiches oder ähnliches Recht der Stadt Strausberg verlieh, so stand dies im Widerspruch mit der Bewidmung Soldins, das zum mindesten davon ausgenommen werden mußte. Eine Urkunde über solche Verleihung an Strausberg ist weder in Ausfertigung noch in Abschrift erhalten, so daß über Zeit und Inhalt völlige Ungewißheit besteht<sup>4</sup>. Die Existenz eines solchen Privilegs ist allein aus einer Urkunde des Markgrafen Woldemar aus Spandau vom 1. April 1317 zu erschließen, durch die er Ratmannen und Schöffen der Stadt Strausberg mit dem Vorrecht ausstattete, das gemeine Recht (*jus commune*), wie es bisher von der Altstadt Brandenburg erteilt zu werden pflegte<sup>5</sup>, an Städte und Dörfer zu weisen, die dies nach Privilegien des Markgrafen Albrecht (III.) (*quondam ipsis tradita*) bei ihnen geholt hätten<sup>6</sup>. Da weder Orte noch Gebiet genannt werden, unterliegt es der Willkür, diese Privilegien auf das Land Barnim oder den gesamten Herrschaftsraum Albrechts, d. h. auch auf das Land Stargard und die Neumark mit Schivelbein zu beziehen. Wahrscheinlich ist immerhin, daß Albrecht Strausberg zum Vorort in seinen Landen erheben wollte, und daß sich der ehrgeizige Strausberger Rat mit den Schöffen diese Begünstigung seitens des Landesherrn dauernd zu erhalten versuchte. Hierbei ist schon das Datum der Urkunde Woldemars von Interesse. Erst wenige Tage zuvor, am 24. März des Jahres, war in Spandau der jugendliche Markgraf Johann V., zu dessen Herrschaft auch Strausberg gehörte, verstorben<sup>7</sup>. Der Strausberger Rat hatte es also sehr eilig, wenn er schon so bald den neuen Landesherrn mit solchem privaten Anliegen in Spandau heimsuchte; denn allein so ist die Entscheidung Woldemars an diesem Tage erklärlich, zu der er sich unmöglich eine nähere Information besorgt haben konnte. Die Ausfertigung dieser Urkunde ist im Zerbster Archiv, also in Verwahrung der Ausstellerseite, überliefert. Man könnte also in anbetracht der Sachlage und der folgenden Vorgänge vermuten, daß die Urkunde beim Markgrafen verblieb und nicht ausgehändigt oder zurückgezogen wurde, zumal Woldemar bereits neun Monate später unter dem 26. Dezember 1317, ebenfalls von Spandau aus, ein gleiches Recht wieder der Stadt Soldin erteilte, die er darin zum Rechtsvorort der Städte Berlinchen, Landsberg, Küstrin, Zellin, Bärwalde, Berneuchen und Neuenburg machte.

Für ewige Zeiten sollten die genannten Städte sich den Rechtsbescheid von Rat und Schöffen in Soldin anfordern, und zwar sollte dies in der gleichen Weise geschehen, wie dieses Recht von der Stadt Strausberg erteilt zu werden pflegte (*a civitate nostra Struceberch dictum jus dari solebat*)<sup>8</sup>. Aus der Vergangenheitsform des Ver-



bums (solebat, nicht solet) ist zu schließen, daß Strausberg das Recht bis da auch gegenüber den genannten Städten beanspruchte, und daß dem Ort nun dies Recht aus nicht genannter Ursache zugunsten Soldins entzogen wurde. Von einer Zurückziehung oder Beschränkung des an Strausberg am 1. April 1317 erteilten Privilegs verlautet jedoch nichts. Die Zweifel an der erfolgten Aushändigung dieser Urkunde werden dadurch behoben, daß neben dieser Urkunde noch weitere Ausfertigungen für Strausberg aus der Folgezeit bis 1352 im Zerbster Archiv überliefert sind. Es muß deshalb als sehr wahrscheinlich gelten, daß alle diese Urkunden erst später zur Zeit der Wittelsbacher Markgrafen und des sogenannten falschen Woldemar bei einer Besetzung Strausbergs durch die Anhaltiner um 1353 von diesen entführt wurden<sup>9</sup>.

Trotzdem bleiben die räumliche Ausdehnung und zeitliche Ausübung eines solchen Rechts durch Rat und Schöffen von Strausberg recht unsicher und dunkel. Die unmittelbaren Nachfolger Albrechts haben dies Sonderrecht jedenfalls nicht bestätigt und auch nicht anerkannt. Das Privileg Johanns V. für die Stadt Brandenburg von 1315<sup>10</sup> bestimmte sogar ausdrücklich, daß alle Städte und Flecken seiner Herrschaft, wozu auch Strausberg und die diesem angeblich zugeteilten Orte gehörten, in Rechtsfragen von ihr abhängig seien. Als Empfänger der Urkunde ist „unsere civitas Brandenburg“ genannt. Da Johann das letzte Glied der ottonischen Linie war, der die Neustadt zugeteilt war, muß man wohl diese darunter verstehen<sup>11</sup>. Damit war jedenfalls eine Sonderrolle, wie sie Strausberg anstrebte, unvereinbar. Dieses Privileg wurde 1324 von dem Wittelsbacher Ludwig erneuert<sup>12</sup>, wobei die Urkunde Johanns V. von 1315 nicht, wie H. K. Schulze meint, „inseriert“ wurde, denn der Aussteller Johann ist nicht genannt. Die Urkunde ist vielmehr, wie bereits die von 1315, offenbar vom Empfänger formuliert worden, und man hat in Brandenburg einfach den Text der früheren Urkunde, ohne diese Entlehnung zu nennen, wiederholt und zum Schluß noch etwas bereichert. Es erscheint daher auch hier wie 1315 als Empfänger nur „unsere civitas Brandenburg“, womit dann ebenfalls die Neustadt gemeint sein müßte. Es fällt dies auf, weil sonst in allen weiteren Privilegien Ludwigs stets Alt- und Neustadt Brandenburg ausdrücklich als solche bezeichnet werden. Beide Urkunden liegen in Ausfertigung vor. Es wäre möglich, daß wenigstens 1324 beide Städte Brandenburg gemeinsam beteiligt waren.

Während somit unter den Wittelsbachern von Strausberger und sonstigen Sonderrechten keine Rede mehr gewesen sein kann, waren solche auch schon durch das Privileg Woldemars für Soldin vom Dezember 1317 für Strausberg im Bereich der Neumark ausgeschaltet. Wenn der Strausberger Rat nach dem Tode Johanns V. den Nachfolger mit seinen Wünschen überrumpelte, so war dem offenbar ein dauernder und voller Erfolg nicht beschieden. Es handelt sich lediglich um ein kleines Intermezzo im märkischen Rechtsleben, von dem später nichts mehr verlautet. Zu denken mußte auch geben, daß ein mit der Geschichte Strausbergs so vertrauter Forscher wie Kurt Wels in seinem Beitrag Strausberg im Deutschen Städtebuch diesen Vorgängen keinerlei Beachtung schenkte. Auch das Soldiner Privileg dürfte praktische Bedeutung nicht erlangt haben. Die Soldiner Bürgerschöffen besaßen kaum die Fähigkeit, eine Rolle wie der Brandenburger Schöppenstuhl auszuüben.

Wenn man aber bei der Herstellung der Karte ein Privileg des Markgrafen Albrecht für sein gesamtes Territorium zugrunde legte, so bleibt unverständlich, daß nicht auch Linien zu den anderen Städten, wie denen des Landes Stargard ge-

zogen wurden. Die Stellung Strausbergs hätte sich dadurch noch imposanter gestaltet. Wollte man sich nicht damit begnügen, diese Vorgänge im Begleittext anzuführen, so konnte man sie nur auf einem Nebenkärtchen zur Darstellung bringen, um nicht den Benutzer in die Irre zu führen. Der Separatismus des Markgrafen Albrecht, der sich hier auf die städtischen Verhältnisse harmlos auswirkte, hat der Mark leider den dauernden Verlust des Landes Stargard eingetragen.

H. K. Schulze erwähnt in seinem Anmerkung 1 zitierten Aufsatz noch das Privileg für Spandau von 1232, in dem ihr die künftigen Städte im Teltow, neuen Barnim und Glin zugewiesen werden, hat es aber doch auf der Karte unterlassen, auch hier ein Strahlenbündel anzubringen; er übersah dabei, daß meinerseits mehrfach<sup>18</sup> gerade diese Bestimmung zugunsten Spandaus in der nur abschriftlich überlieferten Urkunde als stark verdächtig und späterer Einschub bezeichnet wurde, ein Verdacht, der sich seitdem nur weiter verstärkt hat. Wenn Schulze hierbei vermerkt, daß die Stadt „die ihr zugedachte Rolle nicht auszufüllen vermochte“, so liegt dies in dem Falle Strausbergs und auch Soldins nicht viel anders, wenn es auch dort sich nicht um eine Fälschertätigkeit handelt.

Die Stadtrechtsverhältnisse innerhalb der Mark Brandenburg gewähren ein ziemlich einheitliches Bild. Die Magdeburger Rechtsgewohnheiten, vermittelt durch die Stadt Brandenburg, vereinzelt auch durch die altmärkischen Städte Stendal, Seehausen oder andere märkische Städte, beherrschen fast das gesamte Siedlungsgebiet. Danach standen an der Spitze der Gemeinden von Anfang an stets zwei Kollegien: der Rat und neben ihm als Gerichtsinstanz der vom Stadtherrn eingesetzte Schultheiß (praefectus) mit dem selbständigen Schöppenkolleg. Eine Ausnahme davon findet sich in der Mark allein in Salzwedel und den von dort abhängigen Orten: Perleberg<sup>19</sup>, Lenzen sowie auch Wittenberge und wahrscheinlich noch in Meyenburg.

Über das Salzwedeler Stadtrecht besteht die wünschenswerte Klarheit noch nicht. G. Wentz glaubte darin eine Abhängigkeit von Lüneburg zu erkennen<sup>15</sup>. Demgemäß verzeichnet das Städtebuch „eigenes Stadtrecht, von Lüneburg beeinflusst“. Unser Kartenblatt setzt danach ein eigenes Stadtrecht ein. Merkwürdigerweise haben Wentz und das Städtebuch das Fehlen des Schultheiß und der Schöppen in Salzwedel nicht beachtet. Wentz glaubte zwar an die Existenz der letzteren, aber der Rat bestellte das Stadtgericht. Hier fehlt noch die auch von Wentz als notwendig erachtete nähere Untersuchung. Da nun Perleberg und Wittenberge zweifellos, Lenzen wahrscheinlich Gründungen der Edelherren Gans waren und die später zu Mecklenburg gehörige Stadt Grabow, vermutlich eine Gründung des gleichen Dynastengeschlechts, ebenfalls weder Schultheiß noch Schöppen kennt<sup>16</sup>, ergibt sich hier eine siedlungsgeschichtlich interessante Perspektive zur Bestimmung der von der Familie Gans betriebenen Kolonisation.

Da auch in Meyenburg die Existenz weder eines Schulzen noch von Schöppen feststellbar ist, gewinnt die aus dem Stadtwappen erschlossene Annahme der Stadtgründung durch die Gans eine neue beachtliche Stütze. Auch Pritzwalk und Freyenstein dürften in diesen Siedlungsbereich zu ziehen sein; bei ersterem hat jedoch eine Neuverleihung des Rechtes der Stadt Seehausen nach Besitznahme durch die Markgrafen 1256 und bei letzterem die Neugründung von 1287, die natürlich nach Brandenburger Recht erfolgte, die älteren Spuren ausgelöscht. Da neuerdings ein Adelsforscher (Frh. v. Warnstedt) eine weitere Ausdehnung des Herrschafts-

bereiches der Gans in Mecklenburg annimmt, könnten sich aufgrund einer Prüfung der Stadtrechte Anhaltspunkte ergeben. Bemerkenswert ist auch das Fehlen von Schultheiß und Schöppen bei den mecklenburgischen Landstädten<sup>17</sup>, wodurch vornehmlich sich von diesen die Städte des Ländchens Stargard als markgräfliche Gründungen unterscheiden. Derartiges konnte und mußte eine Stadtrechtskarte, die sich auf das märkische Gebiet beschränkte, zur Anschauung bringen.

Bei Jüterbog, einem zweifellos alten Handelsplatz (schon von Thietmar erwähnt), erscheint die Kennzeichnung als Gründung „aus wilder Wurzel“ sehr eigenartig. Dieser Ort war aufgrund der vorliegenden Gründungsurkunde unbedingt durch eine Linie mit der Mutterstadt Magdeburg zu verbinden, zumal es sich um eine Gründung im Gebiet des Magdeburger Erzstiftes handelte.

Zum Schluß muß ich noch eine von H. K. Schulze im Anschluß an die Erwähnung der *Constitutio Joachimica* in seinem Aufsatz gemachte Bemerkung beanstanden, daß der Brandenburger Schöppenstuhl „nicht mit gelehrten Richtern, sondern mit bürgerlichen Schöppen besetzt war“. Es versteht sich wohl von selbst, daß mit dem Aufkommen des schriftlichen Prozeßverfahrens und des gelehrten Richtertums auch der Brandenburger Schöppenstuhl studierte Juristen nicht entbehren konnte. Ich brauche hier nur O. Tschirch zu zitieren: „In dieser Zeit (16. Jh.) vollzog sich unter den Schöppen die Umwandlung von praktisch rechnerfähigen Männern zu gelehrten Juristen. An Stelle ungelehrter Bürger traten immer mehr akademisch gebildete, zunächst Glieder der philosophischen Fakultät (aber sicher mit juristischen Kenntnissen), bis endlich wirkliche juristisch vorgebildete Rechtsdoktoren einrückten“<sup>18</sup>. Zu diesen gelehrten Juristen gehörten Bernhard Zieritz und Benedikt Carpzw.

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Kürzlich (Mai 1966) erschien noch im Jahrbuch f. d. Gesch. Mittel- und Ostdeutschlands, Bd. 13/14, S. 348—369 von dem Autor der hier kritisierten Karte ein ergänzender Aufsatz über die brandenburgischen Stadtrechte. Er behandelt darin vornehmlich den materiellen Inhalt, insbesondere die Behandlung von Gerade und Heergewäte im Erbrecht zugunsten der Halbteilung und berührt die hier kritisierte Behandlung Strausbergs nicht. Soweit sich sonst Berührungspunkte ergeben, wurde dazu Stellung genommen.

<sup>2</sup> Berthold Schulze: Brandenburgische Landesteilungen 1258—1317, Berlin 1928.

<sup>3</sup> Krabbo: Regesten Nr. 1256.

<sup>4</sup> Krabbo: Regesten Nr. 1799.

<sup>5</sup> Die Altstadt Brandenburg gehörte der älteren johanneischen Linie, deren Vertreter Woldemar bis da war, die Neustadt war der ottonischen Linie zugefallen, gehörte aber nicht zum Bereiche Albrechts III. Vgl. Anm. 11.

<sup>6</sup> Winter: Regesten Nr. 2564; Riedel: Codex dipl. Brand. A XII, 69 f.

<sup>7</sup> Winter: Regesten Nr. 2563, vgl. auch die Anm. zu Nr. 2564.

<sup>8</sup> Riedel: A XVIII, 445.

<sup>9</sup> W. H. Struck: Märkische Urkunden aus der Zeit des falschen Woldemar. In: FBPG 55, S. 47 ff.

<sup>10</sup> Riedel: A IX, 12 ff.

<sup>11</sup> Auch H. K. Schulze führt in dem genannten Aufsatz (S. 367) die Urkunde von 1315 sowie die nachstehend erwähnte Ludwigs von 1324 an und bezieht sie ebenfalls auf die Neustadt ohne nähere Begründung, obwohl ihm dabei wieder ein peinliches Mißgeschick unterlief, indem er die beiden Markgrafenlinien verwechselte und die Neustadt fälschlich der „johanneischen Linie“ zuschreibt. Es beruht dies vielleicht auf einem zweiten Irrtum, daß er Johann V. (des Namens wegen?) für ein Glied dieser Linie hielt, während er der letzte von Woldemar beerbte Ottone war; vgl. Anm. 5.

<sup>12</sup> Riedel: A IX, 23 ff.

<sup>13</sup> J. Schultze: Die Mark Brandenburg, Bd. I, S. 124 f.; derselbe: Das Stendaler Markt- und Zollprivileg, S. 58 f. Ich hoffe, darauf nochmals eingehen zu können.

<sup>14</sup> Wenn in einer Urkunde Woldemars von 1317 (Winter: Regesten Nr. 2576) für Perleberg trotzdem Richter und Schöppen genannt werden, so dürfte die Anführung der letzteren auf Irrtum beruhen. Vgl. auch die hierfür nicht ergiebige Arbeit von Liesegang: Zur Verfassungsgeschichte von Perleberg. In: FBPG 4, S. 399 ff. — Auch H. K. Schulze stellt in seinem Aufsatz diese Eigentümlichkeit nur für Salzwedel und Perleberg fest, ohne weitere Folgerungen daraus zu ziehen. Wenn neuerdings in den „Prignitz-Forschungen“ Heft 1, Pritzwalk 1966, S. 48 Schirrholtz behauptet, daß es vor dem 15. Jh. „ein vom Rat getrenntes Schöffenkolleg“ allgemein nicht gegeben habe, so beruht dies nicht auf Sachkenntnis.

<sup>15</sup> Wentz: Salzwedel, die alte Markgrafen- und Hansestadt 1233—1933. Salzwedel 1933. Vgl. auch über das Lüneburger Stadtrecht den Aufsatz von C. Haase in „Aus Lüneburgs 1000jähriger Vergangenheit“, Lüneburg 1956.

<sup>16</sup> W. H. Struck: Die Geschichte der Selbstverwaltung in den mecklenburgischen Landstädten. In: Mecklenb. Jbb. 101, 1937, Beiheft, Anm. 52. Während früher Zweifel über die Zuweisung des Grabower Stadtrechts bestanden, spricht sich Struck für das lübische Recht aus, das dem Ort auch in der Karte zugewiesen ist, vermutlich in Anlehnung an die Angaben Strucks im Städtebuch, wo die wohl zu spät angesetzte Gründung den Grafen von Dannenberg zugeschrieben wird. Auch hier dürfte noch eine Überprüfung angebracht sein.

<sup>17</sup> Struck, a. a. O., S. 29 f.

<sup>18</sup> Tschirsch: Geschichte der Stadt Brand., 1928, Bd. 2, S. 65; derselbe: Im Schutze des Rolands. 1938<sup>2</sup>, S. 67.

## Der Sohn des Dichters

In memoriam Friedrich Fontane

In den ersten Februartagen des Jahres 1864 teilte Theodor Fontane seinen Verwandten und Freunden mit, daß ihm seine Gattin Emilie am 5. Februar einen Knaben geschenkt habe, der in der Taufe den Namen Friedrich erhielt. Es war das siebente Kind der Eltern und blieb der jüngste Sohn. Friedrich Fontane entschlief in der Nacht zum 22. September 1941 im 78. Lebensjahre in Neuruppin. Nun sind schon fünfundzwanzig Jahre vergangen, seitdem der greise Verlagsbuchhändler seinem Wunsche entsprechend in aller Stille von seinen Kindern Peter Paul Fontane und Grete Koepper beigesetzt wurde. Nicht einmal das Buchhändlerbörsenblatt nahm von seinem Heimgang Notiz. Die Geschwister schrieben mir damals: „*Gerade Sie, der Sie — ich darf wohl sagen — als jugendlicher Freund meinem Vater lange Jahre in engster Verbindung mit Rat und Tat zur Seite standen und ihm halfen, sein Lebenswerk zu retten und fast zu vollenden, können am besten beurteilen und verstehen, was wir mit ihm verloren haben. Daß Sie unseres Dankes für Ihre liebevolle Mitarbeit sicher sind, brauch ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Darüber hinaus möchte ich aber von Ihrem lebenswürdigen Angebot herzlich Gebrauch machen, und Sie als Freund des Hauses und wohl besten Fontaneschen Nachlaßkenner doch um so manchen Rat noch bitten dürfen.*“

Friedrich Fontanes Lebenswerk: das war seine Arbeit für die Erhaltung und Publikation der Werke des Vaters. Sie begann mit der Gründung des Verlages F. Fontane u. Co. im Jahr 1888, erhielt ihre tiefe Zäsur mit dem Verkauf von Verlagsrechten an Samuel Fischer im Jahre 1918 und fand erst mit dem Heimgang Friedrich Fontanes ihr Ende. Voran gingen die Schuljahre und die Berufsjahre als Buchhandlungsgehilfe.

1. Friedrich Fontanes Geburt fiel in eine ungute Lebenszeit seiner Eltern, obwohl der Dichter sein fünftes Jahrzehnt später als sein bestes bezeichnet hat. „Emilie ist noch krank und hinfällig. Sie nimmt an nichts ein lebhaftes Interesse und brütet — wie das bei solchen tiefen Nervenverstimmungen immer der Fall ist — über der Vorstellung von ihrem eigenen Elend und ihrer Hinfälligkeit. Zum Glück ist das Kind wohl und munter“, berichtet Theodor an die Mutter Emilie, geb. Labry in Neuruppin<sup>1</sup>. Der Dichter selbst war mit dem so dringend notwendigen „Geldverdienen“ überlastet, arbeitete Tag und Nacht an seinem ersten kriegshistorischen Werk über den deutsch-dänischen Krieg von 1864. Dazu hatte ihn das alte Cicerowort „Quocumque ingredimur, in aliquam historiam pedem ponimus“<sup>2</sup> für seine märkischen Wanderungen ergriffen — der zweite Band hatte gerade Leopold Rankes Lob erhalten — und als Englandredakteur der Kreuzzeitung hatte er anregende Tätigkeit. Die Mutter wird beruhigt: „Ich habe jetzt eine Art bürgerliche gesellschaftliche Stellung, mein anständiges Auskommen, einen Beruf, der mich erfreut und befriedigt, gute Kinder und eine in hundert Stücken respektable und sehr zu lobende Frau.“<sup>3</sup> Gegenüber der Anteilnahme des Vaters an der Entwicklung der älteren Kinder, des Sohnes George, der mit der Primareife in den Beruf des aktiven

\*) „Wohin wir auch schreiten, setzen wir den Fuß auf geschichtlichen Boden.“



Offiziers gehen wird, des Sohnes Theodor, der es zum primus omnium am Französischen Gymnasium bringt, um den Beruf eines höheren Militärintendanturbeamten einzuschlagen, oder der Tochter Martha, die sich dem Lehrberuf zuwenden wird, ist das Interesse für den Nachkömmling Friedel erheblich herabgemindert. Im Gegensatz zu den Geschwistern wuchs der Junge ganz als Berliner Range auf. Aber er fällt bald nach anderen Seiten hin auf. Die Schwester Elise erfährt von ihrem Dichterbruder: „Friedel allerliebste und eigentlich ein sehr artiges Kind“, und Emilie berichtet dem Gatten über einen auffallenden seelischen Reflex bei Luise, der Amme Friedels und späterem Dienstmädchen der Familie: „Luise war durch Deine Nachrichten über Friedel sehr gerührt ... Sie konnte kaum sprechen, als ich ihr sagte, Friedel lege immer noch ein Stückchen Kuchen für sie beiseite.“<sup>3</sup> Auch war es für Friedel eine besondere Freude, den Hofmusikanten seine gesparten Dreier zuzuwerfen. Bei einem „Zauberfest“ der Familie trinkt der kleine Mann „in vollen Zügen“ den Wein auf das Wohl der Mutter! Und vom Fünfjährigen berichtet der Vater an die Großmutter: „Friedel, ein sehr gutes Kind, auch nett aussehend, ist eine völlig komische Figur, ein durch ein Verkleinerungsglas angesehener Pächter oder Schiffskapitän.“<sup>4</sup> Dann kommt der erste Schultag, an dem der Vater ihn begleitet: „Friedel, nachdem er die Nacht über siebenmal in Luisens Bett gekrochen war und immer versichert hatte: ‚ihn stäche ein Floh, er könne nicht schlafen‘ (es war aber bloße Aufregung), stand bereits um acht Uhr gestieft und gespornt, d. h. mit dem Tornister auf dem Buckel, vor mir.“<sup>5</sup>



*Friedrich Fontane*  
1936

Es gibt auch gute Zensuren. Dann macht der Vater eine seltsame jugendpsychologische Beobachtung an seinen Kindern: „Theo belauschte neulich von seiner Stube aus ein Zwiesgespräch, das Friedel und (sein Freund) Gilbert über zwei Maikäfer und eine Schwalbe hatten, welch letztere die beiden Maikäfer aufgepickt und dann aufgefressen habe. Sofort erschien Theo als ‚Schwalbe‘, pickte die beiden Maikäfer Friedel und Gilbert an und drohte sie aufzufressen. Ganz Theo; eine Mischung von

pappstoffeligem Gelehrtentum und kindischer Kinderei.<sup>6</sup> Ihm stellt der Dichter 1874 für seine Freundin Mathilde von Rohr das Gegenbild des Jüngsten gegenüber: „Der Kleinste läßt es an sich kommen. Er ist weniger begabt als die andern und weniger ehrgeizig, wird aber wohl auch seine Meriten haben. Ganz leer läßt der liebe Gott keinen ausgehen. Die Eltern und Erzieher müssen nur ausfindig machen, wo die Spezialbegabungen liegen.“<sup>7</sup> Als alle Kinder unter dem Christbaum versammelt sind, fällt Friedel durch nichts Besonderes auf, er „ist glücklich in Indianer- und Entdeckungsgeschichten.“<sup>8</sup> Friedel wird eine Leseratte und als Verlagsbuchhändler wird er später das Ethnologische als ein Hauptgebiet pflegen. Überrascht hört der Vater auch eine eigene Lebensmaxime aus dem Kindermund: „Das Fahren ist das Beste am Reisen.“ Der Vater und sein Jüngster wachsen mehr und mehr zusammen. Auf der Schule ging es mit Friedel nur mittelmäßig und das Französische Gymnasium verläßt er mit der Reife für den Einjährig-freiwilligen Dienst. Aber umso gütiger und williger zeigt sich sein Allgemeincharakter. Immer ist er dabei, den Helfer des Vaters zu spielen, wenn es gilt, die Manuskripte als schneller Laufbursche zur Zeitungsdruckerei zu bringen.<sup>9</sup> Zwischen Vater und Sohn entwickelt sich ein stilles Einvernehmen. Mochte der Älteste als Kadettenlehrer das Erzieherische vom Vater haben, mochte der zweite Sohn mehr zur Verstandesseite und zur sachlichen Aussprache mit dem Vater veranlagt sein, und mochte die Tochter Mete mit ihrer überhöhten Feinnervigkeit ein gut Teil der künstlerischen Fähigkeit des Vaters spiegeln, wie die Corinna, ihr Abbild, in „Frau Jenny Treibel“: Friedel der Schulgescheiterte, der Freund der Drucker und Metteure und die Leseratte wird zum lebensmäßigen Liebling des Dichters. Was soll er für einen Lebensberuf ergreifen? Mathilde von Rohr erfährt es zuerst: „Friedel hat sich für den Buchhandel entschieden und weiß nur noch nicht wohin? Ich gäb ihn gern nach London, vorausgesetzt, daß dergleichen überhaupt möglich ist.“<sup>10</sup>

Wie ein verhüllter Nachruf auf Friedrich Fontane erschien der Aufsatz „Beruf und Berufung des Verlegers“ von Ernst Heimeran: „Bücher begleiten sie von Jugend an. Der Anruf der Bücher wurde früh gehört und befolgt. Alle großen Verleger sind erst große Leser gewesen.“<sup>11</sup> Schon durch kindliche Freundschaften mit den Männern der Druckerei hatte Friedrich Fontane die Kenntnisse von Lettern und Papieren, von Falzen und Heften, von Umbruch und Korrekturen, von Kaptalen und Titeln ergattert. Während früher die bedeutenderen Verleger fast alle aus fremden Berufen herüberkamen, gehört Friedrich Fontane mit zu den ersten, die eine fachtechnische Ausbildung erhielten und so die eigene Begabung erhöhten. Der Vater muß besonders mit der charakterlichen Haltung des Sohnes zufrieden gewesen sein. Er konfrontiert den Neunzehnjährigen geradezu mit den übrigen Kindern, wenn er an Mathilde von Rohr schreibt: „Die Kinder — mit Ausnahme von Friedel, der einen gütigen, teilnahmevollen, lebenswürdigen Charakter hat — sind im letzten Winkel ihres Herzens alle über die kleinen Lebensverhältnisse verstimmt.“<sup>12</sup> Fast wie ein buchhändlerischer Lehrherr stellt der Vater immer wieder beratend und ausbildend hinter dem Sohne, um dessen buchhändlerische Fähigkeit mehr und mehr zur Entfaltung zu bringen.

Der Vater notiert in seinem Tagebuch:

1884. 9. Februar. Friedel wird im Elisabethkrankenhaus operiert; alles scheint vorläufig gut gegangen. 1. Oktober. Friedel hat seine Lehrzeit bei Langenscheidt (Verlagsbuchhandlung in Berlin) beendet und verläßt Berlin, um zunächst einen Besuch in Dobbartin (bei Mathilde von Rohr) und Rostock (bei

- Fontanes Jugendfreund Friedrich Witte) zu machen und dann in Jena in das Frommannsche Sortimentsgeschäft einzutreten.
1885. April. Friedel verläßt Jena zu Ostern und geht nach Leipzig in das Förster-Volkmannsche Geschäft. („Aus Deinem Brief habe ich zu meiner großen Freude ersehen, daß Du Leipzig mit einem guten Zeugnis verlassen ... und eine gute Wohnung in dem feinen und reizenden Oldenburg gefunden hast.“ F. an Friedel v. 6. 6. 85). Juni. Friedel nimmt eine Stellung zum 1. Juni in Oldenburg an, Schulzesche Hofbuchhandlung.
1886. September/Dezember. Friedel — der Ende September aus Oldenburg wieder in Berlin eingetroffen war, wurde beim Militär nicht angenommen und trat vorübergehend in die Wasmuthsche und dann in die Claessensche Buch- und Kunsthandlung ein.
1887. März/Juli. Friedel monatelang ohne Stellung, tritt am 1. Juli bei Buchhändler Seidel als Volontär ein. Friedel ist seit August in dem Verlagsgeschäft von E. Dominik.
1888. Januar/März. Friedel nach wie vor bei Dominik<sup>13</sup>.

Als Friedrich 1884 in Jena beginnt, kommt die Ermahnung des Vaters: „Du bist, glaub ich, ein bißchen zu kritisch; wenn man freundlich und anständig behandelt wird, muß man in allen Lebenslagen zufrieden sein; ein volles Behagen ist selten und kommt meist extra und wie von ungefähr; wo man drauf wartet, bleibt es fast immer aus. Das beobachte ich nun seit fünfzig Jahren.“<sup>14</sup> Im Juli 1886 kommt Friedel bereits mit größeren Berufsplänen. Fontane schreibt darüber an die Gattin: „Über Friedel sprechen wir demnächst mündlich; ich wünsche nicht, daß er sich auf diese Wippe begibt, aber das muß ich ihm doch einräumen, daß all das, was er vorhat, kein Unsinn ist, und daß ihm, bei nur leidlichem Glück, die Wippe zum Lift werden kann, der ihn bequem in die Beletage hebt.“<sup>15</sup> Dann kommt das Dienstjahr heran im Oktober 1886. Wo? In Berlin, wo die Eltern sind, oder in Oldenburg, wo Friedrich konditioniert? Der Vater rät: „Nur nicht anfragen oder gar Dienste anbieten bei Freunden, Verwandten und Bekannten. Geld pumpen und Gefälligkeiten erbitten, darf man immer nur bei Fremden ... Alles im Leben ist Bestimmung oder Lotto und man muß abwarten, wie's fällt. Herauskalkulieren läßt sich nichts ... Sich einem wohlhabenden und angesehenen Mann gegenüber als tüchtig, zuverlässig, gefällig und anspruchslos erwiesen zu haben, ist, ich will nicht sagen immer, aber in den meisten Fällen von Vorteil. Und nun handle nach Deinem Wunsch und Ermessen.“<sup>16</sup> Und noch immer ist Friedrich der getreuliche Helfer des Vaters, beschafft Bücher, überprüft die Manuskripte, schafft sie zur Druckerei und liest die Vorkorrekturen. Friedrich wird immer genau über des Vaters Erfahrungen mit den Verlagen unterrichtet. Über Hertz, Grote, Kröner u. a. „Der Verkehr mit Kröner höchst angenehm; immer perfekter Gentleman in Gesinnung und Form. Von diesem Schwaben könnten unsere Berliner viel lernen, die alle mehr oder weniger sonderbar sind, entweder großmäulig oder bänglich oder pffiffig oder rüplig oder gar mit Gelehrsamkeitsallüren. Das sind die schlimmsten.“<sup>17</sup> Auch soll Friedel unbedingt in einen Klub junger Männer: „Bicyclefahrer, Seglerklub, Bootfahrerklub, Kegelklub ... Dann hat er das, was ihm fehlt.“ Nämlich Verkehr mit netten Leuten und guten, anständigen Menschen. Am 12. Januar 1884 ist Friedel mit auf dem Ball beim Verleger Müller-Grote. Auch bei der Silber-Hochzeitsfeier von Müller-Grote ist Friedel dabei<sup>18</sup>. Trotz aller Bemühungen des Vaters muß es mit Friedrich beruflich nicht recht vorwärts gegangen sein. Erst bei Emil Dominik scheint er eingeschlagen zu sein und berufliche Befriedigung gefunden zu haben.

2. Dann aber geschieht etwas Seltsames, Überraschendes: Der Vater kommt auf die Idee einer Verlagsgründung. In jenen Jahren taucht zum ersten Mal der Gedanke an die Zusammenfassung seines epischen Werkes auf und zum 70. Geburtstag werden bei Dominik dann vom Herbst 1889 bis November 1890 Fontanes „Gesammelte Romane und Novellen“ erscheinen. Im Tagebuch notiert der Dichter beim Jahr 1888:

Etwa im Oktober oder etwas später etabliert sich Friedel. Firma Friedrich Fontane, der junge dicke Lewy als kapitaleinzahlender Associé. Die Sache beginnt ganz gut, gutes Weihnachtsgeschäft und sogar Verlagsartikel<sup>19</sup>.

Bei Fontanes war es üblich, daß sich die ganze Familie auf Grund der Dichtung des Vaters damit befaßte, die druckfähigen Manuskripte herzustellen. Die Gattin und Tochter Mete fertigten Aberhunderte von Seiten druckreifer Abschriften von Novellen und Romanen. Bei der Verlagsgründung von 1888 brachte der Vater die Verlagsrechte auf alle noch zu schaffenden Werke ein, der Sohn Friedrich die verlagsbuchhändlerischen Fachkenntnisse; den „kapitaleinzahlenden Associé“ Lewy verdankte Fontane dem freundschaftlich verbundenen langjährigen Bankier seiner Ersparnisse Julius Sternheim und seiner Gattin Marie Sternheim, geb. Meyer. Ihr Sohn Hans, der in Auschwitz tragisch ums Leben kam, war Fontanes Patenkind. Hauptverlagsgebiete wurden Länder- und Lebensbeschreibungen sowie Belletristik, darunter nach mühsamen Rückerwerbungen der Verlagsrechte das Gesamtwerk Theodor Fontanes.

Der handelsrechtliche Gründungstag der Firma war der 1. Oktober 1888. Zur Herbstmesse 1889 erschien hier als erste Publikation aus dem Werke des Vaters der Roman „Stine“. Im nächsten Jahre folgte die 2. Auflage des Romans „L'Adultera“, der in erster Auflage 1882 bei S. Schottländer in Breslau erschienen und nun durch Friedrich Fontane zurückerworben worden war, ferner die 2. Auflage des Romans „Irrungen, Wirrungen“, den in erster Auflage W. Steffens in Leipzig herausgebracht hatte. Wieder ein Jahr später übernahm Friedrich Fontane den Roman „Cécile“, der 1887 in erster Auflage im Verlag von Ernst Dominik in Berlin erschien. Zur Herbstmesse 1892 erfolgte die Herausgabe des Romans „Frau Jenny Treibel“ durch Friedrich Fontanes Verlag. Bezeichnend die Worte, mit denen der Dichter ein Rezensionsexemplar an Otto Brahm übersandte: „Anbei mit schönsten Grüßen ‚Jenny Treibel‘, der Sie vielleicht ein paar freundliche Worte widmen. Ich spreche diesen Wunsch *noch mehr* als Verleger — wie als Buchvater aus.“<sup>20</sup> Der Roman „Quitt“ erschien im Herbst 1890 zuerst noch im Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin. 1890 und 1891 übernahm Friedrich Fontane auch die zwölfbändige, ursprünglich bei Ernst Dominik herausgekommenen „Gesammelten Romane und Novellen“ seines Vaters in Verlag, der damals firmierte: „Deutsches Verlagshaus Berlin (F. Fontane u. Co.)“. Es muß sich um eine Zusammenarbeit mit dem Deutschen Verlagshaus Berlin Richard Bong u. Co. (in Berlin und Leipzig) gehandelt haben, ein Übergang zu größerer Konzentration der Werke des Vaters im Verlag des Sohnes. Die „Gesammelten Romane und Novellen“ enthielten: L'Adultera; Graf Petöfy; Schach von Wuthenow; Unterm Birnbaum; Vor dem Sturm; Grete Minde; Ellernklipp; Cécile; Irrungen, Wirrungen; Stine; Kriegsgefangen. Von diesen Werken waren als Erstausgaben 1878 „Vor dem Sturm“, 1880 „Grete Minde“ und 1881 „Ellernklipp“ bei Fontanes Wanderungs- und Gedichte-Verleger Wilhelm Hertz erschienen; „Unterm Birnbaum“ hatte 1885 Gustav Grote in Berlin verlegt. Es waren nur

Lizenzen. Dagegen wurden „Schach von Wuthenow“, der 1883 in Erstauflage bei W. Friedrichs in Leipzig und „Graf Petöfy“, der 1884 bei W. Steffens in Dresden verlegt wurde, ebenso wie das Erinnerungsbuch „Kriegsgefangen“, das 1871 Rudolf von Decker in Berlin verlegt hatte, von Friedrich zurückübernommen. Im Zusammenhang mit der verlagsrechtlichen Zusammenfassung des väterlichen Werkes standen die Bestrebungen Friedrich Fontanes, seinen Verlag auf breitere finanzielle Basis zu stellen. Des Dichters Tagebuch verzeichnet dazu (vor April 1891): „Friedel trägt sich mit Veränderungsplänen in seinem Geschäft; Lewy wird wohl ausscheiden und eine andere Geldkraft als Kompagnon eintreten.“<sup>21</sup> Und zum Oktober 1891 vermeldet das väterliche Tagebuch: „Friedel findet zwei neue Kompagnons und erweitert sein Geschäft, das er nach Magdeburgerplatz 4 verlegt, bedeutend.“<sup>22</sup> Kompagnons und Prokura zeichnende Kommanditisten waren seit dem 1. Oktober 1891 *Egon Fleischel* und seit dem 1. Juli 1893 *Friedrich Theodor Cohn*. Friedrich Fontane blieb persönlich haftender Gesellschafter.<sup>23</sup> Über den Bedeutenderen der beiden Associés, Fleischel, der redaktionell sehr tätig wurde, waren mir Informationen zugegangen, die ich als antisemitische Legenden für unglaublich hielt. Auf eine Anfrage antwortete mir Friedrich Fontane am 19. Juli 1938: „Egon Fleischel war 1891–1903 mein Kompagnon (Kommanditist) und gründete dann unter seinem Namen einen neuen Verlag, an den viele meiner Autoren übergingen (Ompfeda, — Viebig — Hegeler — Flaischlen etc.). Die Firma ging dann während der Inflation in der Stuttgarter Deutschen Verlagsanstalt auf. — Fl. war gebürtiger Hamburger (sein Vater, aus Ungarn verzogen, hatte eine reiche Hamburgerin geheiratet) und gehörte jenem Bankier- und Maklerkreise an, der sich meist aus Elementen des internationalen Judentums zusammensetzte. So wurde er durch seine, meines Wissens nach in New York geb. Frau mit den Hallgarten, Ladenburg etc. verwandt. Natürlich war er längst getauft. Er war ein feingebildeter Mann und durch und durch Hanseat. Die ‚Rasse‘ kam bei ihm nur wenig zum Durchbruch. Als Ideal schwebte ihm die sich abschließende I. Hamburger Gesellschaft mit ihren Senatoren und Reedern vor. — Ursprünglich Schauspieler gewesen (war kein übler!) hatte er — unterstützt durch reichliche Mittel — viel gesehen, interessante Menschen kennen gelernt. (Sudermann verkehrte in seinem Elternhause). — Mein Vater mochte ihn sehr gern. Die Verhältnisse lagen ähnlich wie bei Hans Hertz, dem Sohn von Wilhelm Hertz, der ja auch eine Hamburgerin geheiratet hatte. — Die beiden Familien sollten wohl deshalb als Hilfstruppen für den Roman herangezogen werden, weil die Beziehungen meines Vaters zu Hamburg recht dürftig waren.“ (Bei dem Roman handelte es sich um die „Likedeeler“). — Fr. Th. Cohn heiratete Clara Viebig und gründete später ebenfalls einen selbständigen Verlag. 1921–1933 war er Vorsitzender des Vereins schöngeistiger Verleger. Befriedigt unterrichtete der Dichter seinen Freund Hermann Wichmann über den Weg seines Sohnes: „Der dritte Sohn ist Buchhändler und hat ein großes und sehr interessantes Verlagsgeschäft; fürs Geld sorgen zwei reiche Kompagnons.“<sup>24</sup> Im Zusammenhang mit der Verlagerweiterung des Sohnes stand auch die im Februar 1892 vom Dichter errichtete letztwillige Verfügung über die Autoren- und Verlagsrechte über seine Werke und seinen literarischen Nachlaß<sup>25</sup>.

Inzwischen rückte der junge Verlag in die Reihe der führenden deutschen belletristischen Verlage auf. Auf dringendes Abraten des Vaters hin verzichtete Friedrich auf den Verlag von *Fritjof Nansens* „In Nacht und Eis“, während der Vater sich kraftvoll für den Verlag der Werke des *Wilhelm von Polenz* einsetzt<sup>26</sup>. Die Verlagsarbeit wird wirksam unterstützt durch eine wöchentlich herausgebrachte belle-



tristische Pressekorrespondenz „*Das Salon-Feuilleton*“, in dem als eine der letzten kritischen Äußerungen des Dichters die lobende anonyme Rezension von *Gerhart Hauptmanns* „*Webern*“ erschien<sup>27</sup>. Friedrich tritt auch als Förderer bei der Bildung des „Wandervereins Reform“ auf, für den der Fontaneverlag „Fontanes märkisches Wanderbuch“ von *Carl Albrecht* herausbrachte<sup>28</sup>. Er veröffentlichte ferner Fontane's Führer durch die Umgebung Berlin's, Teil 1, 2, 3 bearbeitet vom Touristen-Club für die Mark Brandenburg, dem Vorgänger der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg, dessen langjähriges Mitglied er war. Dem Vater wurde die große Entwicklung des Verlages oft unheimlich, aber schließlich konnte er nicht umhin, den Erfolg anzuerkennen: „Friedel verlegt tapfer weiter. Ich war anfangs gegen diesen Großbetrieb und gegen den Wettbewerb mit den reichsten und angesehensten Firmen. Er hat aber in dieser Streitfrage recht behalten und, wie ich hinzusetzen muß, nicht bloß durch Glück, sondern auch durch Fleiß, Umsicht und Geschicklichkeit. Er hat was von Großmannssucht, was mich stört; mauert sich aber jemand heraus und bringt es zu 'was, so kriegt das, was einem als Großmannssucht erschien, einen anderen Namen. Auf dem Gebiet der Belletristik ist er, nach meiner Kenntnis, der Nummer-1-Verleger geworden. Selbst die großen, reichen Firmen stehen literarisch dagegen weit zurück.“<sup>29</sup> Bei dem Weihnachtsgeschäft von 1895 meint der Dichter fast erschrocken und doch dankbar gegenüber der Werbekraft des Verlages: „Ja, man konnte sich in diesen Tagen vor mir (bzw. Friedel) kaum noch retten.“<sup>30</sup> Diese Verlagsausweitung kam auch dem Werke Theodor Fontanes zugute. Herbst 1893 erschienen die Plaudereien „Von vor und nach der Reise“ und das Erinnerungsbuch „*Meine Kinderjahre*“, Herbst 1894 der Roman „*Effi Briest*“, 1896 „*Die Poggenpuhls*“, 1898 die Erinnerungen „*Von Zwanzig bis Dreißig*“ und posthum 1899 „*Der Stechlin*“, einige bereits im Ersterscheinungsjahr in 2. und 3. Auflage. Im Jahre 1898 war Friedrich Fontane vierzig Jahre alt, ein hochangesehener Mann im Kreise der Berliner Verleger. Er gehörte nicht nur der von der Preußischen Regierung bestätigten alten „Korporation der Berliner Buchhändler“ an, sondern war auch Schriftführer der am 24. April 1888 gegründeten „Vereinigung der Berliner Mitglieder des Börsenvereins Deutscher Buchhändler“ und Vorstandsmitglied des am 26. April 1891 geschaffenen „Berliner Verlegervereins“<sup>31</sup>. Das ist beachtlich, weil Berlin (bei der Zählung vom 2. Dezember 1895 hatte es schon 1 677 135 Einwohner!) in der Bibliopolen-Geographie ein Hauptzentrum des Geistes in Deutschland wurde. Wagte doch der Fontane-Verlag den avantgardistischen Schritt mit der 1895 gegründeten Kunst- und Literaturzeitschrift „*PAN*“, hrsg. von *Wilhelm Bode*, *Eberh. Frhr. Bodenhausen* und *Cäsar Fleischlen*. Beim Tode des Dichters befand sich der Verlag in Berlin W, Lützowstr. 84b. Dem Gedächtnis des Vaters widmete der Sohn die erste Bibliographie der Werke Theodor Fontanes<sup>32</sup>.

3. Bereits im Frühjahr 1899 brachte Friedrich Fontane die Familienangehörigen zu Besprechungen mit der im Testament des Dichters von 1892 festgelegten literarischen Nachlaß-Kommission, der Tochter *Martha Fontane*, dem Theaterkritiker der Vossischen Zeitung *Dr. Paul Schlenther* und Justizrat *Paul Meyer* zusammen. Es wurden vier für den Fontane-Verlag wichtige Pläne aufgestellt:

1. Publikation der Theaterkritiken durch *Paul Schlenther*,
2. Publikation der Briefe an die Familie durch den Gatten von *Martha*, Professor Dr. Ing. K. E. O. Fritsch,
3. Publikation der Briefe an die Freunde durch *Paul Schlenther* und Professor Dr. Otto Pniower,

4. Gesamtausgabe der Werke, die Professor Dr. Erich Schmidt von der Universität Berlin besorgen sollte<sup>33</sup>.

Außer den Verworrenheiten, die durch das von Justizrat Meyer aufgestellte Testament von 1892 entstanden und zu bereinigen waren, hatte Friedrich Fontane mancherlei Ärger. „In diesen Wochen fällt auch ein Besuch von *Gustav Dahms*, der meine Mutter interviewte und um ein paar Nachlaßgedichte bat. Vor allem aber auch um die Erlaubnis, in der ersten Nummer der Scherlschen ‚Woche‘ (1. 1. 1899) das Huldigungsblatt zu reproduzieren, das Menzel zum 70. Geburtstag gezeichnet hatte. Menzel versagte der alten Freundin den Wunsch nicht, zumal damit ein anständiges Honorar für sie abfiel. Als der D'sche Aufsatz dann erschien, hatte ich viel Ärger. Er enthielt u. a. auch einen scharfen Ausfall gegen Lessing, wofür ich — obgleich ich keine Ahnung davon hatte, was die alte Dame alles ausgeplaudert haben mochte —, von Stephany verantwortlich gemacht wurde. ‚Da Sie mit Ihrer Mutter zusammenleben, müssen Sie wissen, was sie alles gesagt hat.‘ Ich beschloß, mich sehr reserviert zu verhalten ...“ Aber nicht nur der Eigentümer der „Vossischen Zeitung“ und sein Chefredakteur waren aufgebracht. Auch Dr. *Pniower* bereitete Ärger. Friedrich Fontane hatte von Paul Schlenther, aus Anlaß der Verbrennung eines Roman-Manuskriptes durch die Mutter, den Auftrag erhalten, weitere Vernichtungen zu verhindern. Dies geschah peinlich. „Umso mehr mußte es mich kränken“, erzählt Friedrich Fontane, „daß mir Pniower später den Vorwurf machte, ich hätte meine Mutter zu dem Vernichtungsakt bestimmt. Da ich mit ihr zusammenwohnte, wurde ich eben für alles verantwortlich gemacht. Auch dafür, weil die beiden Judengedichte im ‚PAN‘ gedruckt wurden, die der Herausgeber (Cäsar Flaischlen) sich ausgesucht und von meiner Mutter erbeten hatte.“ Auf die geringen Beziehungen der Familie Fontane zu der Gesellschaft der ‚Zwanglosen‘ ging Friedrich ein: „Die Beziehungen während der Berliner Theatersaison zu den ‚Zwanglosen‘ waren nur ganz lose. Der von ihnen vertretene Naturalismus behagte Th. F. im allgemeinen nicht. Vor allem stieß ihn aber das Aufdringliche, Vordrängende, Arrogante ab, daß in dieser Clique sich immer breiter machte. Die wenigen paar Christen, wie Hartleben, nicht ausgenommen. Innerlich fand schon damals seine Abkehr vom Judentum statt, was ja dann in den beiden Gedichten und dem Brief an Paulsen auch später öffentlich zum Ausdruck kam. Der ‚alte‘ Kreis (Rütli) kannte mit Ausnahme von Lazarus, den Th. F. als letzten auch noch fallen ließ, überhaupt keine Freundschaften mit Juden. (Lazarus, als Generalpächter des Leipziger Rauchwaren-Messviertels, wobei Heyse fast seine Ersparnisse verlor).“<sup>34</sup> Auf das gleiche Thema ging Friedrich Fontane noch einmal anläßlich der 1936 von Hans Sternheim als Privatdruck publizierten Fontane-Erinnerungen von *Paul Meyer* ein: Meyer erzählt das Zusammentreffen mit Friedrich Fontanes Sozios Fritz Th. *Cohn* und die Entstehung der Gedichtszeile „Kommen Sie, Cohn.“ Friedrich dazu berichtend: „Es war das einzige Mal, daß m. W. Cohn überhaupt in der Wohnung war. Nur des Klanges, d. h. des Reimes wegen, ohne an das Erlebnis zu denken, wurde der jüdische Name Cohn gewählt. So hat es mir mein Vater erzählt, als ich darnach fragte ...“ Meyer hat den Dichter bewogen, die von Brahm und Schlenther geforderte Veröffentlichung der Gedichte „An meinem Fünfundsiebzigsten“ und „Veränderungen in der Mark“ zu unterlassen. Dazu Friedrich Fontanes Erinnerungen: „Als Meyer meinen Vater bei Gelegenheit des aufzusetzenden Testamentes kennen lernte, war Th. F. bereits 70 Jahre alt! — Vorher hatten nur gelegentliche Begegnungen gesellschaftlicher Art bei Meyers Schwager Sternheim (der Meyers

Schwester geheiratet hatte) stattgefunden, der der Bankier für Th. F.'s. Ersparnisse geworden war. Was konnte da M. von Th. F.'s. Vorleben wissen? — Th. F.'s. Beziehungen zu *Auerbach* gingen über das übliche Maß der Kollegenschaft nicht hinaus. Von Verkehr zwischen beiden Männern war keine Rede. Mit Lazarus — der der einzige Jude im Rütli war — bestand nur ein ganz oberflächlicher Zusammenhang, der während der letzten Lebensjahre — als Lazarus der Philosoph, sich als geschäftstüchtiger Jude auch seinen Freunden gegenüber, ob Jude oder Christ, entpuppte — aufgegeben wurde. Auf den Antisemitismus trifft das (d. i. Änderung der Anschauungen) *nicht* zu. Dieses erst nach den Gründerjahren aufgekommene Wort hat nichts mit Fontanes Abneigung den Juden gegenüber zu tun. Dieser seine Stellungnahme begegnet man schon in seinen Jugendbriefen an Wolfsohn. Der ablehnende Standpunkt der Rasse gegenüber mußte begreiflicherweise sich verstärken, als die Anmaßung, die Übergriffe einzelner prominenter Juden bedenklich zunahmen und die drohende Gefahr für die Zukunft erkennen ließen.“ Zur Herkunft des *L'Adultera-Stoffes* schrieb mir Friedrich Fontane, berichtend: „Die Hauptquelle war eine Frau Minette Harder in der Schmidtstraße, bei der der junge Ravené in Pension war. — Die Harder war mit Frau Emilie und namentlich Frau Treutler in Neuhof eng befreundet.“

4. Die noch bis zum Ausbruch des 1. Weltkrieges gewährten ruhigen anderthalb Jahrzehnte hat Friedrich Fontane genutzt, um eine möglichst große verlagsrechtliche Zusammenfassung des väterlichen Werkes in seinem Verlage herbeizuführen. Nach dem Erscheinen des hinterlassenen Romans „Der Stechlin“ legte Friedrich 1900 eine Zusammenfassung der Englandbücher „Ein Sommer in London“ (1854 bei Gebr. Katz in Dessau erschienen) und „Jenseits des Tweed“ (1860 von Julius Springer, Berlin, verlegt) dem Publikum vor. 1899 erwarb Friedrich Fontane auch die Restbestände und Verlagsrechte der Osterreise durch Nordfrankreich und Elsaß-Lothringen 1871 „Aus den Tagen der Okkupation“ vom R. v. Deckers Verlag. 1901 trat das *neue Urheber- und Verlagsrecht* in Kraft, infolgedessen es 1903 zum Streit zwischen Autoren und Verlegern kam, in den Prof. Dr. Karl Bücher mit seiner Streitschrift „Der Buchhandel und die Wissenschaft“ eingriff. Die verlagsrechtlichen Bemühungen, die Sichtung der Kritiken durch die philologischen Mitarbeiter und die Sammlung der Fontanebriefe gingen nur schleppend voran. Auch mögen die verschiedenen Interessen der Erben nicht leicht in Einklang zu bringen gewesen sein. Dem Verlag wurde die Programmierung durch das Nachtestament der 1902 verstorbenen Gattin des Dichters etwas erleichtert. So erschienen im Winter 1904 im Fontaneverlag die von Professor K. E. T. Fritsch herausgegebenen beiden Bände „Briefe an die Familie“. Diese Publikation öffnete das Tor zu einer tieferen Einsicht in das Werk des Dichters. Der Verlag versandte darnach ein Rundschreiben folgenden Wortlautes:

*Die Unterzeichneten bereiten eine Ausgabe der „Briefe Theodor Fontanes an seine Freunde“ vor. Der Dichter hat einen ausgebreiteten Briefwechsel geführt, und wir wollen möglichst viel davon sammeln, um das Geeignete in den Druck zu geben. Wir bitten deshalb alle diejenigen, die im Besitze von Briefen oder Karten Theodor Fontanes sind, unsere Absicht zu unterstützen und die Dokumente an den Verlag F. Fontane & Co., Berlin Grunewald, Taubertstraße 1, zum Zwecke der Abschrift (eventuell gegen entsprechende Honorierung) einzusenden. Für gewissenhafte Rückgabe der Originale bürgen wir.*

Dr. Paul Schlenther                      Prof. Dr. Otto Pniower  
F. Fontane & Co., Verlag.

Zum 85. Geburtstag Emilie Fontanes am 14. November 1909 legten Herausgeber und Verleger in zwei starken Bänden die Freundesbriefe vor. Die berühmteste Rezension darüber schrieb Thomas Mann<sup>35</sup>. Die beiden großen Briefpublikationen, deren ganze Arbeitslast fast ausschließlich von Friedrich Fontane getragen werden mußte, stehen im engsten Zusammenhang mit dem Plan der „Gesammelten Werke“. Weder Erich Schmidt noch Otto Pniower noch der als Burgtheaterdirektor nach Wien gegangene Paul Schlenther bekundeten noch ein besonderes Interesse an dem Verlagsplan. Es mag auch bei der Eigenwilligkeit von Friedrich Fontanes Verlegerabsichten nicht leicht gewesen zu sein, sich über Anlage und Grenzen zu verständigen. Paul Schlenther jedoch ist die Herausgabe der ausgewählten Theaterkritiken Theodor Fontanes „Causerien über Theater“ 1904 im Fontaneverlag zu danken. Dann wagte Friedrich Fontane den Alleingang ohne die Philologen und brachte selbst 1905 die 1. Serie der „Gesammelten Werke“ des Vaters, die Romane und Novellen in zehn stattlichen Bänden heraus. Ihr folgte als noch imposantere verlegerische Leistung 1908 die 2. Serie (Gedichte, Autobiographisches, Reisebücher, Briefe, Kritiken, Nachlaß), die auch den 1907 von *Joseph Ettlinger* herausgegebenen Band „Aus dem Nachlaß“ (Mathilde Möhring, Gedichtnachlese, Literarische Studien und Eindrücke. Die Märker und das Berlinertum) in sich aufnahm. Mit der ersten Serie insgesamt 21 gewichtige Bände, die über ein halbes Jahrhundert hin die einzige authentische Gesamtausgabe des väterlichen Werkes blieben! Hier mag auch angefügt werden, daß der Verlag die Rechte der Übersetzungen Fontanescher Werke ins Französische, Englische, Russische u. a. überwachte und daß Friedrich Fontane gerne seinem „Affenzucker gab“, nämlich der Familiengeschichte, durch Herausgabe der „Feldpostbriefe 1870/71“ des verstorbenen Bruders George Fontane, der Lebenserinnerungen des Großvaters der Dichtersgattin *Jean Pierre Barthélemy Rouanet* „Von Toulouse bis Beeskow“, der gastronomischen Aufzeichnungen der Großmutter *Frederike C. Fontane, geb. Werner* „Wie man in Berlin zur Zeit der Königin Luise kochte“ und der von Eva v. Arnim herausgegebenen Briefe *Bernhard von Lepels* an Th. Fontane „Vierzig Jahre“. Aus dem reichen Schatz der familiären Bildsammlungen publizierte Friedrich Fontane 1910 die erste illustrierte Ausgabe „Von Zwanzig bis Dreißig“, der später die illustrierte Ausgabe von „Meine Kinderjahre“ folgte. 1915 erschien „Kriegsgefangen“ als Hochschulausgabe mit Bismarcks Repressiv-Noten. Nachdem Egon Fleischel schon 1903 und bald danach auch Fritz Th. Cohn ausgeschieden war, fungierte um 1914 als einzige Kommanditistin des Verlages Friedrichs Gattin *Dina Fontane*<sup>36</sup>. Friedrich Fontane war 1920 bereits in Neuruppin ansässig, der Verlag befand sich 1926 in Berlin SW 68, Markgrafenstraße 77. Er hat praktisch noch 1928, also vierzig Jahre nach seiner Gründung existiert.

Im exklusiven Verlagsrecht fehlten noch jene Werke, die im Verlag von Wilhelm Hertz geblieben und von dort an die J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. in Stuttgart gelangten. 1905 waren dies noch: Vier Bände der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, der Ergänzungsband „Fünf Schlösser“, die 6.—14. Auflage der „Gedichte“, die Romane „Vor dem Sturm“ (6., wohlfeile Volksausgabe), „Quitt“ (2. Aufl.), „Unwiederbringlich“ (4. Aufl.) und die Novellen „Grete Minde“ (3. Aufl.) und „Ellernklipp“ (2. Aufl.). Zu dieser Verbindung des Fontane-Verlages mit *Alfred Kröner-Cotta* Nachfolger trat noch die Verbindung mit dem Verlag von *Samuel Fischer* in Berlin, in dessen „Bibliothek zeitgenössischer Romane“ seit 1908 Fontanes Romane als Lizenzausgaben erschienen. Dort publizierte Paul Schlenther

1915 eine Auswahl in fünf Bänden. Es kamen dann über das deutsche Verlagswesen und auch über den Fontaneverlag die schweren Schatten des ersten Weltkrieges und im Jahre 1918, also zehn Jahre vor dem Freiwerden der Urheberrechte, gingen sämtliche im Verlag von F. Fontane & Co. erschienenen Werke und Ausgaben von Theodor Fontane, also auch die Gesamtausgabe in den zwei Serien von 1905 und 1908 in den Verlag von Samuel Fischer über.<sup>37</sup>

5. In Friedrich Fontanes Arbeit am Werke seines Vaters begann der letzte Abschnitt. Das Fontane-Jubiläum 1919 fiel in eine ungünstige Zeit. Samuel Fischer brachte trotzdem eine Jubiläumsausgabe der Gesammelten Werke in zwei Reihen zu je fünf Bänden mit Einleitungen von *Paul Schlenther* und *Ernst Heilborn* und ein „Fontanebuch“ mit Unveröffentlichtem aus dem Nachlaß und dem Tagebuch der letzten Lebensjahre, herausgegeben von Ernst Heilborn. Wie ein Vermächtnis gab Friedrich Fontane all sein Wissen in die große Fontane-Biographie von *Conrad Wandrey*<sup>38</sup>. Nach 1925 entschwand das Werk Theodor Fontanes dem verlegerischen Interesse

Umso wichtiger wurde das unermüdliche Ringen der beiden Söhne, des Wirklichen Geheimen Kriegsrates *Theodor Fontane* und des Verlagsbuchhändlers Friedrich Fontane, um in der Zeit der für deutsche Literatur üblichen drei Vergessenheitsjahrzehnte das Interesse für das Werk des Vater zu erhalten. Ihm diente das Fontane-Archiv, vornehmlich von Friedrich Fontane im Verlagsarchiv betreut. Das Jubiläum von 1919 hatte der Familie Fontane in dem Literatur- und Kulturwissenschaftler *Mario Krammer* einen neuen Helfer zugeführt, der 1920 als Liebhaberdruck des Verlages von Arthur Collignon aus dem Nachlaß des Dichters etwa ein halbes Hundert Gelegenheitsverse und 34 Briefe, vornehmlich an Familienangehörige, sowie Reproduktionen einzelner Manuskripte und Zeichnungen aus Fontanes Tunnelalbum unter dem Titel „Th. Fontanes engere Welt“ veröffentlichte. Der Herausgeber dankt den Erben des Dichters, „die in gewohnter Liberalität die Hinterlassenschaft ihres Vaters zur Verfügung gestellt und das Zustandekommen dieses Buches mit werktätigem Anteil begleitet haben.“ Die letzte dem Dichter gewidmete Publikation des Fontaneverlags war eine von den beiden Söhnen Theodor und Friedrich besorgte erweiterte Ausgabe der Theaterkritiken in zwei Bänden, von denen aber nur der erste Band 1926 mit den Kritiken über die Aufführungen im Kgl. Schauspielhaus zu Berlin unter dem Titel „Plaudereien über Theater“ erschienen ist. Er enthält zahlreiche neue Dokumente aus Fontanes Kritikertätigkeit, Tagebuchnotizen und Schauspielerbriefe. In Zukunft sollten zahllose Forscher das *Archiv in Neuruppin* immer wieder ausschöpfen dürfen, vor allem auch die Studenten der beiden Fontane-Seminare des Berliner Literaturhistorikers Prof. Dr. *Julius Petersen*. Sie alle konnten aus dem Born des Wissens und der Ermittlungen schöpfen, den der alte Verleger in seinen vorbereiteten Publikationsbänden und Karteien geschaffen hatte. Ohne ihn wären die schönen bibliophilen Veröffentlichungen des Fontane-Abends und der Maximilian-Gesellschaft nicht möglich gewesen, ohne ihn aber auch nicht die etwa zehn größeren Werkpublikationen, wie der von *Wilhelm Wolters* 1910 herausgegebene Briefwechsel Fontanes mit Wilhelm Wolfsohn, der 1928 von *Ernst Petzet* besorgte Briefwechsel zwischen Paul Heyse und Fontane und der zwischen den beiden Handschriftenversteigerungen von 1929 und 1933 von *Wolfgang Rost* im Reiss-Verlag Dresden herausgebrachte Gedichteband „Allerlei Gereimtes“ mit fast wiederum



einem halben Hundert unbekannter Gedichte. Dankbar gedenkt *Heinrich Spiero* des Fontanesohnes bei seiner Fontanebiographie (1928) Dann wagte kaum noch ein Verleger sich an eine Fontanepublikation heran. Unter der Not der Inflationsjahre begannen die von Friedrich Fontane als „Kosthäppchen“-Periode gekennzeichnete Zerflatterung in Einzelpublikationen durch Zeitungen und Zeitschriften. Nur Sammler wie *Gerhard Schulze* in Leipzig und *Richard von Kehler* in Berlin gaben kleinere Privatdruckpublikationen.

Derweilen korrespondierte Friedrich Fontane, seit dem Heimgang seines Bruders Theodor am 22. Mai 1933 in vereinsamter Hingebung weiter mit den alten Fontaneverlegern Samuel Fischer, Robert Kröner und Dr. Gustav Müller-Grote über die Möglichkeiten einer Drucklegung der sogenannten „Serie III“ der Werke Theodor Fontanes. In dieser Zeit einer tiefen Depression des belletristischen Verlagswesens saß ich Friedrich Fontane in seinem stillen Heim in der Kurfürstenstraße 2 zu Neuruppin gegenüber. Am Fenster stand sein Schreibtisch mit einer Anzahl Erinnerungstücken aus der eigenen Verlegertätigkeit und aus dem Schreibtischschmuck seines Vaters, darunter die berühmte bronzene Nachbildung der Hand Hellmuth von Moltkes. An der einen Wandseite ein aus den üppigen Verlagszeiten stammendes Plüschsofa, darüber ein Paneelbrett, darin sich ein in Leder gebundenes Exemplar der 21bändigen Werkausgabe des Vaters befand, jeder Band mit zahllosen Notizen Friedrichs über Entstehungsdaten und persönliche Bezüge, darüber auf dem oberen Brett wertvolle Kristallgläser und -gefäße, Erinnerungen an Gaben der Freunde und an die Zeiten seiner beiden Ehen. Als ich auf ein besonders schönes Gefäß aus böhmischem Kristall wies, gestand er mir, daß dies der Rest von seinem Hochzeitsgeschenk an seine erste Frau sei, da alle anderen dazu gehörigen Kelche in der Hand seiner zweiten Gattin zerbrochen seien. So seien nun einmal die Frauen! Wir nahmen Platz an dem in der Mitte des Zimmers auf einem schweren Smyrnateppich stehenden Salontisch aus der Jugendstilzeit. Ich mußte mich auf den dreibeinigen orientalischen Meditationsstuhl des Dichters setzen, den der Sohn wie ein sacrum verehrte. Friedrich Fontane saß mir gegenüber und ich konnte im hellen Licht die Züge seines Antlitzes in mich aufnehmen. Der Dichter mag recht gehabt haben, wenn er dem Sohne eine Art von Großmannssucht nachsagte. „Die Mischung von Bescheidenheit und Selbstbewußtsein ist Familienzug, Fehler oder Tugend.“ Friedrich hielt den Lebensstil seiner Eltern für „geradezu etwas spießig“<sup>39</sup>. Noch jetzt leuchtete von der hohen, mit einer Bürste weißen Haares überhöhten Stirne und von den wasserblauen, mit großen Brauen überschatteten Augen das Großzügige der Berliner Wilhelminischen Zeit um 1900–1910. Wenn er sprach, zeigt sich ein etwas vorstehendes, kräftiges Gebiß, um das ihn der Vater beneiden konnte. Auch seine Art zu sprechen und der Inhalt seiner Gedanken hatten etwas ausgesprochen Superiores. Es mag für seine Mitarbeiter und seine Autoren kein leichtes Zusammenwirken mit ihm gewesen sein. Die Form seiner Hände deutete auf ein energisches Zupackenkönnen. Seine Tätigkeit in den Verlegerorganisationen gerade in der Zeit der großen Auseinandersetzung um Autoren- und Verlegerrechte um 1900 zeugte für seine besonderen Begabungen, aber auch für seine Festigkeit im Berufsdasein. Umso überraschender war seine fast von französischer Eleganz getragene Form des Gesprächs, seine Liebenswürdigkeit, seine nie erlahmende Bereitwilligkeit, besonders der jungen Generation der Schrifttumsforschung hilfreich zur Seite zu stehen. Dahin gehört auch seine fast keine Grenzen kennende Vorliebe für Gastereien mit oft an die Hundert zählenden Freunden im ersten Hotel in Neuruppin. Auch noch im

Alter, als eigentlich die Mittel dazu fehlten, aber ein plötzliches Geldschiff angekommen war. Dabei dachte er stets sorgend an die Zukunft seiner Kinder. Unsere Gespräche knüpften zwanglos an den katastrophalen Ausgang der *Versteigerung des Fontanenachlasses* am 9. Oktober 1933 an. Vielfache Erörterungen über den Verbleib der ersteigerten Nachlaßobjekte und die gebotenen Preise führten schließlich im Herbst 1935 zu folgender Äußerung Friedrich Fontanes: „Hochverehrter Herr Doktor! Hier ist nun endlich der Katalog, den ich mir lieber von meinem alten Freund Paul Lindenberg, statt durch eine Vertrauensperson verschafft habe. — Der Katalog wurde an Hand meiner Karteien von der Firma bearbeitet und zusammengestellt . . . Ich glaube, der Katalog ist jetzt durch meine Marginalien etwas übersichtlicher und verständlicher geworden. Weshalb sollt' ich Sie erst mit eingehenden brieflichen Kommentaren langweilen! — Der Grund, weshalb so viel aus der Versteigerung zurückgezogen wurde, dürfte wohl zum großen Teil auf den damals schon bestehenden Geldmangel zurückzuführen sein. Noch mehr wohl aber auf den Fehler, daß die Kollektivstücke zu umfangreich und zu teuer waren. Die Auktionsfirma hätte sie besser zerlegen sollen, aber sie mag es — ob der Fülle des Materials — nicht gewagt haben. So wurde mir wenigstens von Bekannten, die der Versteigerung beiwohnten, versichert. Ich selbst war nicht zugegen. Die Abschrift eines die Auktion betreffenden Briefes, von Professor Jul. Petersen beehre ich mich, hier beizulegen. — Die zurückgezogenen Originale (denen ich noch einige aus meinem Privatbesitz hinzufügen könnte) stehen selbstverständlich, sehr verehrter Herr Doktor, an einem Ihnen genehmen Ort jederzeit gern zu Gebote, um sie zu besichtigen und prüfen zu lassen. — Die Ihnen wiederholt verursachten Mühen bitte ich gütigst entschuldigen zu wollen. Ihnen herzlich dankend, verbleibe ich hochgeehrter Herr Doktor, Ihr ergebener Friedrich Fontane.“

In dieser Zeit gingen auch vielfältige Bemühungen des Dichtersohnes, den *Jugendroman* „Du hast recht getan“ wieder aufzufinden. Friedrich hatte damals einen Vortrag über „Persönliches über den Vater“ im Deutschen Frauenbund in Neuruppin gehalten und schrieb an helfende Freunde: „Sehr geehrter Herr! Mein Vater hat über die Geschichte nie gesprochen. Ich habe sie auch erst aus seinem Buch erfahren. Wenn alles so stimmt, wie es dargestellt ist, vermute ich, daß der Jugendfreund — oder auch nur Bekannte —, der den Vertrauensbruch beging, den Roman unter einem andern Titel und auch wohl unter Pseudonym hat erscheinen lassen. Meine Erkundigungen, die ich vor vielen, vielen Jahren in Süddeutschland einzog, brachten nichts zu Tage. Man müßte m. E. zunächst feststellen, welche weit verbreiteten Volksblätter damals, d. h. in den 50er Jahren in Süddeutschland (Stuttgart, namentlich auch in Leipzig) gedruckt wurden. Der Schauplatz der Tragödie soll ein ‚abgelegener‘ Platz in der Mark gewesen sein. Derer gab es und gibt es heute noch viele, auch solche mit viel Wald, welche Gegend doch wohl sicher in Frage käme. Es kann aber ebensogut z. B. Ludwigsfelde als Fürstenwalde, wie auch die Prignitz oder Zauch-Belzig usw. der Schauplatz gewesen sein. Vielleicht hat die Eberswalder Forstakademie darüber Akten. (der Ehemann soll Oberförster gewesen sein) — Übrigens war der Pensionär, der die Akten nach 50 Jahren schickte, nicht ein früherer Görlitzer Bürgermeister, sondern — wenn Sie die Stelle genau lesen — der Bürgermeister *jener* Stadt, in deren Umkreis sich das Drama abspielte. Ich wünsche Ihnen einen besseren Erfolg, als ich ihn zu verzeichnen hatte. In vorzüglicher Hochachtung Ihr Friedrich Fontane.“

Friedrich Fontane war beglückt, in der jüngeren Generation großes Verständnis für das Werk seines Vaters zu finden, weil er in den vorhergehenden anderthalb Jahrzehnten gerade auch mit der gelehrten Welt viele Enttäuschungen erlebt hatte, mit Menschen, die gerne den Reichtum des Neuruppiner Archivs und noch mehr die Fülle der Erinnerungen und Karteien Friedrich Fontanes nutzten, aber meist nach einem formellen Dank nur noch an die Auswertung ihres erlangten Wissens dachten. Es war nicht leicht, diese Erbitterung des alten Mannes wieder in menschliches Vertrauen umzuwandeln.

Der handschriftliche *Restnachlaß* Theodor Fontanes war vor der Auktion von 1933 für insgesamt 20 000 RM angeboten worden<sup>39a</sup>. Bei der horrenden öffentlichen Verschuldung waren jedoch weder der Haushalt des von der SPD regierten Landes Preußen noch der von Thomas Mann geführten Preußischen Dichterakademie, weder der des Provinzialverbandes Brandenburg noch jener der Preußischen Staatsbibliothek in der Lage, diese 20 000 RM aufzubringen. Auf der Auktion von 1933 waren zahlreiche Stücke für insgesamt 8 283 RM verkauft worden<sup>39a</sup>. Weitere 29 wertvolle Objekte im Werte von 7 323 RM waren durch den Autographenhändler ohne Auftrag der Erben nach der Auktion verkauft worden, weshalb die Resthandschriften der Firma wieder abgenommen wurden<sup>39b</sup>. Für den wesentlich verringerten Restnachlaß konnte kein privater oder öffentlicher Käufer mehr aufgetrieben werden. Die Erbengemeinschaft forderte für den Rest etwa 8 000 RM. Bei dem Versuch, wenigstens diesen Rest zusammenzuhalten, mußte auf drei besonders schwierige Momente Rücksicht genommen werden: auf die Auseinandersetzung der Erben, auf die Ausgaben sperren für Sondererwerbungen und nicht zuletzt auf die Notwendigkeit einer Soforthilfe für den letzten Fontanesohn. Inzwischen war die Bewertung von Fontaneautographen, wie die Angebote der Handlung Stargardt vom Dezember 1934 zeigten, auf die Hälfte von 1933 gesunken! Das Pfennigdenken von damals ist für das Tausendmarksdenken von heute „unbegreiflich“. In Verkennung der Sachlage hat Dr. Heino Brandes, Direktor der Brandenburgischen Landes- und Hochschulbibliothek Potsdam, dem Verfasser beim Erwerb des Fontane-Archivs „Unverstand und Nichtachtung“, Einschätzen und Einhandeln „für ein Butterbrot“ nachgesagt<sup>39c</sup>. Es wurde indessen nicht eingehandelt, sondern durch eine sehr vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen den Fontane-Erben, Friedrich Fontane, dem Landesrentmeister Münkner und dem Verfasser ein Weg gefunden, die ursprüngliche Forderung voll zu befriedigen. Die Verantwortung trug allein der Landeshauptmann *Dietloff von Arnim*, wie schon 1937 in meinem Emilie-Fontane-Buch zu lesen ist, und nicht, wie Brandes angibt, der Oberpräsident, der damals der NS-Gauleiter Kube war! Der Kauf wurde einmal honoriert mit dem Vorvertrag vom Dezember 1935 über 7000 RM, an die Fontane-Erben zahlbar, dann mit der Soforthilfe für Friedrich Fontane durch eine Ehrengabe des Landeshauptmanns und schließlich durch einen „Werkvertrag“, durch den Friedrich Fontane bis an sein Lebensende, also fast sieben Jahre lang, eine monatliche Zahlung erhielt, ohne die geringste Gegenleistung zu erbringen.

Am 2. Dezember erhielt ich ein so herzliches, durch die gebotenen Umstände formell zurückhaltendes Zeugnis: „Hochgeehrter Herr Doktor! Darf ich Ihnen heute auch schriftlich meinen herzlichen Dank wiederholen für all das Liebe und Gute, was Sie bei Ihrem mich so ehrenden, liebenswürdigen Besuch mir gesagt haben. Bei der freudigen Überraschung, die mir durch die von Ihnen überreichte, hochherzige

Ehrengabe (des Landeshauptmanns der Provinz Mark Brandenburg *Dietloff von Arnim*, d. V.) bereitet wurde, fand ich nicht gleich die passenden Worte. — Ich möchte es jetzt noch nachholen dürfen. — Nach den vielen Enttäuschungen gerade von Seiten der Nächststehenden, ja sogar Beteiligten, hatte ich nicht mehr zu hoffen gewagt, daß ich einen Wandel zum Besseren noch erleben würde. — Der Inhalt Ihrer Worte und das sich daran anschließende Gespräch haben mir den Glauben an das deutsche Volk zurückgegeben. Und sie haben mich bestärkt, daß ich meine dem väterlichen Erbe gewidmete, bescheidene Arbeit nicht mehr als vergebliches Opfer betrachten, sondern jetzt tief und aufrichtig mich daran erfreuend ansehen darf. — Wenn ich in etwas dazu beitragen dürfte, daß der „Mann“ und das „Werk“ eines durch und durch echt deutsch empfindenden Heimatdichters unserm Volk erhalten blieb, dann habe ich meine Aufgabe erfüllt. — Nicht aus Pflicht nur und Pietät, nein aus Dankbarkeit, daß ich das Glück gehabt habe, diesem Manne so blutsverwandt gewesen zu sein. . . . Mit der Versicherung meines aufrichtigen, herzlichsten Dankes, hochverehrter Herr Doktor, Ihr ergebenster Friedrich Fontane.“

In diesem Dezember 1935 faßte Friedrich Fontane zu mir volles Vertrauen. Er war übergücklich, wieder die Arbeiten am Werke des Vaters aufnehmen zu können. Die aus der Auktion von 1933 nicht abgesetzten Handschriften hatten die Erben Fontanes wegen eingetretener Manuskriptverluste aus dem Depot von Hellmuth Meyer und Ernst zurückgezogen. Sie lagerten nunmehr in einem Abstellraum in der Wohnung des Fontaneenkells, des damaligen Polizeimajors Otto Fontane, Berlin, Levetzowstr. 17, II, in dessen Besitz auch das von der Familie wegen seines Ähnlichkeitswertes besonders geschätzte Porträt des Dichters in Öl von Karl Breitbach sich bis 1945 befand.

6. An das sogenannte „*Archiv*“, die Karteien und Materialsammlungen, die eigentliche geistige Leistung von Friedrich Fontane, waren bisher nur ganz wenige Vertraute herangekommen. Der alte Herr holte den jungen Wissenschaftlern, besonders den Schülern des von ihm hochverehrten Prof. Dr. *Julius Petersen*, zwar stets bereitwillig die einzelnen Konvolute oder Karteien herbei, sonst aber ruhten diese Bestände in einem großen Schrank im Schlafzimmer des alten Verlegers. An einem Nachmittag, als die letzten winterlichen Sonnenstrahlen über dem verschneiten Neuruppin lagen und wir über dieses „*Archiv*“ sprachen, kam es zu der freimütigen Konfession Friedrich Fontanes, daß er im Gegensatz zu seinem Vater Freidenker sei, und dann nahm er mich unvermittelt am Arm und führte mich vor den großen alten Schrank. „Bekommen Sie nur keinen zu großen Schreck ob der Fülle des Materials. Selbst der immer noch schlummernde G. Keller'sche Nachlaß dürfte kaum daran heranreichen. Hoffmann von Fallersleben, dessen Nachlaß ich kannte, und auch Novalis sind Waisenknaben dagegen. — Es ist ein Unikum, vor dem ich mich eigentlich fürchtete. Auch dies ließ später nach und ging in Staunen über. Namentlich auch des Zeitgeschichtlichen wegen, wo Th. F. mehr im Hintergrund oder gar nicht operiert.“ Die achtzehn Karteien mit einem Annex<sup>10</sup> enthielten überall eine genaue Beschreibung der Vorder- und Rückseiten der Manuskripte, Angaben über Pläne und Entstehungszeiten, Angaben, ob ungedruckt oder gedruckt sowie genauer Nachweis über die Erstdruckstellen. Es ist höchst bedauerlich, daß der größte Teil dieser für die Forschung so wichtigen Unterlagen in Verlust geriet, zumal er auf den verlorenen Tagebüchern und vielen anderen verlorenen Quellen, vor allem auch auf dem nun Legende bleibenden Familienwissen beruhte. Den Hauptinhalt des alten Schrankes bildeten gewichtige Konvolute, die Friedrich Fontane aus Urschriften

Theodor Fontanes und aus Abschriften oder kaum noch auftreibbaren frühen Zeitungsartikeln zu publikationsreifen Bänden für die geplante „*Serie III*“ der Gesammelten Werke des Vaters vorbereitet hatte. Stundenlang hat mir Friedrich Fontane den inneren Wert dieser Publikationen, für die in jenen Jahren sich kein Verleger einzusetzen wagte, dargelegt. Bei den großen Verlusten des Archivs und angesichts der erfolgten Neupublikationen ist es vielleicht von Quellenwert, was mir Friedrich Fontane auf Grund unserer Gespräche 1935 über diese in den Besitz des Potsdamer Archivs übergegangenen Planungen schrieb:

„1.: *Literaturband*. Es ist das Material von Aufsätzen, aus frühester bis zur allerletzten Zeit, deren Veröffentlichung schon Paul Heyse forderte (Brief vom 21. 10. 1883). Das Material ist beträchtlich vermehrt. Sowohl durch Gedrucktes, wie namentlich auch Ungedrucktes. Darunter rd. 110 Folioseiten in Urschrift, die von der Auktion ausgeschlossen waren. Ferner 450 Seiten Folio in Abschriften und aufgeklebten Zeitungsbelegen mit Th. F.'schen Bücher-Rezensionen. — Das Material ist bis jetzt nur oberflächlich gruppiert und auch nur zum Teil abgetippt. Es ist Zucker für Literaturhistoriker! Nach Kürzung um die Hälfte oder gar Zweidrittel wird immer noch ein starker, sehr aparter Band übrig bleiben. Das Konvolut hat ein Gewicht von über 6 Kilo; natürlich rührt alles von Th. F. her.

2.: *Preussisch/Märkisches*. Zeitungsbelege, Tipp-Abschriften usw. der ‚Marchica‘ (z. B. Ländchen Friesack — nicht in Buchform erschienene ‚Wanderungs-Kapitel‘). In der Vossin usw. gedruckte Aufsätze, wie ‚Märkische Kriegsobersten‘ etc. — Ferner: die ‚Vaterländischen Reiterbilder‘ usw. — Auch politische Aufsätze, namentlich aus der Frühzeit. — Hierzu gehören die auf der Auktion nicht versteigerten Originale der Nummern 482—485, 487, 492, die weder kopiert noch hier berücksichtigt wurden.

3.: *Varia* — (namentlich Belletristica, ungedruckte, z. T. fast fertige Fragmente. Oder nicht gedruckte, in Buchform vergriffene Novellen etc. — Evtl. ‚Gedichte aus dem Nachlaß‘) —

4.: *Varia* (z. B. ‚Reisen nach Italien‘ — getippt —; ‚Biographisch-Kunsthistorisches‘. Museen, Galerien, Ausstellungen: Der Kunstkritiker Th. F.

Bei den vorstehenden Nrn. 1—4 handelt es sich nur um Projekte. Und zwar im Anschluß an sechs Bände Manuskripte, die z. Zt. einem der größten Buchverlage zur Prüfung auf dessen Wunsch eingereicht wurden (I. Bilderbuch aus England — II. Schlußband (3. Bd.) der Familienbriefe — III/IV. ‚Zwei Schlußbände der wichtigsten Freundesbriefe. — V. Schlußband der ‚Theaterplaudereien‘. — VI. Mein skandinavisches Buch). Über die Wahl der Herausgeber zu Nrn. 1—IV ist bis jetzt nichts bestimmt worden.“<sup>41</sup> Neben diesen Plänen und vorbereiteten Publikationen gab es im Archiv noch mindestens fünf Material-Konvolute, denen Friedrich Fontane das Kennzeichen „nur für wissenschaftliche Zwecke“ gab. Es handelt sich um etwa die Hälfte der unpublizierten Familienbriefe, etwa drei Viertel der unpublizierten Freundesbriefe, die vollständige Druckvorlage der ungedruckten und ausgemerzt gewesenen Gedichte, z. T. in Abschriften von der Hand Emilie Fontanes, eine Abschrift von dem Märkischen Museum in Berlin erworbenen Fontaneschen Übersetzung des englischen Romans ‚The moneylender‘ von Mrs. Goore sowie eine Sammlung von gedruckten Belegen der ‚Theaterkritiken‘ aus der Vossischen Zeitung mit einem handschriftlichen Verzeichnis aller Publikationen Th. Fontanes in der Vossischen Zeitung von der Hand ihres damaligen Redaktionssekretärs Weber.



Der unermüdliche Schriftwechsel Friedrich Fontanes mit den alten Verlegern über die Publikationen der „Serie III“ blieben bei *Samuel Fischer* und in Stuttgart ohne Erfolg. Ein besonderes Anliegen der Dankbarkeit war für Friedrich Fontane der Schriftwechsel seines Vaters mit dem Verleger *Wilhelm Hertz* und dessen Sohn Hans, weil diese markante Verlegerpersönlichkeit jener Zeit „selbst den derzeitigen Buchhändlern nur noch der Sage nach bekannt“ seien. Die jetzt im Archiv des Marbacher Schiller-National-Museums befindlichen Briefe Fontanes an Hertz bezifferte mir Friedrich Fontane im Gespräch auf 549!<sup>12</sup> Der Chef des Cotta-Verlages, *Robert Kröner*, erfreute sich der besonderen Wertschätzung des Verlegers Fontane. Es war 1936 und 1937 sehr kompliziert, überhaupt eine Fontanepublikation in einer bösen Zeit gerade für die Finanzen der alten Verlage herauszubringen. Für Drucklegung und Verlag wurden Ausfallgarantien für die Kosten verlangt. Dazu hatte sich Friedrich Fontane noch um die Rechte der übrigen Fontane-Erben zu kümmern. Es bedurfte vielfältiger Unterhandlungen, um die insgesamt sehr bereitwilligen Berechtigten zum Einverständnis mit dem Übergang der Manuskripte an die öffentliche Hand zu bewegen. Besonders großzügig zeigte sich hier *Otto Fontane*, der auf die Nr. 87 des Verzeichnisses der Briefe im März 1936 verzichtete. Friedrich Fontane versuchte dann auch auf meine literaturhistorisch wichtige Anregung hin, die *Gegenbriefe* der Partner Fontanes zu bekommen, eine Abschriften-Sammlung herzustellen. Auf meinen kleinen Glückwunsch zum Geburtstag am 5. Februar 1936 kam wieder eine jener typisch fontanelichen Antworten: „Sie haben mir mit Ihrem liebenswürdigen Glückwunsch eine große, unerwartete Freude bereitet. Lassen Sie mich Ihnen dafür herzlich danken! — Die ‚vorgeschrittenen‘ Jahre haben das eine Gute, daß man sich an der Jugend erfreuen kann, wenn man sich Mühe gibt, sie verstehen zu wollen. Mir war es vergönnt, darin einen großen Lehrmeister gehabt zu haben. Und wenn ich ein Gefühl des Bedauerns äußern darf, so ist es das, daß Sie diesen Lehrmeister nicht mehr von Angesicht, sondern nur aus seinen Werken kennen lernen konnten. Mögen Ihre gütigen Gesinnungen ihm gegenüber auch weiter erhalten bleiben.“ Friedrich Fontanes Vertrauen wurde schließlich so überraschend weit, daß er mir die von ihm so genannten „Porzellanfahren“, d. h. die behördlichen Verhandlungen, völlig überließ. „Bei meinen geringen Erfahrungen mit Behörden“, schrieb er mir resigniert, „bilden die Verhandlungen, die ich mit Ihnen führen durfte, einen Lichtblick. Mag sein, daß die väterlichen, namentlich auch mündlichen Schilderungen in mir irrtümliche Vorstellungen hinterlassen hatten. Schilderungen, die — wohl zu Unrecht — künstlerische Empfindlichkeit diktiert hatten. Umso mehr hat die Erkenntnis und Ihr uneigennütziges Zugeständnis für ‚hinterm Berge wohnen auch noch Menschen‘ meinem Herzen in trüben Stunden ganz besonders wohlgetan und aus falschen Hypothesen genährte Vorurteile beseitigt. Ich bin Ihnen, sehr verehrter Herr Doktor, aufrichtig dankbar dafür. — Nun habe ich meinerseits noch eine große Bitte. Es betrifft dies die von meinem Bruder und mir für eventl. Buchausgaben gesichteten und zum Teil auch druckfertigen Manuskripte. — Es kommen mir im letzten Augenblick Zweifel, ob ich mit der Deutschen Verl.Anstalt — die zunächst wegen eines Versuchsballons (Skandinavien-Buch) abschließen will, die von dieser Firma vorgeschlagenen Bedingungen akzeptieren soll. — Sie mögen sich wundern, daß ich mir — einem alten Verleger — nicht selbst soviel zutraue, allein darüber zu entscheiden. Aber ich möchte sehr gerne erst Ihre Ansicht darüber hören. Ganz unverbindlich, wie Sie als Autor und Kenner Th. F.'scher Schriften darüber denken. Vielleicht haben Sie die Güte, mir einen Tag zu bestimmen, wo Sie eine Viertel-, höchstens eine halbe Stunde für mich übrig

hätten. Ob in der Matthäikirchstraße oder in Klein-Machnow, das möchte ich Ihnen ganz anheimgeben, — Berlin im Mai ist überall schön. — Ihr ergebenster Friedrich Fontane.“ Ehe Friedrich Fontane zu mir nach Kleinmachnow kam, schickte er mir ein langes Exposé, um die Besprechungen zu kürzen, weil mein Nervenzustand durch die Lage mitgenommen war. Der alte Herr suchte mich aufzurichten! „Mein sehr verehrter, teuerster Herr Doktor! Aber, bester Herr Doktor, diesen an Apathie, fast an Lethargie grenzenden Nervenzustand kenne ich auch! Unser deutsches „unlustig“ drückt es noch treffender aus. . . . Die Stuttgarter Firma hat sich unter fünf auf ihren Wunsch eingereichten Manuskripten für den dünnsten, den dänischen Stoff behandelnden Band ausgesprochen, der neben diesem Vorzug auch den hat, schon gedruckt zu sein. Wenigstens in seinem Hauptbestandteil. Daß ausgerechnet die Schwaben für die jetzt nicht einmal akute schleswig-holsteinische Frage inklinieren würden, hätte ich nicht gedacht. ‚England‘ wäre wohl ein besserer Trumpf gewesen.“ Leider scheiterten die Verhandlungen am Vertrag, der das Ausfallrisiko Friedrich Fontane auflastete. Ein Risikoträger war einfach nicht zu finden. Selbst die beiden von mir als Anreiz herausgebrachten Publikationen der Briefe Emilie Fontanes (1937) und des Fontaneschen Romanentwurfes „Die Likedeeler“ (1938) konnten nur unter Übernahme einer Ausfallgarantie durch einen Privatmann erscheinen! Friedrich Fontane war etwas verbittert: „Ein solches Hausieren bei anderen Verlagen wäre zudem meinem Vater ein Greuel gewesen. — Es fragt sich nun: Soll ich den ganzen Plan überhaupt lieber fallen lassen? — Dann sehe ich allerdings keine Möglichkeit mehr, evtl. noch andere, m. E. wichtigere und aussichtsreichere Bände folgen zu lassen. Meine über 15jährige Arbeit daran wäre umsonst gewesen, das Werk Th. F.'s bliebe unvollständig. — Im Wege der Subskription nach Käufern zu angeln, wäre mir ebenso unsympathisch, als ich ein Anpochen bei der Reichsschrifttumskammer für vergeblich halte. . . . Vermutlich werden Sie mir, bester Herr Doktor, in diesen Fragen beipflichten. Es bliebe vielleicht noch ein Weg. Und über diesen Weg würde ich gerne Ihren lebenswürdigen Rat hören, wenn ich Sie nach Pfingsten in Ihrem Tuskulum besuchen darf. . . . Es ist für Sie schlimm, sich dem Schaffen meines Vaters verschrieben zu haben.“ So gerieten die Publikationen der „Serie III“ ins Stocken. Der Ausbruch des zweiten Weltkrieges, die schweren finanziellen und materiellen Beschränkungen der Verlage, ihre Bevormundung durch die nationalsozialistischen Autoren- und Verleger-, Drucker- und Papiermacher-Organisationen legten jede Initiative für Fontane-Publikationen lahm.

7. Die letzte große Freude für den Verleger Fontane kam von dem „Babelsberger Zauderer“, Dr. Gustav Müller-Grote, der sich trotz der absoluten Ungunst der Zeiten zu dem Wagnis einer schrittweisen Publikation der „Serie III“ verstand. Die Übernahme des Fontanearchivs in die öffentliche Hand durch die Provinzialverwaltung Mark Brandenburg gewährt eine nicht unbeachtliche Rückendeckung gegen politische Mißdeutung. Auch Robert Kröner muß die Absicht gehabt haben, den Verlag zu wagen. Denn am 6. März 1936 teilte mir Friedrich Fontane hochbeglückt mit: „Mit der Stuttgarter Firma ist der Druck zunächst des Buches über ‚Dänemark‘ verabredet worden. Die Bände ‚England‘ und ‚Familienbriefe‘ (Schluß) sollen dann rasch folgen etc. Der Schneeball formt sich zur Lawine.“ Es ist mir nicht bekannt geworden, aus welchen Gründen sich Friedrich Fontane lieber in die Hände des alten Freundes der Familie Fontane begeben hat. Der alte Herr war in seltsamer Weise eine psychisch komplexe Natur. Er gehörte der Generation meines Vaters an, die geradeaus, geradean ohne Verhübschungen und Bemäntelungen, also fast alt-

wilhelminisch, ihre Meinung kundgab, nunmehr aber durch die geistige und politische Entwicklung sich einer höchst komplexen Gesellschaftsform gegenüber befand und, durch viele Erlebnisse gewitzigt, überall eine fast befremdende Vorsicht und großes Mißtrauen walten ließ. Das „grün gebundene Buch“ über Dänemark, noch vom Dichter selbst angelegt und intendiert, „*Mein Skandinavisches Buch*“, blieb unpubliziert. Ich durfte dieses „grüne Buch“ im September 1936 in Händen halten. Wo mag es geblieben sein? Friedrich Fontane kommentierte es folgendermaßen: „Jedenfalls waren Sie, verehrter Herr Doktor, der erste, dem ich dieses grün gebundene Buch aus dem Nachlaß gezeigt habe. Ich fand es Jahre nach dem Tode meines Vaters und danach wurde dann das noch in Stuttgart liegende Manuskript getippt und durchkorrigiert, resp. um einen Anhang mit ungedruckten Briefen, Kommentaren usw. vermehrt.“ Es handelte sich um einen sauber in Leinen gebundenen Band, auf dessen Seiten Theodor Fontane selbst die im *Johanniterwochenblatt* der Balley Brandenburg publizierten Artikel sowie einige unpubliziert gebliebene Aufsätze aufgeklebt hatte. Damals wurde die Publikation angesichts der alles andere Interesse absorbierenden Berliner Olympiade zurückgestellt. „Ob freilich nach den Tagen rauschender Feste sich der nach wie vor verödete belletristische Makulaturmarkt wieder bald beleben wird, will mir allerdings recht fraglich erscheinen. Es herrscht Unlust auf der ganzen Linie. Wagemut und Idealismus kennt man nicht mehr. Selbst alte große Firmen riskieren nicht mehr wenige hundert Mark. Überall Mangel an Betriebskapital, an Kredit und namentlich an Kaufkraft! — So ist die Stimmung im Kreise meiner Berufskollegen. Überall. — Weshalb ich Ihnen, verehrtester Herr Doktor, eine so ungeschminkte Schilderung der Lage im Verlegergeschäft gebe? — Nur aus dem Grunde, weil ich annehme, daß Sie von Ihrer früheren Tätigkeit her noch Interesse an diesen Dingen haben. Und damit Sie nicht glauben, ich hätte meine Bemühungen eingestellt. Sie werden mir aber nachfühlen, daß es jetzt keinen Zweck hat, wegen der Unterbringung dieser Nachlaßbände noch weiter zu petitionieren, zu antichambrieren und den Korridorläufer zu spielen.“ Als ihm der bibliophile Privatdruck des Majors *Richard von Kehler*, damals Inhaber einer Fallschirmfabrik zuzug, meinte Fontane etwas erbittert: „Schade um das schöne Geld, das immer wieder für solche Liebhaberausgaben geopfert wird! — Dafür hätte man schon sämtliche Bände aus dem Nachlaß herstellen können. Und dann hätte auch das deutsche Volk etwas davon gehabt!“ Friedrich Fontane wandte sich der Familienforschung zu. Er schrieb mir, daß er schon eine ganze Menge herausbekommen habe. „Dabei sind mir, offen gestanden, biedere Bäcker, Brauer usw. — auch ein Kutscher (wohl einer der ersten königl. preußischen) — eigentlich interessanter als Geheimräte, die in die Familie einheirateten!“ Die Mappe der zahlreichen von ihm publizierten Aufsätze und der von ihm gehaltenen Vorträge ist leider noch nicht aufgetaucht. Am 117. Geburtstag des Dichters erfreute mich der Dichtersohn mit einer Abschrift der Forschungen des Herrn Obersten *F. von Rabenau* über den Stammbaum der Familie Rouanet. Herr von Rabenau war mit den Fontanes verwandt. Die Stiefschwester der Fontanegattin, Marie Müller hatte den Oberstabsarzt Moritz Fels geheiratet. Deren Enkelkind Katharina Trumpff (geb. 1866) hatte den Obersten geheiratet. Die von mir mitgeteilte Ahnentafel der Familie Rouanet, die mir Friedrich Fontane zur Verfügung stellte, ist zweifellos von Herrn von Rabenau erarbeitet<sup>43</sup>. Friedrich Fontane, der gelegentlich eines Gesprächs über die naturwissenschaftlichen Interessen und Kenntnisse seines Vaters bemerkte: „Mir haftet von der Schule her (Französisches Gymnasium) noch ein fühlbares Manko im Punkt Naturwissenschaft, Botanik usw. an“, meinte zu den Abstammungsfragen: „Ich persön-

lich sympathisiere mehr mit der F'schen Aszendenz, wenn sie auch wenige klangvolle Namen und noch mehr wenige hohe Staatsstellungen aufweist. Ein ausgesprochener Berliner Lokalpatriotismus mag daran schuld sein.“ Als der Luxusdruck der Fontane-Erinnerungen von *Paul Meyer* erschien, konnte Friedrich es sich nicht versagen, mich zu bestandpunkten: „Wes' Geistes Kind dieser Mann ist, weiß auch Prof. Petersen genau. — Es verlohnt aber nicht, auf das Lügengewebe näher einzugehen. Nur den einen Spaß kann ich nicht unterdrücken. Meyer war natürlich nur als Hilfsensor für das ‚Gedicht-Manuskr.‘ hinzugezogen worden, quasi als Belohnung für ein äußerst schlecht gemachtes Testament. Die Prüfer waren Schlenther und meine Schwester. Alle drei hatten ‚Zeichen‘ verabredet (‚ja‘, ‚o‘ = nicht, ‚?‘). — Bei dem kleinen Gelegenheitsgedicht für meine Mutter ‚Zum 14. November 1897‘ schreibt Meyer ein deutliches ‚Nein‘. Weshalb? ‚Wieder kamen große Kisten/ (Ausnahmsweise nur von Christen) ... Schlenther schreibt darunter: ‚Aber, Meyer, warum denn nicht?‘ Und Meyer setzt bei nochmaliger Prüfung hinzu: ‚Na meinetwegen!‘ — Da haben Sie den ganzen Meyer wie er leibt und lebte!“ Dabei war Friedrich Fontane ein ausgesprochener Philosemit, der zutiefst von den antisemitischen Gewalttaten erschüttert war. Auch meine ihm allzu philologisch anmutende Publikation der Briefe Emilie Fontanes mußte sich eine sehr freimütige Kritik gefallen lassen: „Meiner unmaßgeblichen Meinung nach wird das Bild plastischer, abgerundeter heraustreten, wenn erhebliche Kürzungen in den Briefen vorgenommen werden. ... Aber ich bin kein Literatur-Historiker, ich bin einfachstes Publikum, mit einem Gran Einschlag praktischen Verlegertums.“ Er plädierte für eine zweite Auflage: „Wollen Sie nicht einmal horchen, wie es jetzt bei S. Fischer aussieht? Die neuen Kommanditisten sind doch ganz einwandfrei! Und der jetzige Chef (*Peter Suhrkamp*) erst recht! — Ich will gerne an Suhrkamp schreiben und würde ihm vorschlagen, gleichzeitig die noch ungedruckten Th. F.'schen Briefe an die Familie herausbringen.“ Aber *Peter Suhrkamp* mußte alle Energien aufbringen, um überhaupt den Verlag von Samuel Fischer auf kleinster Basis lebensfähig zu erhalten!<sup>44</sup> Erst 1944 entwickelte er, nach dem Erfolg mit der Gesamtausgabe der Werke Gerhart Hauptmanns, den Plan für eine Gesamtausgabe der Werke Theodor Fontanes, zu dessen Verwirklichung sich ihm auch nach 1945 keine Möglichkeiten boten. Inzwischen hatten Friedrich Fontane und *Julius Petersen* sich über die Publikation des Fontane-v. Lepel-Briefwechsels verständigt. Fontanes Briefe an Bernhard von Lepel waren 1929 von der Universitätsbibliothek Berlin, die v. Lepels 1933 von Petersen erworben worden. Diese Briefe an v. Lepel wurden daher von Friedrich Fontane aus der von ihm und seinem Bruder Theodor vorbereiteten Publikationen der Freundesbriefe herausgenommen. Bereits am 27. Mai 1937 schlug Friedrich Fontane ein Zirkular und eine Pressenotiz vor, um die noch überall in Privatbesitz befindlichen Fontanebriefe in Abschriften zu erlangen. Er machte den Berliner Literaturprofessor darauf aufmerksam, daß diese Vorbereitung der II. Sammlung von Freundesbriefen dem Fontane-Lepel-Briefwechsel keinen Abbruch tun könne. „Bei sorgfältigster Auswahl und erheblichen Kürzungen ist das Manuskript doch so umfangreich, daß bei der letzten Auslese (d. i. der Freundesbriefe) noch gut die Hälfte, besser zwei Drittel, auszuschneiden wäre. Es blieben dann immer noch zwei stattliche Bände, wie bei der I. Sammlung.“ Aber Julius Petersen konnte Friedrich Fontane nicht als Mitherausgeber helfen, da er sich durch seine Mitarbeit an der neuen Schiller-National-Ausgabe bereits überlastet sah. Der Münchener Verlag Ch. Beck brachte erst 1940 den Fontane-v. Lepel-Briefwechsel heraus.

Am 23. Juli 1937 machte Dr. Müller-Grote einen mehr als fünfstündigen Besuch in Neuruppin und Friedrich berichtete erfreut: „Von Alters her verknüpfen uns fast freundschaftliche Bande. Nicht allein daß ich jahrelang im Hause der Eltern des Dr. M. Gr. verkehrt habe.“ Es kam zum Abschluß eines Normalverlagsvertrages zwischen beiden. Die Lage seiner Bemühungen um die Drucklegung der einzelnen Bände der Serie III charakterisierte Friedrich Fontane folgendermaßen: „Daß Dr. M.-Gr. sich nicht für das ‚Dänemarkbuch‘ begeisterte, werden ja gerade Sie ihm nachfühlen. Mir persönlich kann es nur lieb sein, daß die Geschmäcker so verschieden sind. Der Lektor des Stuttgarter Verlages, ein Schwabe war gerade für dieses Buch, weil er ein alter Militär war; und der Westfale M.-G. hält nicht viel davon, obgleich auch er ehemaliger Rittmeister bei den Oschatzer Ulanen war. Ich selbst hatte das Buch nur vorgeschlagen, weil es den geringsten Umfang hatte. — Der Niederdeutsche Suhrkamp war wiederum für das ‚Englandbuch‘! — De gustibus . . . Und bei allen drei Büchern ist ein und derselbe Verfasser! . . . Für das Manuskript ‚Bilder aus England‘ hat wieder Dr. M.-G. Interesse. Er war nämlich früher einmal in einer großen Londoner Buchhandlung (D. Nutt) Volontär.“

8. Friedrich Fontane war jetzt 73 Jahre alt. Seine Handschrift verlor ihre alte Exaktheit. Er selbst spürte das Nachlassen der Kräfte. „Ich merke täglich die Jahre mehr und ich merke auch jeden Tag, daß mir die Ausspannung, die ja heute den meisten Sterblichen gegönnt wird, dringend fehlt . . . Das ‚Journalistische‘ geht mir gänzlich ab. Ich bin schwerfällig, es kostet mich unsäglich viel Zeit, bevor ich ‚niederkommen‘ würde. Das kann ich mir nicht leisten. Die Aufgaben liegen nach anderer Richtung, wofür ich überhaupt noch dazu kommen sollte. Hätten die 30-Jährigen mich nicht finanziell in eine so schiefe Lage gebracht, dann wären mir unzählige Kränkungen, Schwierigkeiten etc. etc. erspart geblieben. So aber habe ich alter Mann seit Jahren absolut keine Bewegungsfreiheit mehr, weiß ich doch nicht, wie das Morgen für mich aussehen mag! — Das kleine Häuflein der Erben von geistigem Eigentum ließ sich nicht organisieren. Man nahm keine Rücksicht darauf, ob sie es nötig hatten oder nicht. — Seitdem ich für eine persönliche Erinnerung an meinen Vater und an Menzel vor ein paar Jahren das fürstliche Zeitungshonorar von noch nicht einem Thaler einstreichen durfte, habe ich mir geschworen, Zeitungen nicht mehr mit ‚Erinnerungen‘ zu belästigen. Nicht mehr beizutragen, daß das Unternehmertum nach wie vor aus der Geistesarbeit anderer sich die Mittel sichert, den neuesten Mercedeswagen oder Luxusgüter anzuschaffen . . . Ich hatte auch einmal daran gedacht, aus diesem Material (d. i. der Lebenserinnerungen) Kapital durch Vorträge herauszuschlagen, aber das ewige ‚Auf-der-Landstraße-liegen-müssen‘, dazu meist die ‚Zugluft‘ etc., das konnte ich meiner schwankenden Gesundheit nicht zumuten. Und somit unterblieb der Versuch, vom Podium aus an die Mildtätigkeit eines geduldigen Publikums zu appellieren. Sie wissen ja, die Hände habe ich aber nicht in den Schoß gelegt, sondern viele, viele Jahre gesammelt, entziffert, kopiert, ja mitunter vielleicht auch manchem jungen Germanisten etwas genützt. Als Dank Dank dafür konnte ich dann das geradezu beleidigende Angebot der hohen Staatsbibliothek buchen. Und erst als man nun wagte, mir — der der einzige F.‘sche Erbe war, der etwas pietätvoll geleistet hatte — noch private Vorwürfe zu machen, ich sei an allem schuld, da riß mir endlich der Geduldsfaden und ich ließ die Welt hinter die Kulissen kucken.“<sup>45</sup> Aber er half trotzdem weiter. Petersens Doktoranden Charlotte Jolles, Christiane Wandel, Ursula Wiskott, Jutta Fürstenau, Gerhard Wegner, Ernst Kohler erhielten Auskünfte und Material, die Erinnerungen an die



Mutter bereicherten mein Emilie-Fontane-Buch. Dann kam als erstes Ergebnis der fleißigen Arbeit der Band der Familienbriefe „Heiteres Darüberstehen“ (1937). „Darf ich verraten, daß zu den neuen Familienbriefen Hanns Martin Elster eine, glaub ich, ausgezeichnete Einleitung geschrieben hat? Es lag mir nicht und ich war ursprünglich auch dagegen.“ In jenem humorvollen Stil, der Friedrich Fontane allzeit auszeichnete, übersandte er mir die neuen Familienbriefe: „Darf sich das Knäblein, das Sie ja mit aus der Taufe heben halfen, heute nun auch in Jacke und Hose vorstellen? — Zaghaft wagt es, an die Pforte des Herrn Gevatters zu pochen, ob ihm auch das Kostüm gefallen möge? Aber zunächst bedrückt es noch eine wichtige, brennende Frage, über die es nicht aus noch ein weiß: Soll es versuchen, sich auch bei dem Herrn Landeshauptmann melden zu lassen? — Es möchte nicht aufdringlich erscheinen, aber noch weniger einen faux pas begehen, der als Unterlassungssünde ausgelegt werden könnte. — Deshalb bittet es, ihm doch darüber freundlichst eine Direktive zu geben und es dankt dem lieben, guten Paten dafür schon im voraus aufrichtig und herzlich.

Neuruppin, den 11. November 1937

Das sich neugierig auf dieser kuriosen Welt  
jetzt tummelnde kleine Bürschchen.“

Friedrich Fontane wollte gerne Elster, den er von früher her gut kannte, auch als Adlatus für die anderen Bände der Parerga einspannen. Er drängte angesichts seines hohen Alters auf das Erscheinen der weiteren Bände. „Denn es gilt doch die neuentstandene Fontane-Konjunktur, noch dazu von einer wohlwollenden Presse unterstützt, auszunutzen. Auch schon im Hinblick darauf, daß sich im September dieses Jahres der Todestag Th. F.'s zum 40ten Mal jährt. — Wie lange noch kann, soll und werde ich an den kleinen Vorarbeiten für diese Parerga mitwirken dürfen! — Aber das ist Nebensache. Den Stein haben Sie, verehrtester Herr Doktor, nun einmal ins ‚rollen‘ gebracht.“ Friedrich nahm sich in dieser Zeit den Bruder Theodor, der ihm so ganz unähnlich war, zum Vorbild! „Das Bild eines korrekten ‚preußischen Beamten‘ vom Schlage meines Bruders Theo hätte mir lieber als Muster dienen sollen. ... Etwas aus dem komplizierten Charakter meines Bruders muß mir bei dem so verspäteten Dank vorgeschwebt haben. Etwas Typisches; allerdings nicht seine Verschnobtheit oder das häufige Schiefgewickeltsein, wie es meine Eltern nannten. Denn au fond hatte er eine vornehme Gesinnung und war exakt vom Haupt bis zu den Zehen. — Nur mitunter etwas sonderlich und apart, vielleicht eine Folge seiner passionierten philatelistischen Neigung. Schon als Junge hatte er ein Gaudium daran — und erregte damit den begreiflichen Neid seiner Schwester —, sich das Nußstück aus einer Torte, oder gar nur die Wurstscheibe auf einer Butterstulle, bis zu allerletzt aufzuheben, um es dann triumphierend in Muße zu vertilgen. ‚Man muß sich das Beste und Schmackhafteste im Leben immer lieber aufsparen, anstatt ungestüm gleich danach zu greifen.‘ Eine gewisse Lebensphilosophie, die wirklich was für sich hat.“ Am 23. September 1938 fand dann durch die Landesgeschichtliche Vereinigung im Landeshause der Mark Brandenburg die wegen mancher in der Hitlerzeit gewagten Äußerungen sehr beachtete *Gedenkfeier* für ihr Ehrenmitglied Th. Fontane statt. Vgl. Mitt.-Bl. Nr. 3/4 v. 1. 3. 39. Tief gerührt war Friedrich über das von Prof. Dr. *Friedrich Solger* herausgebrachte Gedenkheft der Zeitschrift „Die Mark“: „Ich bin ganz erstaunt und bitte innerlich besonders Professor Solger ab.“ Im November 1938 legte der Grote-Verlag das „Bilderbuch aus England“, ebenfalls unter Mitwirkung von Hanns Martin Elster, vor. Es muß bei

der Herausgabe zu ernststen menschlichen Spannungen zwischen Friedrich Fontane und Elster gekommen sein. Elster hatte einen „gewaltigen Beschneidungsprozeß“ seiner Einleitung hinnehmen müssen, um Theodor Fontanes talent epistolaire nicht zu kurz kommen zu lassen. „In der Tiefe seines Herzens glaube ich ihn (nämlich Dr. M.-G.) mit mir d'accord, aber er kann die literar. E.'sche Hilfskraft wohl nicht entbehren. Das verstehe ich vollkommen, und bin auch damit einverstanden, soweit das ‚Eingreifen‘ sich auf Lektorat etc. beschränkt. Nur das persönliche ‚Zusammenarbeiten‘, wobei mir die subordinierte Rolle zugemutet wird, möcht' ich nicht noch einmal erleben.“<sup>46</sup> Weil Elster Leiter eines neuen Verlages wurde und beim Grote-Verlag ausschied, nahm Friedrich die Publikationsvorbereitung der Freundesbriefe „Beerenauslese“ ganz selbst in die Hand.

Im Februar 1939 erlebte das deutsche Publikum die berühmte *Verfilmung* des Meisterromans „Effi Briest“. Friedrich Fontane war davon überzeugt, daß für das „Aroma des Mokkas“ die große Masse unempfindlich bleibe, und stets „eine starke Dosis von Kathreiner-Zusatz“ verlange. „Auf einem andern Brett steht die Ausschachtung geistigen Eigentums durch Verwässerung oder gar Verballhornung, damit nur das Unternehmertum dicke Dividenden ausschütten kann. Ich hoffe, daß es eines Tages doch noch Dämme gibt, und die Gesetzgebung einen Riegel verschieben wird.“ Fontanefreunde nahmen damals mit Befremden wahr, daß Friedrich Fontane sich im „Völkischen Beobachter“ äußerte! Er schrieb mir dazu: „Meine s. Z. im Völkischen Beobachter gebrachten Bemerkungen betr. Verfilmung Th. F'scher Romane mußte ich eigentlich contre coeur so zurechtfrisieren.. Es war die Antwort auf die Frage des Redakteurs für die „Filmbeilage“ und ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt.“<sup>47</sup> Im März 1939 erkannte Friedrich, daß er bei schwindenden Kräften die Druckvorbereitung der „Letzten Auslese“ der Freundesbriefe nicht mehr bewältigen konnte und bat um gelegentliche Mithilfe. Der Grote-Verlag übernahm im Frühjahr 1939 auch die Restauflage der „Plaudereien über Theater“ und ging an die Herstellung einer billigen Volksausgabe von „Vor dem Sturm“. Zu der am 27. Mai 1939 aus Anlaß der 700-Jahrfeier der Stadt Neuruppin veranstalteten Ausstellung Fontanescher Handschriften, Möbel und Erinnerungsstücke steuerte Friedrich Fontane mit lebhafter Anteilnahme bei. Dann trat die Vorbereitung des „Dänemarkbuches“ verzögernd dazwischen. Umso erfreuter war Friedrich Fontane, mir berichten zu können: „Dr. Müller-Grote holte mich am Dienstag mit seiner Frau und Tochter Nr. 5, die den Wagen mir fast allzu flott steuerte, zu einer märkischen Spritztour (Rheinsberg—Zechlinerhütte etc.) ab. — Der Seniordchef war ganz menschlich und wird sich freuen, mit Ihnen, nach Ihrem Belieben konferieren zu können. — Ich hatte meine Wünsche und Anregungen auf ein paar Zettel notiert, die ich ihm mitgab. In Gesellschaft seiner beiden Damen vermied ich lieber das in die Details Steigen und beschränkte mich einstweilen auf das Allernotwendigste. Ein urbescheidenes déjeuner à la fourchette mundete ihm und rief alte Erinnerungen an die Wilhelminische Zeit in seinem Elternhaus wieder wach. Er will sich nun durchaus in der Straße der S. A. in Neubabelsberg revanchieren, wohin ich also wohl demnächst starten muß. Ich will dann die alte Festung Erlenkamp mit den neuesten technischen Hilfsmitteln zu berennen versuchen.“<sup>48</sup> Die Friedrich Fontane allzu waghalsige Fahrerin auf der Tour zum Stechlin, Fräulein Lore Müller-Grote, vergaß den Tag nicht: „Ich persönlich erinnere mich an einen Besuch in Neuruppin, bei dem wir — meine Mutter war auch mit und ich fuhr unseren schönen blauen Mercedes — köstlich bewirtet wurden und zum Stechlin fuhren. Es ging über recht schlecht befahrbare Waldwege und ich erinnere mich gut an den Eindruck, den der

stille und einsame See mir machte. Und Friedel Fontane mit seinen wasserblauen Augen und großen Zähnen war ja eine recht einprägsame und originelle Persönlichkeit . . . Es ist ein Jammer, daß alle Grote-Archive fort sind. Ohne diese große Ausplünderung 1945 hätte der Verlag bestimmt ein anderes Schicksal gehabt.“

9. Friedrich wurde unruhig, wenn Dr. Müller-Grote einmal nicht sofort reagierte. Immer wieder suchte er seinen lieben „Cunctator“ anzutreiben, aber er hatte auch für seine Überlastung viel Verständnis. „M.-G. ist ja nur ein gut 3 Jahre jüngerer Zeitgenosse von mir. Kein Wunder, wenn er zusehends klappriger und schwerfälliger wird! — Der ‚Alte‘ wird also wirklich viel zu tun haben. Was ist und kann in einer Familie alles los sein, wenn man sie als Oberhaupt von 8 legitimen Kindern zu betreuen hat, die Kindeskinde nicht mit eingerechnet!“ Als der Kriegsausbruch am 1. September 1939 dem Publikationswesen nur noch engste Grenzen ließ, erhielt ich die vier Maschinen-Manuskripte der Freundesbriefe zur ersten Durchsicht. Gleichzeitig prüften Dr. Müller-Grote und sein Lektor — hinter dem Friedrich die von ihm sehr verehrte Gattin des Verlegers *Frida geb. Willems* vermutete — die Manuskripte auf auszuwählende und zu reponierende Briefe. Denn in der politisch so hochbrisanten Zeit war gerade das Zeitgeschichtliche dieser Briefe Sprengpulver. Die Provinzialverwaltung war nicht zu einer materiellen Förderung — etwa Abnahme eines Auflageteiles — in der Lage, ja es konnte nicht einmal ein ermunterndes Förderungsschreiben des Landeshauptmanns erwirkt werden! Alles war das alleinige materielle und politische Wagnis von Dr. *Gustav Müller-Grote*. Es sollte nicht vergessen werden! „Hoffen wir, daß es nicht zu einem angedeuteten 7jährigen Kriege kommt! Solche friederizianischen Heldentaten wären in unserem Zeitalter von Übel!“, schrieb Friedrich an Dr. Müller-Grote. Friedrich wehrte sich mit Erfolg gegen eine Kriegs-Notausgabe der Freundesbriefe. „Sich nur einen Strauß leuchtender Blumen herauszusuchen, dazu ist doch das Ganze zu schade.“ Ironisch verwies Friedrich auf die Flut politischer Propagandaschriften.<sup>50</sup>

Krieg und wirtschaftliche Nöte ließen eine Publikation fast unmöglich erscheinen. Die von Friedrich Fontane vorbereiteten vier Bände mit 784 Briefen Fontanes an die Freunde mußten auf die Hälfte reduziert werden. Stichproben durch Vergleich mit den erreichbaren Originalen ergaben Schwankungen in den Abschriften. Eine Ausgabe von historisch-kritischem Charakter wäre auch heute nur noch teilweise möglich. Die beiden alten Verleger waren auf Grund ihrer Erfahrungen gegen eine derartige, die Wissenschaft interessierende Verfeinerung. Ihnen ging es nur um den fontaneschen Geist. Sie beriefen sich auf den von Paul Schlenther und Otto Pniower im Einvernehmen mit der Familie aufgestellten Grundsatz: „Eine Quelle für Studien über Stil, Sprache und Interpunktion zu liefern, war nicht unsre Absicht“<sup>51</sup>. Im April 1940 suchte eine schwere gesundheitliche Krise Friedrich Fontane heim. „Die kleinste Arbeit, selbst nur eine Karte wie diese, war ich wochenlang nicht fähig auszuführen. Die Nerven versagten total; ich konnte nicht den einfachsten Brief zusammenkritzeln. Doch lassen wir die Schilderung dieser Zustände, zu dem sich noch körperliche Leiden — ich schweige darüber — gesellte, resp. noch nicht gehoben ist. Einfach scheußlich! — Der Brief an den Prov. Vbd. — den ich heute mühsam zusammenstoppelte — war mein erstes Lebenszeichen wieder nach einer schlimmen Katastrophe.“ Dr. Müller-Grote ließ ihm zum Trost eine erste Satzprobe für die „Beerenauslese“ herstellen. Trotzdem stellte sich bei Friedrich Fontane das Mißtrauen des kranken Alters ein, die Publikation könne ad acta gelegt werden. Dahinein kam noch die Zerstörung der beiden Häuser des

Grote-Verlages in der Großbeerenstraße durch den Bombenkrieg und die Übersiedlung in eine Villa am Hohenzollerndamm. Mit Rücksicht auf die Publikation des Fontane-Lepel-Briefwechsels wurde Anfang 1941 die Publikation der Freundesbriefe noch weiter hinausgeschoben. Fontane vermutete, daß der Verleger darum zögere, „nur um nicht gezwungen zu werden, einen Briefband vorzulegen, in dem ein paar Juden vorkommen“. Dieser Verdacht war aber völlig unbegründet, denn Dr. Müller-Grote war ohne Weiteres zu dem Wagnis bereit, die Anordnung der Schrifttumskammer zu ignorieren, eine Kennzeichnung der jüdischen Adressaten durch ein „Sternchen“ vorzunehmen! Überlastete Druckereien und radikale Einschränkung der Papierzuteilung hemmten die Drucklegung. Inzwischen befaßte sich Friedrich Fontane mit den im von Deckerschen Hausarchiv und im Cottaschen Verlagsarchiv vorhandenen Originalen. Ende Mai 1941 konnte ich zur großen Freude Friedrich Fontanes in einer Konferenz mit Dr. Müller-Grote erreichen, daß eine zweibändige Publikation vorbereitet wurde, allerdings ohne jede Einleitung und ohne jedes Beiwerk, um möglichst viel Fontane-Briefe zu bringen. Auch der von Friedrich Fontane vorbereitete Anhang von Freundesbriefen über den Tod des Dichters fiel der Papierknappheit zum Opfer. Trotz all dieser Beschneidungen der Publikation ließ Friedrich Fontane in seinem Sammeleifer nicht nach. Auf Anraten des Archivrates Prof. Dr. *Johannes Schultze* wandte er sich wegen der Fontanebriefe an den Kardinal-Erzbischof Césaire Mathieu an die französischen Bibliotheken und schrieb dazu in köstlicher Selbstironie: „Ich entsinne mich der Antwort meines Vaters, als ich ihn einmal geschäftlich um Rat bat: ‚Ich will Dir ja gern sagen, wie ich darüber denke, aber es wird wohl nichts nützen; was Du Dir erst in den Kopf gesetzt hast, machst Du ja doch, wie *Du* willst!‘ — Diese Worte passen auch heute noch auf den Eigensinn des dem Greisenalter angehörigen Sohnes.“ Für die Verlegernöte der Zeit hatte er großes Verständnis: „Vor dem Weltkrieg hatte mein Verlag ein großes Serien-Unternehmen begonnen (es hieß ‚Deutsche Erde‘), für das auch trotz des Krieges laut Verträgen Manuskripte angenommen und honoriert werden mußten. Aber ‚Systemwechsel‘, ‚Änderung der Grenzen‘ etc. machten das Erscheinen dieser Bände, ja die Fortführung des großangelegten Werkes unmöglich. Unter die gezahlten Honorare (es ging in die Tausende) mußte ich einen Strich machen. Und doch war ich heilfroh, dadurch nicht gezwungen werden zu können, inzwischen veraltete oder doch überholte dicke Bände auch noch drucken zu sollen. — Der Vergleich hinkt natürlich. Denn das hat ja Grote absolut nicht zu befürchten! — Im Gegenteil, eine noch weitere Aufschiebung des Erscheinungstermins stimmt mich gerade für eine nicht an Zeit gebundene Briefpublikation eher günstig, wenn ich auch deren Herausgabe voraussichtlich nicht mehr erleben werde.“ Noch wenige Wochen vor seinem Heimgang wandte sich Friedrich Fontane an den ihm persönlich gut bekannten, aus dem Elsaß stammenden Germanisten der Pariser Universität Professor Dr. *E. Koessler*, der auch den Roman ‚Irrungen, Wirrungen‘ übersetzt hatte. Fünf Tage vor seinem Tode schrieb mir Friedrich Fontane zum letzten Mal: „Daß unser Babelsberger Freund die neue Fontane-Briefsammlung nicht gänzlich ad acta gelegt hat, freut mich sehr zu hören. Es muß eben weiter gewurstelt werden, wenn auch das Ende dieses entsetzlichen Völkerringens sich leider noch nicht im entferntesten schätzen läßt. — Einen Trost erblicke ich — was die Publikation anlangt — wenigstens darin, daß ihre Herstellung an sich schon geraume Zeit beansprucht hätte und daß sie nicht an Zeit und Stunde gebunden ist und auch nicht so schnell veralten kann. — Seien Sie, verehrter Herr Doktor, nochmals schönstens bedankt von Ihrem bestens grüßenden, ergebenen Friedrich Fon-

tane.“ Dr. Müller-Grote sah in der Drucklegung der Briefe die Erfüllung des letzten Willens seines ihm durch ein halbes Jahrhundert freundschaftlich verbundenen Fontanesohnes. Schließlich wagte der Grote-Verlag die Publikation der von Friedrich Fontane so genannten „Beerenauslese“ der *Briefe Th. Fontanes an seine Freunde* in zwei Bänden. Auf den gemeinsamen Wunsch von Friedrich Fontane und Dr. Müller-Grote übernahm ich die wissenschaftliche Hilfe. Die Notzeiten zogen den Druck durch eine Brünner Firma übermäßig lang hin und so starb Friedrich vor der Ausgabe der „Briefe an die Freunde. Letzte Auslese“ im November 1943. Dadurch blieb es ihm erspart, zu erleben, wie der greise Verleger und Fontane-Verehrer, ein Auslege- und beschränkendes Verkaufsverbot für die Sortimentler hinnehmen mußte und wie schließlich durch Zerstörung der Auslieferungslager in Leipzig und seiner Verlagshäuser in Berlin sein letztes Lebenswerk schwer zu leiden hatte. Friedrich Fontane hat glücklicherweise auch nicht die Zerbombung seines eigenen Hauses in Neuruppin erlebt. Er brauchte nicht zu ertragen, wie sein ergrauter Freund und Verleger 1945 das schöne Landhaus am Griebnitzsee in Babelsberg verlassen mußte, damit der amerikanische Präsident Truman mit seinem Stab für die Potsdamer Konferenz dort untergebracht werden konnte, wie er in einer kleinen Notwohnung in der Heinestraße 22 im November 1945 seine Gattin, Friedrich Fontanes „heimliche Lektorin“ verlor und selbst am 10. Januar 1949 im 82. Lebensjahr entschlief. Das so viel berufene „grüne Buch“ über Dänemark und der Schlußband der „Plaudereien über Theater“ mit den Kritiken über Aufführungen der Freien Bühne, sowie der Shakespearedramen während Fontanes Englandzeit sowie Fontanes Berichte über Gastspiele von französischen Theatergruppen während der 70er Jahre in Berlin kamen nicht mehr zur Publikation. So blieb Friedrich Fontanes Ziel einer „Serie III“ des väterlichen Werkes nicht voll verwirklicht: eine Aufgabe für eine jüngere Generation!

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Familienbriefe (Fa. Br.) I, 136 — Neue Freundesbriefe (N. Fr. Br.) I, 199.

<sup>2</sup> Heiteres Darüberstehen (H. D.), 99.

<sup>3</sup> Fa. Br. I, 143.

<sup>4</sup> Fa. Br. I, 150 — Fa. Br. I, 167.

<sup>5</sup> Fa. Br. I, 185 — H. Fricke, Emilie Fontane (E. F.), 83.

<sup>6</sup> H. D. 118.

<sup>7</sup> Freundesbriefe (Fr. Br.) I, 324.

<sup>8</sup> N. Fr. Br. I, 297.

<sup>9</sup> Nr. Fr. Br. II, 342 — Fa. Br. I, 273 — H. D. 161.

<sup>10</sup> N. Fr. Br. II, 340 — Ebd. II, 344.



- <sup>11</sup> Börsenblatt f. d. Dt. Buchhandel Nr. 302 v. 30. Dezember 1941, S. 443.
- <sup>12</sup> N. Fr. Br. II, 367.
- <sup>13</sup> Das Fontanebuch. Hrg. v. E. Heilborn, Berlin 1919; 129, 156, 164, 167, 171.
- <sup>14</sup> H. D. 209.
- <sup>15</sup> Ebda., 213.
- <sup>16</sup> Ebda., 215.
- <sup>17</sup> Fa. Br. II, 133.
- <sup>18</sup> Fontanebuch, 123, 134.
- <sup>19</sup> Ebda., 176.
- <sup>20</sup> Fr. Br. II, 294.
- <sup>21</sup> Fontanebuch, 183.
- <sup>22</sup> Ebda., 186.
- <sup>23</sup> Eintragung im Adreßbuch des Dt. Buchhandels, Jg. 1898: „Friedrich Fontane u. Co., Verlags- und Sortiments-Buchhandlung in Berlin W, Lützowstr. 84b. Gegr. 1. Okt. 1888 (Fernspr. VI. 1506). Persönlich haftender Gesellschafter Friedrich Fontane seit 1. Okt. 1888. p. Prokura zeichnende Kommanditisten: Egon Fleischel (s. 1. Okt. 1891) und Friedrich Theodor Cohn (s. 1. Juli 1893). Verlag des Salon-Feuilleton, wöchentliche Korrespondenz für Zeitungen.“
- <sup>24</sup> N. Fr. Br. II, 537.
- <sup>25</sup> Vgl. H. Fricke, Th. F.'s letzter Wille. In: Der Bär von Berlin XI, 86—100. 1962.
- <sup>26</sup> N. Fr. Br. II, 553 — H. D., 257.
- <sup>27</sup> Salon-Korrespondenz, hrg. v. J. Ettlinger 1894; jetzt Wortlaut in: R. R. Knudsen, Der Theaterkritiker Th. F., 186 f. — Vgl. Friedrich Fontane, Persönliche Erinnerungen. In: „Das Sprungbrett“ Nr. 1/2 vom Nov. 1912 — Ders, Fontane und Hauptmann. In: Voss. Zeitg. Nr. 429 v. 10. Sept. 1922.
- <sup>28</sup> H. D. 259
- <sup>29</sup> Fa. Br. II, 310.
- <sup>30</sup> N. Fr. Br. II, 568.
- <sup>31</sup> Adreßbuch f. d. Dt. Buchhandel 1894.
- <sup>32</sup> Börsenblatt f. d. Dt. Buchhandel, 65. Jg. 1898, 7029—7030 — Todesanzeige für Th. F. ebda. Nr. 221.
- <sup>33</sup> Friedrich Fontane, Die letzten Jahre meiner Mutter. In: H. Fricke, Emilie Fontane. Rathenow 1937. 103 f. — Vgl. H. Fricke, Th. F.'s letzter Wille, a.a.O.
- <sup>34</sup> Friedrich Fontane in einem für den Verf. verfaßten Aide-memoire v. 4. Mai 1937.
- <sup>35</sup> Thomas Mann, Der alte Fontane. In: Die Zukunft, 19. Jg. 1910. 1—21.
- <sup>36</sup> Eintragung im Adreßbuch f. d. Dt. Buchhandel 1914: „Fontane, F. u. Co, Berlin-Dahlem, Rheinbaben-Allee 19. Verlh. Gegr. 1. X. 1888. Telef. Pfalzburg 1094-9-5. Inh. Eine Kommanditgesellschaft. (Mitglied des Börsenvereins dt. Buchhändler in Leipzig) Friedrich Fontane seit 1. X. 1888. Einzige Kommanditistin Frau Dina Fontane. Teilweise Auslieferung des Verlages in Leipzig: Volkmar.“
- <sup>37</sup> Conrad Wandrey, Th. F. München 1919. Fußnote S. 401.
- <sup>38</sup> C. Wandrey, Th. F. — Dazu: Thomas Mann, Anzeige eines Fontanebuches. In: Berliner Tageblatt v. 25. Dez. 1919. Samuel Fischer brachte 1925 noch einmal die Gesamtausgabe der erzählenden Schriften Fontanes in 9 Bänden (= 2 Reihen) mit der Einleitung von Paul Schlenther.
- <sup>39</sup> Friedrich Fontane, Potsdamer Straße 134c. In: Brandenburg. Jb. IX. 1938. 63.
- <sup>39a</sup> Gedruckter Rundbrief Friedrich Fontanes an die Fontanefreunde. Pfingsten 1935.
- <sup>39b</sup> Mitteilung Friedrich Fontanes an den Verf. vom 1. Oktober 1935.
- <sup>39c</sup> Fontanes Werk in unserer Zeit. Symposium zur 30-Jahr-Feier des Fontane-Archivs. Potsdam 1966, S. 9.
- <sup>40</sup> E. F. 134 f.
- <sup>41</sup> Memorandum Friedrich Fontanes für den Verf. v. 20. Dez. 1935.

- <sup>42</sup> Robert Kröner beziffert wegen Zählung einiger Briefe als Beilagen die Anzahl auf nur 546.
- <sup>43</sup> E. F. 115.
- <sup>44</sup> Hermann Kasack, Bild eines Verlegers. In: Mosaiksteine 1956, S. 309 ff. — Ders., Das Birkenwäldchen. Ebda., S. 377 ff.
- <sup>45</sup> Br. Friedrich Fontanes v. 12. August 1937.
- <sup>46</sup> Desgl. v. 22. November 1938.
- <sup>47</sup> Desgl. v. 27. Februar 1939.
- <sup>48</sup> Desgl. v. 22. Juni 1939.
- <sup>49</sup> Desgl. v. 26. September 1939.
- <sup>50</sup> Desgl. an Dr. Müller-Grote v. 24. Okt. 1939.
- <sup>51</sup> Th. F., Causerien über Theater. 1904. S. XX.



F. Fontane & Co.

▨ Berlin ▨

## St. Nikolai in Berlin

### Ein bauhistorischer Deutungsversuch des Hallenchores mit Kapellenkranz

Wohl kaum eine andere märkische Stadtpfarrkirche hat so häufig im Mittelpunkt der Architekturforschung gestanden wie St. Nikolai in Berlin. Seit Jahrzehnten wird über die Bedeutung dieser Kirche in der Fachliteratur diskutiert, ohne jedoch bisher zu einer allgemein überzeugenden Klärung aller wichtigen Probleme gekommen zu sein<sup>1</sup>.

Die totale Zerstörung des Bauwerkes während des letzten Krieges hat 1956/57 Ausgrabungen größeren Umfanges im Innern der Ruine ermöglicht. Die Ergebnisse wurden 1963 in einer umfassenden Publikation der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin veröffentlicht und dürften hinsichtlich des Baugeschehens während des 13. Jahrhunderts eine wesentliche Klärung gebracht haben<sup>2</sup>. Anders dagegen verhält es sich mit den bauhistorischen Fragen, die sich auf die spätgotische Zeit beziehen. Hier ist der Hallenchor mit Umgang und Kapellenkranz von besonderem Interesse, denn handelt es sich dabei doch um eine Raumform, die im süddeutschen wie im norddeutsch-märkischen Architekturbereich zum bestimmenden Element des spätgotischen Pfarrkirchenbaus gehört<sup>3</sup>. Die Entstehung des Hallenchores mit gleichhohem Chorumgang aus der hochmittelalterlichen Kathedrale läßt sich in der süddeutschen Baukunst erkennen. Sie wird etwa durch den Chor der Zisterzienser-Klosterkirche in Zwettl (seit 1343), den Chor des Heiligkreuzmünsters in Schwäbisch Gmünd (seit 1351) und der Nürnberger Hauptpfarrkirche St. Sebald (seit 1361) gekennzeichnet. Von Süddeutschland aus griff diese Entwicklung dann auch auf den brandenburgischen Pfarrkirchenbau über. Hierbei ist es historisch sehr interessant, die Linien der Entwicklung zu verfolgen und die Stellung des Berliner Nikolai-Chores innerhalb dieser Entwicklung zu bestimmen. Voraussetzung hierfür ist aber die eindeutige Klärung der Entstehungszeit des Chores, denn nur auf einer solchen sicheren Grundlage ist auch eine typologische Einordnung und entwicklungsgeschichtliche Deutung möglich. Um den Zusammenhang des Baugeschehens an dieser heute ältesten Berliner Pfarrkirche darzulegen, seien im folgenden kurz die einzelnen Etappen ihrer Entstehungsgeschichte gekennzeichnet.

Die von E. Reinbacher bei den bereits erwähnten Ausgrabungen freigelegten Fundamente einer dreischiffigen, kreuzförmigen Feldsteinbasilika gehören zu der ersten und ältesten Kirchenanlage von St. Nikolai. Ihre Entstehungszeit dürfte unmittelbar mit der Verleihung des Stadtrechts um 1232 in Verbindung gebracht werden, ein Zusammenhang, wie wir ihn auch in anderen Städten nachweisen können<sup>4</sup>. Dem Typ nach handelt es sich um eine dreischiffige, langgestreckte Basilika mit Querschiff, vorgezogener Mittellapsis und zwei Nebenapsiden in den Kreuzarmen. Dieser Bautyp, Jahrhunderte früher als Kloster- und Kathedrale entstanden, wurde seit dem 12. Jahrhundert in zahlreichen märkischen Städten auch als Pfarrkirche bevorzugt<sup>5</sup>. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts jedoch wurde das basilikale Schema der Pfarrkirche durch die hier westfälischen Einfluß zeigende Hallenkirche verdrängt. So mußte auch das Berliner Patriziat in dieser Zeit ihre gerade erst vollendete Kirche St. Nikolai als nicht mehr den zeitgenössischen Forderungen entsprechend angesehen haben, denn bereits seit etwa 1260/70 wurde sie durch Erweiterung

der Seitenschiffe zur Hallenkirche umgebaut<sup>6</sup>. Aber auch diese neue Hallenkirche muß, folgt man den Angaben der schon erwähnten Berichte, durch ihre massiven Pfeiler, gedrückten Proportionen einen noch nahezu romanischen Charakter besessen haben.

Aus dem Jahre 1379 ist ein Ablassbrief bekannt, dessen Inhalt hinsichtlich des spätmittelalterlichen Baugeschehens unterschiedlich gedeutet wurde und so Ausgangspunkt für eine Fehleinschätzung des Chores werden konnte. Es handelt sich dabei um einen Ablassbrief des Erzbischofs von Magdeburg, in dem von Mängeln an der Kirche die Rede ist. Gleichzeitig heißt es darin, daß die Bürger einen „novum chorum“ dort begründet und auszuführen begonnen hätten, zu dessen Vollendung Almosen gespendet werden sollten<sup>7</sup>. *„Certum hinc est, quod ecclesia parochialis Sancti Nicolai in Berlin, in structuris et diversis ornamentis magnum defectum patitur, et vicini ipsis novum chorum ibidem fundaverint et exerint, quem tamen propter notoriam suam inopiam sine fidelium elemosynis minime valeant adimplere.“* Die Erwähnung eines „novum chorum“ in diesem Ablass wurde von der Forschung bisher immer mit dem heute noch als Ruine erhaltenen Hallenchor mit Umgang und Kapellenkranz in Verbindung gebracht. Die sich aus dieser Annahme ergebende Schlußfolgerung hinsichtlich der Entwicklungsgeschichte dieser für die spätgotische Pfarrkirchenarchitektur Brandenburgs so wichtigen Raumform liefen immer darauf hinaus, den Nikolai-Chor als einen der frühesten Vertreter dieses Typs zu interpretieren. So schrieb bereits 1926 Max Säume in seiner interessanten Arbeit über den Baumeister Brunsberg: „Nachdem schon gegen das Jahr 1330 der Hallenchor des Lübecker Domes geschaffen war, wird diese Bauform in den Städten Berlin (hier ist St. Nikolai gemeint. G. Sch.) und Stettin in den 70er Jahren des 14. Jahrhunderts aufgenommen und dann besonders in Königsberg/Neumark, Brandenburg/Havel und Stendal weitergebildet“<sup>8</sup>. Wenige Jahre später untersuchte Otto Kletzl im Zusammenhang mit der Rekonstruktion in Ulm und Stuttgart aufgefundenen Planfragmente aus der Parlerhütte das Problem des Hallenchores mit Umgang erneut und schrieb: „Zuerst ausgeführt hat solches System ein Meister der deutschen Backsteingotik des Nordostens: Hinrich Brunsberg“<sup>9</sup>. Dabei mußte er, ausgehend von der Annahme, daß der Berliner Chor 1379 weitestgehend fertiggestellt war, zu der Schlußfolgerung gelangen, die aus dem Kreis Peter Parlers stammende Idee des Hallenchores mit Umgang hätte mit dem Berliner Nikolaichor ihre erste praktische Verwirklichung im Bereich der Backsteinarchitektur gefunden. Von hier aus habe dann Hinrich Brunsberg entscheidende Anregung für seine eigentliche Bautätigkeit empfangen. Diese These Kletzls wurde von Wolfgang Clasen weitestgehend übernommen. Er vertrat in der Festschrift für Julius Baum 1952 die Ansicht, daß der norddeutsch-märkische Hallenchor mit Umgang von süddeutsch-parlerischen Einflüssen abhängig sei. Hinsichtlich des Berliner Nikolaichores kam auch Clasen zu einer von der Datierung her bedingten Fehleinschätzung<sup>10</sup>. Sie besagt, der Nikolaichor sei das früheste Beispiel dieser Raumform, das unmittelbar auf süddeutsche Anregungen zurückzuführen sei. Dieser Auffassung gegenüber stand eine These von Nikolaus Zaske, derzufolge der Chor von St. Nikolai die Endstufe einer aus der norddeutschen Bautradition hervorgegangenen Entwicklungsstufe sei. Auch Zaske hielt dabei an dem Datum 1379 fest<sup>11</sup>.

Im Gegensatz zu diesen hier genannten Deutungsversuchen glauben wir, daß der Ausgangspunkt für eine Interpretation des Chores die Frage der Datierung sein muß. Ist die Baugeschichte dieses Chores geklärt, so läßt sich seine entwicklungs-

geschichtliche Einordnung in die allgemeine Entwicklung des märkischen Pfarrkirchenbaus mit einer viel größeren Sicherheit vornehmen. Im folgenden sei deshalb der Versuch gemacht, durch Heranziehung der wichtigsten schriftlichen Quellen sowie durch eine stilkritische Untersuchung zu einer neuen Deutung des Umgangschores von St. Nikolai zu gelangen<sup>12</sup>.

Ausgangspunkt aller Betrachtungen muß der schon erwähnte Ablass des Magdeburger Erzbischofs Peter von 1379 sein. Die anfangs bereits zitierte Textstelle besagt in bezug auf das Baugeschehen, daß die Pfarrkirche St. Nikolai in ihren Baulichkeiten und Ornamenten Mängel aufweise und ihre Kirchenvorsteher, die dort einen neuen Chor begründet und aufzuführen begonnen hätten, diesen wegen ihrer großen Armut nur durch Spenden der Gläubigen vollenden könnten. Die Schlußfolgerung aus diesem Ablassbrief hinsichtlich des Chorbaus kann nur die sein, daß mit dem Bau eines neuen Chores 1379 begonnen wurde. Keineswegs aber die, daß ein solcher bereits im wesentlichen vollendet gewesen wäre<sup>13</sup>. Wir werden in der Annahme nicht fehlgehen, daß 1379 das Bauvorhaben nicht weit über die Anlage der Grundmauern gediehen war. Eine jähe Unterbrechung der Arbeiten muß 1380 durch einen verheerenden Stadtbrand eingetreten sein, der einen großen Teil der Stadt und auch die beiden Pfarrkirchen St. Marien und St. Nikolai erfaßt hatte<sup>14</sup>. Diesbezügliche Hinweise finden sich in zwei Ablassbriefen des Prager Kardinals Mileus von 1380 zugunsten der beiden genannten Kirchen. Es ist als sicher vorzusetzen, daß nach dem Brand die Bauarbeiten ruhten. Die alte Kirche mußte zunächst soweit wieder hergestellt werden, daß sie für den Gottesdienst zur Verfügung stand, dann erst konnte an Um- oder Erweiterungsbauten gedacht werden<sup>15</sup>. Das Tempo der Wiederherstellung wird man sich angesichts des Umfanges der Brandkatastrophe in der gesamten Stadt nicht sehr groß vorstellen dürfen. Galt es doch außer den beiden Kirchen auch die Patrizierhäuser wieder auszubauen. So mußte es der Kirchenfabrik einmal an finanziellen Zuwendungen seitens der wohlhabenden Gemeindemitglieder mangeln und andererseits wird die Zahl der für den Wiederaufbau der Kirche zur Verfügung gestellten Handwerker ebenfalls sehr beschränkt gewesen sein. Vielleicht darf man einen Ablassbrief des Lebuser Bischofs Johann V. von 1402 mit der Beendigung der Reparaturarbeiten in Verbindung bringen, in dem aufgerufen wird, die Kirche zu besuchen und Almosen „ad ornamenta, luminaria et ad alias res“ zu spenden<sup>16</sup>. Für die folgenden fünf Jahrzehnte lassen sich keine weiteren schriftlichen Quellen nachweisen, die unmittelbar auf das Baugeschehen Bezug nehmen. Wenn man diese Lücke dahingehend deuten darf — und das ist in der Vergangenheit wiederholt getan worden —, daß nach Einrichtung der wiederaufgebauten Kirche keine größeren Bauarbeiten mehr stattgefunden haben, dann müssen auch die Arbeiten an dem 1379 begonnenen „novum chorum“ liegen geblieben sein<sup>17</sup>.

Erst 1452 wurde an der Südseite des Langhauses die heute noch erhaltene Liebfrauenkapelle errichtet, wie aus einer kurfürstlichen Bestätigung vom 25. 8. 1452 der Bruderschaft „Unserer Lieben Frauen“ zu entnehmen ist<sup>18</sup>. Bereits 1460 wird in einem Ablassbrief des Brandenburger Bischofs Dietrich mitgeteilt, daß sich der Bürgermeister, der Rat und die Kirchenvorsteher mit der Bitte an ihn gewandt hätten, die alten Kirchengebäude von St. Nikolai abzutragen und sie durch neue zu ersetzen<sup>19</sup>. Auch über die näheren Ursachen für dieses ungewöhnliche Vorgehen berichtet der Bischof. Es heißt in dem Ablass, daß der Einsturz des Bauwerkes zu befürchten sei und der Gottesdienst deshalb nicht mehr sicher verrichtet werden könne.



Durch diese Darstellung des Bauzustandes wird die anfangs geäußerte Vermutung der Bauunterbrechung am Hallenumgangschor bestätigt. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß der Chor, wäre er nach dem Brand von 1380 tatsächlich weiter aufgeführt worden, bereits nach so kurzer Zeit — es konnten seit der Fertigstellung höchstens 60 Jahre vergangen sein — schon wieder einsturzgefährdet war. Vielmehr dürfen wir voraussetzen, daß nach dem Brand von 1380 die alte Halle vom Ende des 13. Jahrhunderts auf schnellstem Wege für den Gottesdienst wieder hergestellt werden mußte und wahrscheinlich 1402 vor ihrer Vollendung stand<sup>20</sup>. Damit würde der Ablass des gleichen Jahres eine ausreichende Erklärung finden. Jedoch handelt es sich bei diesem Raumgebilde, das aus den verschiedensten Zeiten durch Umbauten entstanden war, nicht um eine respektable architektonische Meisterleistung. Der noch heute aus dieser Zeit stammende Westbau in seiner rustikalen Schlichtheit und fast provinziellen Auffassung mag als Beispiel dafür angeführt werden. Wie anders hatten doch die Prenzlauer Bürger das Westwerk ihrer Marienkirche aufführen lassen, obwohl es aus dem gleichen Material des einheimischen Feldsteins gearbeitet ist. Oder man nehme die nach Lübecker Vorbild orientierte Zweiturmfassade der Marienkirche der benachbarten Stadt Frankfurt. Wie wir aus den anderen großen Handelsstädten der Mark wissen, genannt seien nur Prenzlau, Brandenburg und Frankfurt, dienten die Stadtpfarrkirchen nicht nur allein den religiösen Belangen der Kirchengemeinden. Vielmehr sollten sie in ihrer architektonischen Schönheit und baulichen Monumentalität das Selbstbewußtsein, die Macht und Stärke der spätmittelalterlichen Kommunen demonstrieren. So etwa wird auch das Berliner Patriziat gedacht und empfunden haben, als es 1460 an den brandenburgischen Bischof Dietrich mit der Bitte herangetreten ist, die alte auffällige Kirche niederzulegen und sie durch eine neue zu ersetzen. In dem Ablass des Bischofs heißt es: „Accepimus ipsam ecclesiam in suis edificiis et structuris ruinosam et defectuosam fore, ... propter quod proconsules et consules nec non provisores prefati ipsam intendunt destruere novamque redificare Ecclesiam ...“<sup>21</sup>.

Der in diesem Ablass zum Ausdruck gebrachte Wunsch, das alte Kirchengebäude abzutragen, setzt aber gleichzeitig voraus, daß während der Bauarbeiten ein Raum für die täglichen Gottesdienste vorhanden sein mußte. Es ist, folgt man der hier vorgeschlagenen Rekonstruktion des Bauablaufs, sehr wahrscheinlich, daß man sich diesen neuen notwendigen Raum durch Fertigstellung des bereits 1379 begonnenen „novum chorum“ geschaffen hat. Diese These findet in einer Anzahl von Altarstiftungen ihre Bestätigung, die im Chor seit 1461 stattgefunden haben und seine Fertigstellung voraussetzen. So stiftete 1461 die Bäcker Gilde einen Altar, von dem es heißt: „... in der parrkerken Sunte Nicolaus to Berlin gelegen achter dem kore“, und 1467 ist eine Altarstiftung der Schneidergilde überliefert. Dort heißt es: „... in der parrkerken Sancti Nicolai to Berlin gelegen iegenn dem kore op di rechter handt des hogenn altares ...“<sup>22</sup>. Des weiteren besagte eine 1476 erfolgte Stiftung eines St. Wolfgang-Altars der St. Wolfgang-Bruderschaft, daß dieser Altar im hohen Chore gelegen sei.

Mit diesem letzten Datum dürfte nicht nur der Chor als vollendet angesehen werden, sondern auch das sich unmittelbar daran anschließende Langhaus bis zu dem vom alten Bau übernommene Westwerk.

Könnte die hier vorgetragene Rekonstruktion des Bauverlaufs und die Datierung des Chores allein aus den uns überlieferten schriftlichen Quellen abgeleitet werden, so führen auch die Beobachtungen am Bauwerk, sowie die stilistischen und entwick-

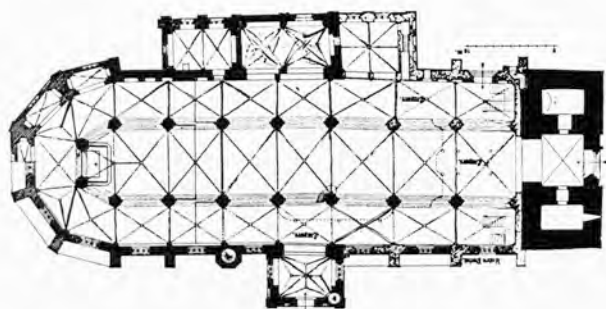
lungsgeschichtlichen Untersuchungen zum gleichen Resultat. Der dreijochige, mit einem siebenseitig gebrochenen Polygon geschlossene Chor von St. Nikolai findet in der Form seines charakteristischen Grundrisses eine deutliche Parallele in den direkt unter süddeutschem Einfluß entstandenen Hallenchören der Marienkirchen in Frankfurt a. d. Oder, Beeskow und Luckau<sup>23</sup>.

Die Raumform des Hallenchores mit Umgang hatte ihre entwicklungsgeschichtlichen Vorstufen und letztlich auch ihre Vollendung im süddeutschen Architekturbereich gefunden. Aufgrund hier nicht näher zu erörternder sozialökonomischer und landespolitischer Verhältnisse in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts waren auch in den märkischen Städten die Voraussetzungen für die Übernahme dieser Raumform vorhanden. Im besonderen war es das Schema des Chores der Nürnberger Sebalduskirche (1361 beg.), das in Frankfurt an der Oder sofort aufgenommen wurde. Es besteht hierbei sogar die begründete Annahme, daß beide Chöre auf einen gemeinsamen Bauplan zurückgehen.

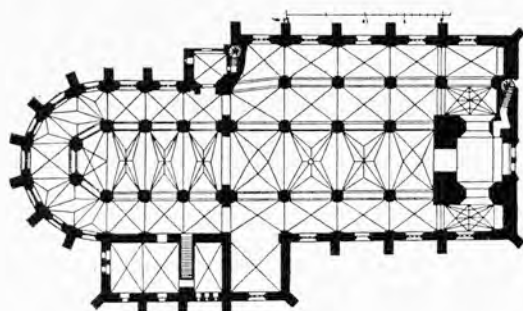


*St. Marien in  
Frankfurt/O.  
Hallenungangs-  
chor aus der Zeit  
um 1367  
(heutiger Zu-  
stand)*

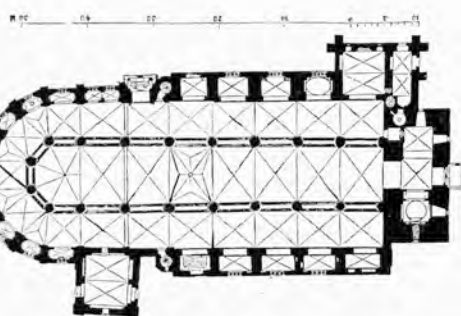
So weit uns heute die Baudaten der bedeutendsten mittelmärkischen Pfarrkirchen vorliegen, ist der Frankfurter Marienchor das früheste Beispiel dieser großartigen spätgotischen Raumform in diesem Bereich, der dann seinerseits wieder als Vorbild für eine Reihe anderer Kirchenbauten anzusehen ist. Das Gemeinsame und auch Charakteristische dieser Chöre ist die dreijochige Längsdehnung und der siebenseitig gebrochene Chorschluß. Außerdem weisen diese frühen Bauten, zu denen auch St. Marien in Beeskow und St. Nikolai in Luckau zu zählen sind, eine sonst für märkische Verhältnisse nicht charakteristische Höhenstreckung auf. Erst im Verlaufe des 15. Jahrhunderts werden die Proportionen gedrückter, die Fenster sehr breit und das siebenseitige Polygon erfährt eine Reduktion auf fünf und noch später auf drei Brechungsseiten. Gleichzeitig nimmt die Jochlänge der Chöre ab und zwischen den Strebepfeilern treten zum Umgang hin geöffnete, flache Randkapellen auf, die dem Bedürfnis des Patriziats und der Bruderschaften entgegenkommen, in unmittelbarer Nähe des Hauptaltars Privataltäre einzurichten. Die große Idee des spätgotischen Einheitsraumes, die dem Hallenchor ursprünglich zu Grunde lag, wird damit aufgegeben. In der Zersplitterung des Raumes, wie sie ja in den Einzelkapellen sichtbar wird, spiegeln sich die machtpolitischen Auseinandersetzungen inner-



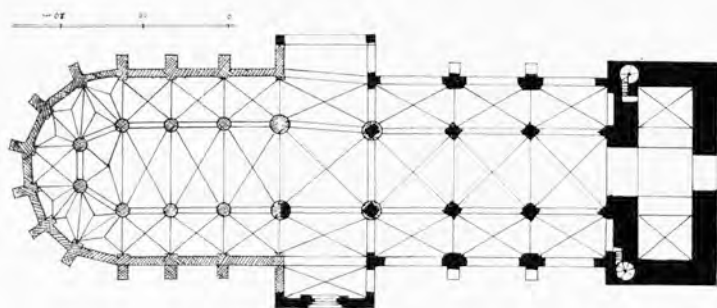
*Godehardtkirche  
zu Brandenburg/H.*



*Marienkirche  
zu Beeskow*



*Nikolaikirche  
zu Berlin*



*Marienkirche  
zu Frankfurt/Oder um 1367  
(Rekonstruktion)*

halb der Kommunen wider, wie wir sie im 15. Jahrhundert in immer stärkerem Maße feststellen können. Für Berlin kamen außerdem noch die Auseinandersetzungen des Patriziats mit dem Landesherrn hinzu, die 1448 mit der Unterwerfung der Stadt endeten.

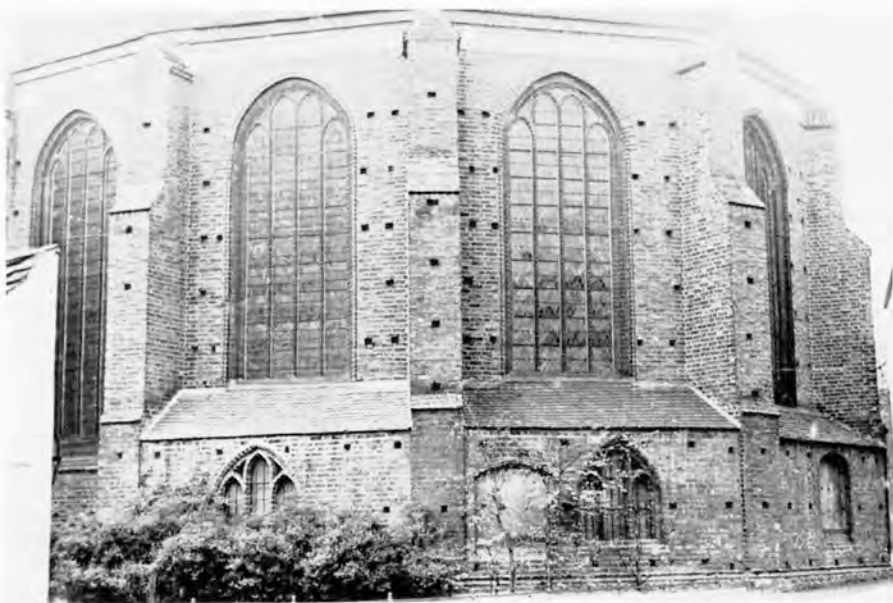
Versucht man den Nikolaichor in dieses Entwicklungsschema der märkischen Chöre einzuordnen, so ist er vom Grundriß her eindeutig dem 14. Jahrhundert verpflichtet. Die siebenseitige Anlage des Polygons und die im Äußeren durch Türme sichtbar gemachte Längsdehnung deuten darauf hin. Jedoch verraten die Proportionen seines Aufbaues, die Schmuckmotive, Fenster und Randkapellen dagegen eine andere künstlerisch-ästhetische Architekturauffassung<sup>24</sup>. Dieser sichtbare Widerspruch findet seine natürliche Erklärung in der bereits aus den Urkunden rekonstruierten Baufolge. 1379 wurde mit dem Bau des neuen Chores begonnen, der nach den in dieser Zeit modernsten Vorbildern angelegt werden sollte. Vielleicht orientierte man sich gar an dem 1367 weitestgehend fertiggestellten Marienchor in Frankfurt an der Oder. Auf die engen Beziehungen dieser beiden Städte ist bereits an anderer Stelle hingewiesen worden<sup>25</sup>. Nachdem aber 1380 der Stadtbrand die Bauarbeiten unterbrochen hatte und danach die Wiederaufbauarbeiten am alten Kirchengebäude vorrangig waren, blieb dieser in seinen Anfängen stecken. 1402 werden wir den Abschluß des Wiederaufbaues annehmen dürfen. Gehen wir von dem schon erwähnten bischöflichen Ablass des Jahres 1460 aus, in dem der schlechte Bauzustand der Kirche beklagt wird, so kann damit nicht ein erst nach dem Brande, frühestens nach 1402 errichteter Chor gemeint sein, vielmehr wird es sich dabei um die 1380 ausgebrannte und 1402 wieder hergestellte Halle gehandelt haben. Dieser Bau wurde ja bereits aus Teilen der romanischen Basilika errichtet, trug dann 1380 schwere Brandschäden davon, wurde danach wiederaufgebaut und konnte durchaus 1460 in einem solchen schlechten Zustand gewesen sein, wie ihn der Ablass schildert. Mit dem 1460 geforderten und sicher auch begonnenen Neubau wollte das Berliner Patriziat den Anschluß an die in dieser Zeit modernsten Raumformen der bürgerlichen Pfarrkirche gewinnen. Das aber war die Hallenkirche mit Hallenchor und Umgang. Es gibt kaum eine größere Handelsstadt im mittelmärkischen Raum, in der die Hauptpfarrkirche nicht als Halle mit Chorumgang umgestaltet wurde. Selbst noch aus dem beginnenden 16. Jahrhundert lassen sich hierfür Beispiele anführen.

So wird man in Berlin unter Beibehaltung der alten Kirche für den Gottesdienst zuerst mit dem Aufbau des Chores auf den bereits stehenden Teilen von 1379 begonnen haben. Die genannten Altarstiftungen dürften dann mit der Fertigstellung des Neubaus der gesamten Kirche in Verbindung gebracht werden.

Stilistisch ergeben sich zwischen der Nikolaikirche Berlin und der St. Godehardskirche in Brandenburg/Havel, deren Bauzeit durch eine Inschrift für 1456 festgelegt ist, bestimmte Parallelen<sup>26</sup>. Auffallend ist in der äußeren Gestaltung die Übereinstimmung der Höhenproportionen, die Anlage der Randkapellen und die Formen der Kapellenfenster. Weiterhin steht der Nikolaichor mit seinen stark gestelzten Scheidebögen im Chor und den vielen Schmuckmotiven an den Pfeilern und Fenstergewänden in der Bautradition des 15. Jahrhunderts, so wie sie etwa St. Godehardt in Brandenburg und St. Marien in Stendal vertritt. Die Chöre des 14. Jahrhunderts zeigen hier in der Mittelmark den klassischen Spitzbogen und klassische Profile, niemals rein dekorativ empfundene Formen, wie sie das Zickzackmotiv und der Taustab in Berlin darstellen. Das sind Formen, die wir an den verschiedensten Backsteinbauten des 15. Jahrhunderts immer wieder finden und die Ausdruck einer vorher nicht nachzuweisenden Freude an dekorativen Details sind<sup>27</sup>.



*St. Nikolai, Berlin. Hallenchor mit Umgang und Kapellenkranz  
(heutiger Zustand)*



*St. Godehard, Brandenburg/H. Hallenumgangschor mit Randkapellen,  
nach 1456 (heutiger Zustand)*



Eine Eigentümlichkeit des Berliner Chores stellt das Laufgangmotiv im Innern dar. Über den Öffnungen der Kapellen läuft um den gesamten Chor ein schmaler Gang, der die leicht nach innen gezogenen Pfeiler durchbricht. Dieses Motiv ist in der norddeutschen Architektur bereits im 14. Jahrhundert bekannt gewesen, tritt bei den Hallenchören mit Umgang aber erst im 15. Jahrhundert auf. Schon F. Adler hat vor nunmehr bald hundert Jahren — leider an sehr versteckter Stelle — darauf hingewiesen, daß sich dieses Laufgangmotiv mit dem der Brandenburger Katharinenkirche in Verbindung bringen läßt<sup>28</sup>. Dort hat der wohl bedeutendste Baumeister norddeutscher Pfarrkirchenarchitektur den Strebepfeiler geteilt und ganz nach innen gezogen. Im Langhaus entstehen durch zwischengespannte Kreuzrippengewölbe kleinere Nischen mit kapellenartigem Charakter, über die sich ein Laufgang hinzieht<sup>29</sup>.

Die Beziehungen zu St. Godehardt und St. Katharinen in Brandenburg lassen vermuten, daß die Berliner Bauherren vor Baubeginn ihrer Kirche die modernsten und interessantesten Anlagen ihrer Zeit besichtigten und sich hier entscheidende Anregungen holten. Das bedeutet aber nicht, daß St. Nikolai in Berlin als ein Nachfolgebau dieser Kirchen bezeichnet werden darf, vielmehr ergeben sich nur zu ihnen die auffallendsten Parallelen. Gleichzeitig aber dürfen diese Beziehungen als eine indirekte Bestätigung der hier vorgeschlagenen Datierung und der entwicklungsgeschichtlichen Einordnung des Chores von St. Nikolai angesehen werden.

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Grundlage fast aller Untersuchungen war die Darstellung der Baugeschichte bei R. Borrmann: *Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin*, Berlin 1886.

<sup>2</sup> E. Reinbacher: Die älteste Baugeschichte der Nikolaikirche in Alt-Berlin. *Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin*. Bd. 15, Berlin 1963. — Darin Beiträge von E. Lehmann, Ch. Müller, W. Nitschke und A. Suhle.

<sup>3</sup> G. Schade: Der Hallenchor als bestimmende Raumform der bürgerlichen Pfarrkirchenarchitektur in den brandenburgischen Städten. *Phil. Diss. Halle* 1963.

<sup>4</sup> Vgl. hierzu die Darlegungen E. Lehmanns und W. Nitschkes bei Reinbacher, a.a.O., Seite 71, 85. Des weiteren Anm. 5.

<sup>5</sup> G. Schade: Zur Baugeschichte der Frankfurter Marienkirche. In: *Jb. f. brand. Landesgeschichte* 15, 1964, Seite 7 f.

<sup>6</sup> Sowohl E. Lehmann als auch W. Nitschke legen aus den verschiedensten Gründen den Umbau der Halle so früh. Die Reste dieser Halle im jetzigen Bau sind jedoch so gering, daß eindeutige Beweise nicht zu erbringen sind; auch Quellenzeugnisse fehlen. A.a.O., Seite 78, 85 f.

<sup>7</sup> Die Deutung dieser Urkunde stimmt im wesentlichen mit allen bisherigen Übersetzungen überein. E. Fidicin: *Urkundenbuch zur Berlinischen Chronik*, Berlin 1880, S. 198; G. Küster/Ch. Müller: *Altes und Neues Berlin*, Berlin 1737, Bd. 1, S. 223; F. Adler: Gutachten betr. die ursprüngliche Plandisposition und Turmgestaltung der Sct. Nikolai-Kirche zu Berlin. In: *Communalblatt der Haupt- und Residenzstadt Berlin*, 8. Jg. Nr. 17 vom 18. April 1867, Beilage IX, S. 123; W. Nitschke bei Reinbacher, a.a.O., S. 61.

- <sup>8</sup> M. Säume: Hinrich Brunsberg, Ein spätgotischer Baumeister. In: Baltische Studien 18, Stettin 1926, Seite 216.
- <sup>9</sup> O. Kletzel: Planfragmente aus der Prager Dombauhütte in Ulm und Stuttgart, Stuttgart 1939, Seite 89.
- <sup>10</sup> W. Clasen: Hinrich Brunsberg und die Parler. In: Neue Beiträge zur Archäologie und Kunstgeschichte Schwabens, Stuttgart 1952, Seite 49 f. — Derselbe in: St. Marien in Stralsund und der Kirchenbau der Spätgotik im norddeutschen Backsteinbau. Phil. Diss. Marburg 1947.
- <sup>11</sup> N. Zasko in: Wiss. Zeitschrift der Humboldt-Universität, Berlin 1956, Heft 3. — Derselbe in: Baltische Studien, NF 1957, Seite 55 f.
- <sup>12</sup> Hier muß darauf hingewiesen werden, daß die von F. Adler bereits 1867 im Communalblatt vorgeschlagene Baufolge und Datierung dem wahrscheinlichen Baugeschehen am nächsten kommt.
- <sup>13</sup> R. Borrmann, a.a.O., Seite 222, deutet den Ablauf von 1379 dahingehend, als solle damit bereits zur Vollendung des Chores aufgerufen werden. Das setzt aber voraus, daß er nahezu fertig war. Von dieser Deutung Borrmanns gehen die meisten neueren Arbeiten zur Baugeschichte des Chores aus.
- <sup>14</sup> Müller-Küster, a.a.O., Seite 224/225; Voigt/Fidicin, Urkundenbuch, Seite 199.
- <sup>15</sup> Hierzu auch F. Adler in: Communalblatt, 1867, Seite 124.
- <sup>16</sup> Voigt/Fidicin, Urkundenbuch, Seite 239.
- <sup>17</sup> Eine ähnliche Auffassung vertritt F. Adler in seinem interessanten und bisher kaum ausgewerteten Gutachten (s. Anm. 7). Er versucht den Baustillstand durch die politischen Unruhen dieser Zeit zu erklären, die erst nach der endgültigen Unterwerfung der Stadt 1448 zu Ende gingen. Auf diese Ursachen wird im Verlaufe des folgenden Textes noch hinzuweisen sein.
- <sup>18</sup> „Eine capelle in yrer ere geweyt und geheiligt bey sanct Nicolaus pfarrkirchen an der thore in unser statt Berlin . . .“ (Voigt/Fidicin, Urkundenbuch, Seite 424).
- <sup>19</sup> Müller-Küster, Altes und neues Berlin, Seite 225; Voigt/Fidicin, Urkundenbuch, S. 434.
- <sup>20</sup> Hierzu F. Adler in: Communalblatt, 1867, Seite 124.
- <sup>21</sup> Vgl. Anm. 7; Lat. Text zitiert nach Nitschke bei Reinbacher, a.a.O., S. 61.
- <sup>22</sup> Zitiert nach Nitschke (s. Anm. 21).
- <sup>23</sup> Die Darlegung dieser Entwicklung bei G. Schade: Der Hallenchor. Phil. Diss. Halle 1963.
- <sup>24</sup> Diese entscheidende Beobachtung hat Adler bereits in seinem Gutachten im Communalblatt, 1867, Seite 124/125 gemacht. Doch blieb diese Arbeit nahezu ein Jahrhundert in der Literatur unbeachtet. Selbst Borrmann, a.a.O., Seite 221 f., hat die Hinweise Adlers nicht gebührend beachtet, so daß seine Darstellung der Baugeschichte zum Ausgangspunkt für eine jahrzehntelange Fehleinschätzung des Nikolaichores geworden ist.
- <sup>25</sup> Frankfurt/Oder erhielt um 1253 das Berliner Stadtrecht; auch einflußreiche Familien waren sowohl in Berlin als auch in Frankfurt ansässig (Wins).
- <sup>26</sup> Zur Baugeschichte der Godehardtkirche in: Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg, Band II, Teil 3, Stadt und Dom Brandenburg, Seite 1 f. Des weiteren M. Säume in: Baltische Studien 1926.
- <sup>27</sup> Vgl. hierzu Wilsnack in: Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler der Prov. Brandenburg, Kreis Westprignitz, Band I, Teil 1, Seite 318. Ähnliche Schmuckmotive finden sich auch in Stargard, Südwesttür der Marienkirche; Stendal, Ostgiebel der Petrikirche; Ziesar, Strebepfeiler der Schloßkapelle; Brandenburg, Rathaus der Altstadt; Bernau, Stadtpfarrkirche.
- <sup>28</sup> Communalblatt 1867, Seite 124.
- <sup>29</sup> Baugeschichte und Abbildungen in den Kunstdenkmälern II/3, S. 47 f. Des weiteren M. Säume, a.a.O., Seite 268.

## Die Berliner Dampfstraßenbahn

Ein Beitrag zur Verkehrsgeschichte des 19. Jahrhunderts

In den siebziger Jahren begann die Blütezeit der Pferdebahnen in Europa. Die meisten großen Städte wurden von sich immer mehr verdichtenden Liniennetzen durchdrungen, und die Beförderungszahlen stiegen sprunghaft an. Aber schon zu dieser Zeit, da sich das junge Stadtverkehrsmittel zu entfalten begann, setzten auch die ersten Bestrebungen ein, es durch wirtschaftlichere und leistungsfähigere Betriebsformen zu ersetzen. Anstelle der tierischen Zugkraft sollten mechanische Antriebskräfte zur Fortbewegung verwendet werden. Erprobt und bewährt war in jenen Jahren nur die Dampfmaschine, und so blieb denen, die für die Pferdebahn technisch vollkommenere Verkehrsmittel einführen wollten, nur übrig, durch Dampfkraft betriebene Fahrzeuge in Form besonderer Straßenbahnlokomotiven oder als Triebwagen zu konstruieren. Derartige Versuche wurden 1873 in London und Kopenhagen, 1875 in Paris usw. unternommen. In Berlin begann man im Jahre 1877 sowohl Straßenlokomotiven als auch „Dampfomnibusse“, bei denen Maschinen und Fahrgastraum in einem Fahrzeug vereinigt waren, zu erproben, auch einige Eisenbahnverwaltungen setzten auf ihren Berliner Vorortstrecken zwischen 1878 und 1880 derartige Straßenlokomotiven und Dampftriebwagen ein.

Die älteste Nachricht über die Fahrt mit einer Straßenlokomotive stammt vom 20. März 1877. Damals berichtete der in Spandau erscheinende „Anzeiger für das Havelland“: „Der Dampfswagen der Großen Berliner Pferdebahn-Gesellschaft hat am Freitag Abends nach 10 Uhr seine Probefahrt gemacht. Die Maschine, die in Kopenhagen bereits 6 Monate lang eine befriedigende Tätigkeit entwickelt hat, beansprucht nur einen kleinen Raum und führt den nötigen Bedarf an Kohlen und Wasser für eine einstündige Fahrt mit sich. Die Ergänzung der Feuerungs-Materialien nimmt nicht mehr Zeit in Anspruch als das einmalige Umspannen der Pferde, da die Kohlenbehälter an den Endpunkten der Bahn schon gefüllt in Bereitschaft gehalten werden. Die Fahrt mit dem bereits beschriebenen Dampfswagen, dem ein größerer Personen-Waggon angehängt war, ging vom Depot in der Ackerstraße leicht und geräuschlos von statten, nur am Oranienburger Tor bedurfte es einiger Vorsicht, den kleinen Train durch die stark gekrümmte Kurve in das Geleise der Chausseestraße einzulenken. Von dort aus ging es aber in gerader und rascher Fahrt der Müllerstraße zu. Mehrere Versuche, die Maschine mitten in der Fahrt anzuhalten, gelangen über Erwarten. Der Zug hielt fast sofort auf ein gegebenes Zeichen. Mit der größten Leichtigkeit passierte das Gefährt alle Kurven in der Müllerstraße bis zum Depot; hier vergaß der Maschinist die nötige Vorsicht beim Einlenken in die zu dem Schuppen führende Abzweigung des Geleises und fuhr mit vollem Dampf in diese hinein, die Folge davon war, daß eines der gußeisernen Vorderräder an dem Motor zersprang, ein Unfall, dessen Wirkung sich bei den Fahrgästen im Inneren des Personenwagens kaum fühlbar machte. Der Schaden ist schon wieder kuriert worden ...“

Vom März 1877 bis zum Juli 1880 fanden nach dem Verwaltungsbericht des Polizeipräsidiums in Berlin im ganzen etwa 40 Probefahrten statt, und zwar mit 7 Schwarzkopffschen und 2 Woehlertschen Maschinen, ferner mit je einer Straßen-

Wagen der Berliner  
Dampfstraßenbahn mit her-  
ausgezogener Maschine  
(sämtliche Bildvorlagen dieses  
Aufsatzes von Kurt Pomplun)



lokomotive der Firma Krauß in München, der Schweizerischen Lokomotivfabrik Winterthur und einer nicht näher bezeichneten Kopenhagener Firma. Die ersten Probefahrten im Frühjahr 1877 wurden mit dieser aus Kopenhagen stammenden Maschine unternommen. Umfangreichere Versuche fanden im Frühjahr 1878 auf der Pferdebahn nach Charlottenburg und vom 15. Juni bis 7. Juli 1880 auf der 5156 m langen Pferdebahnlinie von Schönhauser Tor nach Pankow statt. Anstelle der sieben Pferdebahnwagen, die sonst auf dieser Strecke verkehrten, versahen nun sieben Straßenlokomotiven, mit ein oder zwei Pferdebahnwagen behängt, den fahrplanmäßigen Betriebsdienst.

Trotz längerer Vorbereitungen, nächtlicher Probefahrten usw. offenbarten aber all diese zahlreichen Versuche eine Fülle von Betriebs- und Verkehrsgefahren. Verschiedentlich wurden infolge konstruktiver Mängel die Maschinen während der Fahrt schadhafte, vielfach kam es, trotz der Bemühungen, den Dampf zu kondensieren, zu starker Dampfentwicklung, auch zu Funkenflug. Da die Öffnungen der Schornsteine etwa 4 Meter und mehr über Schienenoberkante lagen, also etwa in gleicher Höhe wie die Verdecksitze der angehängten Pferdebahnwagen, wurden die Fahrgäste durch Qualm- und Rauchschwaden belästigt. Rauch und Dampf drangen aber bei geöffneten Fenstern auch in die Wohnungen der oberen Stockwerke ein. Hinzu kam, daß der hölzerne Langschwellenoberbau und die Flachschienen der Pferdebahnen für den Achsdruck der 7 bis 12 Tonnen schweren Maschinen oft zu schwach waren, so daß Entgleisungen hervorgerufen wurden. Auch die engen Kurven mit ihren kleinen, für den Pferdebahnbetrieb aber noch zulässigen Radien boten die Gefahr zu entgleisen. Das Abschleppen der liegengebliebenen Lokomotiven durch Gespanne war zeitraubend und behinderte den übrigen Straßenverkehr. Dieser wurde ohnehin dadurch immer wieder gefährdet, daß die den fauchenden und dampfenden Lokomotiven entgegenkommenden Pferde vor dem ungewohnten Anblick scheuten. Nach etwa 40 verschiedenen Erprobungen wurden die Experimente mit Straßenlokomotiven 1880 wieder aufgegeben. Die anfangs recht optimistischen, hochgestimmten Erwartungen, den Pferdebahnbetrieb durch Dampflokomotiven ersetzen zu können, wurden immer stärker gedämpft und herabgemindert. Die Verkehrsunternehmen hatten u. a. auch deshalb Interesse an den Versuchen, weil sie hofften, die Betriebskosten auf den Außenstrecken, die vorwiegend nur einen unausgeglichenen Ausflugs- und Vergnügungsverkehr hatten, und darum unrentabel waren, durch den Dampfbetrieb senken zu können, denn nach den Berechnungen der Ingenieure verursachten die Lokomotiven geringeren Aufwand an Kosten als die Pferde.

Günstiger scheinen die Erfahrungen gewesen zu sein, die man im Eisenbahnbetrieb, also auf freier Strecke mit diesen Straßenlokomotiven machte. Auf der Berlin—Görlitzer Eisenbahn wurden im Jahre 1878 zwischen dem Görlitzer Bahnhof und

Grünau sogenannte Omnibuszüge eingesetzt, die Vorläufer der späteren Vorortzüge waren. Eine Kraußsche Straßenbahnlokomotive beförderte einen doppelstockigen Personenwagen mit 144 Plätzen bzw. bis zu drei gewöhnliche Personenwagen und erreichte eine Geschwindigkeit von 24 km/h. Dieser Betrieb bestand wenigstens bis zum Jahre 1882. „Omnibuszüge“, bestehend „aus einer kleinen Lokomotive und 2—3 Wagen“ verkehrten 1880/81 auch auf der Berlin—Hamburger Eisenbahn zwischen Berlin und Spandau, die Fahrzeit betrug 29 Minuten, die Geschwindigkeit entsprach also etwa der der Grünauer Züge. Ob hier ebenfalls Straßenlokomotiven verwendet wurden, muß allerdings offenbleiben, denn aus der Bezeichnung „Omnibuszug“ darf nicht auf die technische Beschaffenheit der Antriebsmittel geschlossen werden. Mit diesem Begriff sollte lediglich zum Ausdruck gebracht werden, daß es sich um langsam fahrende, auch an allen Bedarfshaltestellen anhaltende Personenzüge im Nahverkehr handelte. Auf der 1877 eröffneten Nordbahn z. B. verkehrten von Anfang an „Omnibuszüge“, die von gewöhnlichen Lokomotiven bewegt wurden.

Neben den Straßenlokomotiven wurden auch Dampftriebwagen, bei denen die Maschine und der Fahrgastraum in einem Fahrzeug vereinigt waren, erprobt. Der englische Ingenieur William Rowan hatte sich in den siebenziger Jahren damit beschäftigt, derartige Triebwagen, die den Vorteil boten, daß die tote Last geringer gehalten werden konnte, zu konstruieren. Die ersten Versuche mit diesem Rowanschen Dampfswagen fanden in Kopenhagen statt, der Wagen wurde im Juli 1877 von dort nach Berlin übergeführt und zunächst auf der Militäreisenbahn zwischen Schöneberg und Mahlow, ein anderes Mal sogar auf der ganzen Strecke bis Kammersdorf ausprobiert, wobei das rd. 10 m lange Fahrzeug sowohl die vorhandenen Steigungen — bis 1 : 40 — als auch Kurven mit engen Radien ohne Beanstandungen nahm. Eine Zeitnotiz vom 10. 8. 1877 bemerkte zu einer dieser Fahrten: „Der Wagen hat den Zweck, den Verkehr auf kleineren Strecken, dem sogenannten kleinen Lokalverkehr, zu dienen und überall da einzutreten, wo seither Pferdebahnwagen im Gange waren. Die Dampfmaschine am Rowan'schen Wagen arbeitet völlig geräuschlos und stößt den Dampf überhaupt nicht aus. Der Dampf wird in Kondensationsröhren kalt gemacht und dann von Neuem dem Betriebe wieder zugeführt. Der Wagen ist derartig lenkfähig, daß er in jedem Augenblick sofort zum Halten zu bringen und zur haarscharfen Befahrung ganz enger Kurven geeignet ist. Bei der Steigung, wie sie die betreffende Stelle der Militärbahn aufweist (1 : 200), bewegte sich der Wagen in Güterzug-Fahrtsgeschwindigkeit (4 Meilen in einer Stunde) ohne jedwedes Rütteln ...“ Obwohl sich nach diesem und anderen Presseberichten der Rowan-Wagen durchaus bewährte, verlautet nichts weiter über die Folgerungen für den praktischen Einsatz. Auf der Nordbahn wurde im April 1878 auf der Strecke nach Oranienburg ein „Dampfomnibus“, bei dem „Lokomotive und Koupées in eins verbunden“ waren, also vermutlich ein Rowanwagen, ausprobiert, doch blieben die Ergebnisse unbefriedigend und man nahm von der Einstellung des Wagens Abstand. Anfang 1879 soll die Betriebsleitung der Nordbahn aber wiederum mit dem Plane umgegangen sein, inzwischen verbesserte Wagen auf der Strecke Berlin—Oranienburg einzusetzen; „jeder dieser Wagen ... kann 60 Personen aufnehmen“, teilte das Niederbarnimer Kreisblatt am 29. 1. 1879 mit. Ob es dann tatsächlich zu einem fahrplanmäßigen Verkehr gekommen ist, muß bei der Dürftigkeit der zeitgenössischen Quellen völlig offen bleiben. Noch weniger erwies sich die Rowansche Konstruktion im Straßenbahnbetriebe als geeignet. Eine am 20. November 1877 unternommene Fahrt endete mit einem großen Mißerfolg:



„Von einem seltenen Mißgeschick wurde die erste Probefahrt begleitet, die am Dienstag Abend mit dem Rowan'schen Dampfwagen auf den Geleisen der Pferdebahn von Rixdorf nach Berlin mit dem Landrat Prinzen Handjery, mehreren Regierungsräten . . . unternommen wurde. Kurz nach 9 Uhr setzte sich der Wagen in Bewegung und alles ging vortrefflich, der Dampfspurwagen konnte sofort zum Stehen gebracht werden, vorüberkommende Pferde scheuten nicht, als in der Nähe der neuen Kaserne des 2. Garde-Drägoner-Rgts. (Blücher- Ecke Baerwaldstraße) der Wagen plötzlich stehenblieb. Es hatte sich ein naßgewordener Riemen gedehnt, seine Dienste versagt und dadurch die Maschine außer Tätigkeit gesetzt. Nachdem der Schaden behoben war, konnte die Fahrt fortgesetzt werden. Doch schon vor der Halle'schen Torbrücke sollte sie durch einen zweiten Unfall unterbrochen werden. Die große Steigung, die hier zu überwinden ist, setzte das vordere, zu tief angebrachte Trittbrett mit dem Pflaster in Berührung, ein heftiger Krach ertönte, das Trittbrett hatte sich in das Erdreich eingeeohrt und hatte den Wagen zum Stillstand gebracht. Nachdem auch dieses Hindernis beseitigt war, passierte der Wagen mit Glück die Brücke, kam aber schon am Anfang des Belle-Alliance-Platzes aus dem Geleise und fuhr sich fest. Nach langer Anstrengung sollte gegen 1 Uhr die Fahrt fortgesetzt werden, als sich herausstellte, daß nun mehr die Maschine ganz außer Funktion gekommen sei. Es blieb nichts weiter übrig, als den Koloß durch Pferdekräft wieder nach Rixdorf zu schaffen, aber auch diese letzte Rettung sollte sich noch verschließen. Zu guterletzt brach nämlich auch eine Kurbel der Vorderäder, so daß der Wagen umschlug und man sich genötigt sah, ihn bis zum anderen Tage seinem Schicksale zu überlassen“. Nach anderen Berichten konnte der Wagen 64 Personen aufnehmen und hatte ein Gewicht von 140 Zentnern (7 Tonnen). Bei den wenigen mehr oder minder ungenauen Reportagen ist nicht mit Sicherheit zu sagen, ob es sich bei dem Unglückswagen um den gleichen handelte, mit dem man auf der Militärbahn anfangs angeblich recht befriedigende Resultate erzielt hatte, möglich wäre es schon. Auch in den Jahren 1881/82 wurden auf der Charlottenburger Pferdebahn nochmals Versuche mit dem bzw. einem Rowanschen „Dampf-omnibus“ gemacht, auch da kam es zu einer Entgleisung, und das Fortschaffen des schweren Fahrzeuges war zeitraubend und mühsam.

Trotz dieser wenig ermunternden Erfahrungen entstand im Gebiete des heutigen Berlin in den Jahren 1885 bis 1888 dann doch noch ein ausgedehntes, weitmaschiges Netz von Dampfstraßenbahnen, das nach voller Ausbildung 34 km Gleislänge umfaßte. In dieser Zahl sind allerdings auch die Doppelgleise und die Teile des Netzes, die nicht oder überwiegend nicht mit Dampf betrieben wurden, enthalten. Die Länge der ständig mit Dampfstraßenbahnen befahrenen Strecken betrug etwa 19 km, die Linienlänge rd. 21 km. Allerdings konnten diese Linien nach den negativen Ergebnissen, die die Probefahrten im Berliner Stadtgebiet erbrachten, nicht im Weichbild Berlins angelegt werden. Das Polizeipräsidium sah die Unbrauchbarkeit des Verkehrsmittels im Stadtgebiet als erwiesen an und erteilte daher keine Genehmigung für die Benutzung innerstädtischer Straßen. So entstand das Dampfstraßennetz vor der Stadt im westlichen und südwestlichen Umland. Es verband Schöneberg mit Friedenau und Steglitz, mit Wilmersdorf und Schmargendorf sowie mit Charlottenburg, außerdem erschloß es den Grunewald. Ausgangsstationen waren — noch auf Schöneberger Gemeindegebiet, aber hart an der Berliner Grenze, der Nollendorfplatz und die Zwölfapostelkirche (Zietenstraße), ferner in Charlottenburg der Stadtbahnhof Zoologischer Garten.



*Verkehrsnetz der Berliner  
Dampfstraßenbahnen vom Jahre  
1891*

Damit war die Struktur der Dampfstraßenbahnen für die Zeit ihres Bestehens festgelegt: sie mußten Anschluß- bzw. Zubringerbahnen bleiben. Zwischen Berlin und den von den Dampfbahnen erschlossenen Verkehrsgebieten bestand ein gebrochener Verkehr, wodurch die Fahrpreise erheblich verteuert wurden und das lästige Umsteigen mit den unvermeidlichen Wartezeiten in Kauf genommen werden mußte. Es war daher ein ständiges Bemühen der Straßenbahngesellschaft durch Einführung zugelassener Verkehrsmittel doch noch den Weg in die Innenstadt als dem Quellgebiet des Verkehrs zu finden. In den Jahren 1891/92 ging sie mit dem Gedanken um, eine mit Druckluft betriebene Straßenbahn bis zum Halleschen Tore zu führen; über Vorverhandlungen hinaus gedieh das Projekt allerdings nicht. Das Vorbild für diese ausgefallene Betriebsart gaben die zu jener Zeit in Paris verkehrenden Druckluftstraßenbahnen. Polizeipräsident und Magistrat gaben dann im Jahre 1895 die vorläufige Genehmigung zum Bau einer Linie, die von der Link- Ecke Potsdamer Straße ausgehend über das Schöneberger Ufer, die Flottwell-, Denne- witz-, Kurfürsten- und Mackensenstraße zu dem schon bestehenden Endpunkt am Nollendorfplatz führen sollte, aber diese Zustimmungen wurden bereits in Hinblick auf die künftige Umstellung vom Dampf- auf elektrischen Betrieb erteilt. Diese neue Strecke, zu der noch auf Schöneberger Gebiet Anschlüsse durch die Manstein- und Crellestraße sowie durch den Willmannsdamm kamen, wurde denn auch erst 1899 mit Einführung der elektrischen Bahnen eröffnet. Die Führung durch die ver- hältnismäßig unbedeutenden Straßen mußte gewählt werden, da die anderen, von der Innenstadt zum westlichen Stadtrand führenden Hauptverkehrsstraßen bereits mit Linien der Großen Berliner Pferdebahn belegt waren und daher nicht mehr zur Verfügung standen. Drei Linien bildeten das Netz der Dampfstraßenbahn:

1. Vom Zoologischen Garten (Breitscheidplatz) über den Kurfürstendamm bis zum Halensee (Koenigsallee Ecke Schinkelstraße). Diese am 5. Mai 1886 eröffnete

Linie wurde am 10. September 1887 im Verlaufe der späteren Herbert-, Hubertus- bader- und Hundekehlestraße durch den damals noch vorhandenen Grunewald bis zum nachmaligen Roseneck verlängert und mit einer später wieder aufgegebenen Kehre über die Teplitzer Straße zurückgeführt. Außerdem wurde diese Linie etwa im Zuge der ebenfalls noch nicht vorhandenen Hagenstraße entlang dem den Grunewald seiner Zeit noch einfriedigenden Wildgatter in Richtung auf das Forsthaus Hundekehle vorgeschoben. 1892 wurde die Endhaltestelle bis zu dem den Zaun unterbrechenden Gattertor nach Hundekehle beim Hagenplatz verlegt. In der entgegengesetzten Richtung wurde die Linie gleichfalls, und zwar am 23. Dezember 1888 über Tauentzien- und Kleiststraße bis zum Nollendorfplatz verlängert.

2. Von der Zwölfapostelkirche durch die Zieten-, Goltz- und Grunewaldstraße, die Wilhelmsau, die Blisse- und Mecklenburgische Straße bis nach Schmargendorf. Diese Linie wurde zwischen Grunewaldstraße und Schmargendorf Breite Ecke Warnemünder Straße am 18. Mai 1888, zwischen der Zwölfapostelkirche und Grunewaldstraße am 18. Juli 1888 dem öffentlichen Verkehr übergeben. 1891 wurde sie durch die Hundekehlestraße bis zum „alten Zieten“, einem Waldlokal in der Nähe des heutigen Rosenecks bzw. bei Bedarf bis nach „Hundekehle“ weitergeführt. Die Strecke von der Zwölfapostelkirche durch die Zietenstraße wurde 1894 stillgelegt, neuer Ausgangspunkt wurde der Nollendorfplatz.

3. Vom Nollendorfplatz durch die Maaßen-, Goltz- und Akazienstraße, die Haupt-, Rhein- und Schloßstraße bis zur Ecke der Wrangelstraße in Steglitz. Betriebseröffnung am 23. Dezember 1888, im Oktober 1892 wurde sie über die Kleist- und Tauentzienstraße bis zum Stadtbahnhof Zoologischer Garten erstreckt.

Das Dampfstraßenbahnunternehmen betrieb noch zwei weitere Linien, die vom Bahnhof Zoo ausgingen. Eine führte durch die Joachimsthaler Straße und die Bundesallee bis zur Rheinstraße in Friedenau. Sie wurde von der Aufnahme des Verkehrs am 23. Juli 1890 bis 1897 zumeist mit Pferdebahnen befahren. Nur in den letzten Jahren vor der Elektrifizierung verkehrten hier ständig Dampfswagen. Die andere Verbindung durch die Uhlandstraße zur Wilhelmsau, eröffnet am 1. April 1892, wurde bis 1900 fast ausschließlich mit Pferdebahnwagen betrieben. Auch auf der Wilmersdorf—Schmargendorfer Linie verkehrten 1890/91 Pferdebahnen, die zwischen den Abgangszeiten der Dampfswagen liefen. Dem Dampfbahnunternehmen gehörte schließlich noch von 1889-95 die zwischen Spittelmarkt und Schöneberg verkehrende Pferdeomnibuslinie, die ursprünglich weiter nach Wilmersdorf führte und Vorläuferin der Dampfstraßenbahn war. So waren einige Jahre hindurch alle Stadtverkehrsmittel in der Hand einer Gesellschaft vereinigt, ein Sonderfall bei den damaligen Betriebsverhältnissen.



Zeitweilig scheinen in den Jahren 1891/92 auch außerplanmäßige Rundfahrten, zu denen das Netz die Möglichkeit bot, vom Nollendorfplatz über Halensee, Schmargendorf, Wilmersdorf zurück zum Ausgangspunkt eingelegt worden zu sein. Ebenso hatte eine Ringverbindung von der Uhlandstraße über Wilmersdorf, Goltzstraße, Nollendorfplatz, die 1896 erwähnt wird, keinen längeren Bestand. Die Führung dieser Strecke entsprach etwa der des späteren Westringes (Linie 7).

Schon einige Male wurde die Dampfstraßenbahn-Gesellschaft erwähnt. Sie wurde Anfang des Jahres 1888 gegründet als „Berliner Dampfstraßenbahn-Konsortium“, zu dem sich die Bank für Handel und Industrie, das Bankhaus J. Simon Wittwe und Sohn zu Königsberg und der Berliner Eisenbahnunternehmer Hermann Bachstein zusammengeschlossen hatten. Das Konsortium übernahm zunächst die schon bestehende Linie vom Breitscheidplatz nach dem Grunewald, die von der Firma Davy Donath & Co betrieben wurde, da diese Unternehmerin in ernsthafte wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten war. Ende 1888 erwarb das Konsortium die inzwischen eröffnete Strecke von der Zwölfapostelkirche nach Schmargendorf, die die Firma Reymer & Masch angelegt und betrieben hatte. Die übrigen Linien baute das Dampfstraßenbahn-Konsortium selbst, wobei es die bereits früher der Firma Davy Donath & Co erteilten Genehmigungen für die Strecken durch die Tauentzien- und Kleiststraße, die Joachimsthaler Straße und die Bundesallee und die Steglitzer Linie ausnutzen konnte. Zu der Linie durch die Uhlandstraße scheint die an der Erschließung ihrer Baugrundstücke interessierte Terraingesellschaft finanziell beigetragen haben. Vertreten wurde das Konsortium in allen betrieblichen Angelegenheiten durch Hermann Bachstein.

Zeit seines Bestehens war das Verkehrsunternehmen nicht besonders leistungsfähig, die Betriebsergebnisse blieben unbefriedigend. In der Hauptsache mußte der sommerliche Ausflugs- und Erholungsverkehr die Einnahmen bringen, die übrigen Arten des Verkehrs, der Pendler-, Schüler-, Besorgungs-, Theaterverkehr usw. waren nur wenig ausgebildet und die Erträge gering. Bei der Struktur der von den Dampfstraßenbahnen erschlossenen Gebiete war ein größeres und konstantes Verkehrsaufkommen auch nicht zu erwarten. Schmargendorf, Wilmersdorf, Steglitz, ja selbst Schöneberg waren noch mitten in der Umwandlung von Landgemeinden zu Berliner Vororten begriffen. Die alte ein- und zweigeschossige Bebauung in den Ortskernen überwog noch, und die großen Berliner Mietskasernen schoben sich erst allmählich an den neuangelegten Straßen vor. Zwischen den Orten lagen noch weite Flächen unbebauten Geländes, die teils landwirtschaftlich als Wiesen, Felder oder Gartenland genutzt wurden, teils brach lagen und der zukünftigen Bebauung harrten. In dem Einzugsgebiet aller Verkehrslinien wohnten 1890 etwa 50—60 000, 1895 rd. 100 000 Menschen, aber von dieser Bevölkerung kam nur ein Bruchteil als ständige Benutzer der Straßenbahn in Frage. Auf den meisten Strecken mußte nämlich die Dampfbahn die Konkurrenz der schnelleren, zuverlässigeren, bequemeren und billigeren Stadt-, Ring- und Vorortbahnen hinnehmen. Und nicht zuletzt wirkte sich negativ aus, daß den Dampfstraßenbahnen der Eingang in die Berliner Innenstadt verwehrt war.

Wie gering die Frequenz auf den Linien der Dampfstraßenbahn war, ergibt sich aus der Statistik. 1887 benutzten die damals bestehende einzige Strecke zum Grunewald 227 137 Personen, 1889 wurden auf den drei Linien des Unternehmens 1 665 166 Fahrgäste befördert; nicht viel weniger Personen, nämlich 1 411 368 benutzten die Omnibusstrecke der Gesellschaft. 1892 fuhren mit den Dampf- und

Pferdebahnen 2 317 627, mit dem Omnibus 2 001 321 Personen, 1895 stieg die Zahl der Fahrgäste auf den Straßenbahnen auf 3 358 263; 1898, dem letzten Jahre des vollständigen Dampf- und Pferdebahnbetriebes, auf 4 045 712 Personen. Das waren ganz geringe Bruchteile der Beförderungszahlen, die die übrigen drei Berliner Pferdebahngesellschaften erzielten. Im Jahre 1889 wurden diese von 132,5 Millionen Fahrgästen benutzt, die Dampfbahnen erreichten etwa 1,25 % dieser Beförderungszahl. 1895 steigerte sich der Anteil der von ihnen beförderten Personen am Gesamtverkehrsaufkommen aller Berliner Straßenbahnen auf rd. 2 %; 1898 war er trotz absoluten Anwachsens der Beförderungsfälle auf rd. 1,9 % zurückgegangen. Die Zahl der vom Dampfstraßenbahn-Konsortium auf allen seinen Linien insgesamt in einem Jahr beförderten Passagiere entsprach etwa der Zahl der Fahrgäste auf einer einzigen verkehrsschwachen und unterdurchschnittlichen Berliner Pferdebahnlinie. Betriebsüberschüsse konnte das Unternehmen nicht erzielen, die Einnahmen deckten vielmehr die Ausgaben nicht, Rücklagen für den Erneuerungs- und Amortisationsfonds konnten bei dieser Lage kaum gemacht werden. In der Erkenntnis, daß allein eine Umwandlung auf elektrischen Betrieb das Unternehmen konkurrenzfähig und rentabel machen könne, verhandelte das Konsortium seit 1895 mit den zahlreichen Gemeinden, deren Gebiete die Dampfstraßenbahnen durchschnitteten, über die Bedingungen für die beabsichtigte Änderung der Antriebskraft. Ein Akkumulatorenwagen, der Versuchsfahrten in der Bundesallee machte, brannte im April 1898 vollständig aus. Zur Verwirklichung seiner Pläne kam das Konsortium nicht mehr. Am 1. Oktober 1898 übernahm die neugegründete „Westliche Vorortbahn A.-G.“ das Unternehmen mit allen Rechten und Pflichten und führte alsbald die 1900 abgeschlossene Umstellung des gesamten Netzes auf elektrischen Betrieb durch. Die Westliche Vorortbahn A.-G. war eine Tochtergesellschaft der Großen Berliner Straßenbahn, die durch den Erwerb derartiger kleinerer Unternehmen ihren Monopolcharakter im Nahverkehr noch weiter auszubauen und zu festigen bestrebt war.

Die Betriebsmittel der Dampfstraßenbahnen bestanden aus Dampfswagen Rowanschen Systems und Vorspannlokomotiven verschiedener Systeme. Rowan war es gelungen, die Konstruktion seines Dampftriebwagens so weit zu verbessern, daß er nun relativ störungsfrei lief. Im Jahre 1883 wurde in Kopenhagen die etwa 9 km lange Strecke vom „Triangeln“ nach dem Ausflugs- und Badeort Klampenborg mit Wagen seines Systems dem Verkehr übergeben. Diese Bahn schien den Beweis zu erbringen, daß die Anfälligkeiten, die sich bei den früheren Versuchsfahrten in so erheblichem Ausmaße gezeigt hatten, überwunden waren. Die Kopenhagener Linie gab dann das Vorbild für die erste Berliner Strecke über den Kurfürstendamm zum Halensee, die mit 4 Rowanwagen eröffnet wurde. Allerdings traten im ständigen Betriebe auf der Kopenhagener Bahn wiederum technische Mängel zu Tage, so daß dort die Dampfswagen 1891 wieder aus dem Verkehr gezogen wurden.

Das Problem, das lästige Ablassen des Dampfes in den Straßen zu beseitigen, wurde bei den Rowanwagen dadurch gelöst, daß die zur Abkühlung notwendigen Kondensationsflächen auf dem Wagendach angeordnet wurden. Diese Konstruktion war allen Rowanschen Dampfswagen gemeinsam, desgleichen der einfache oder doppelte aufrechtstehende Siederohrkessel, der auf einem besonderen Fahrgestell mit der Treib- und einer Laufachse den vorderen Teil des Fahrzeuges bildete. Von 1885 bis 1890 wurden 30 solcher Wagen beschafft, von denen Borsig für 24, Schwartzkopff für die restlichen 6 die technische Ausrüstung lieferten. Trotz der



verhältnismäßig geringen Anzahl derartiger Fahrzeuge waren 5 verschiedene Typen in Betrieb, die in Abmessung und Zahl der Kessel, in der PS-Leistung (20—50 PS), der Art der Steuerung, der Lage und dem Durchmesser der Zylinder, im Gewicht usw. mehr oder weniger starke Abweichungen aufwiesen. So gab es Fahrzeuge, deren Gesamtgewicht (Maschinenteil und Fahrgastraum) 7,45, 9,2, 10,3, 11,7 t betrug. Je nach Bauart konnten die Wagen zwischen 30 und 47 Personen aufnehmen.

Wegen des beschränkten Raumes, der den Wagenführern auf der Vorderplattform zur Verfügung stand, wurde ihnen an den Endstationen der zur Feuerung erforderliche Koks in 3-kg-Blechbüchsen mitgegeben. Der Führerstand war, wie sich Zeitgenossen erinnern, mit diesen Kokskübeln vollgestellt, und die Führer warfen, wenn die Straßenjungen sie ärgerten, mit Koksstücken nach den unartigen Knaben. Die Einnahme des Wassers geschah ebenfalls an den Endhaltestellen, wo sich auch Drehscheiben oder Kehrdreiecke befanden, die erforderlich waren, um die Maschinen wieder in Fahrtrichtung zu bringen. Eine Drehscheibe befand sich 1886-88 z. B. am Breitscheidplatz. Seit 1887 wurden an die Rowanschen Triebwagen auch Beiwagen angehängt. Die stärkeren Maschinen konnten zwei Anhänger mitnehmen. Ein solcher Zug von etwa 30 m Länge vermochte bis zu 130—140 Fahrgäste zu befördern. Mehrere Wagen der Dampfstraßenbahnen hatten bereits Quersitze, bei einigen Wagen konnten sie sogar in Fahrtrichtung umgeklappt werden, jedoch standen die Bänke teilweise so eng und schmal, daß die Fahrgäste unbequem saßen.

Die von der Firma Reymer & Masch gebaute Linie von Schöneberg nach Wilmersdorf-Schmargendorf wurde hauptsächlich mit Vorspannlokomotiven befahren. Bei insgesamt 13 Loks (1890) gab es sehr verschiedene Typen. Die ältesten Lokomotiven stammten von der Berliner Firma Wöhlert und waren bereits 1879 gebaut, die neueren von der AG für Lokomotivbau „Hohenzollern“ und der Firma Schwartzkopff wurden 1888 und 1890 geliefert. Auch diese Lokomotiven unterschieden sich in den Abmessungen, Konstruktionen, Gewichten usw. Sie konnten bis zu drei Anhänger mitnehmen, auf einem 35 m langen vollbesetzten Zuge befanden sich 140 bis 150 Personen. Vor den Haltestellen mußten die Anhänger von dem Schaffner mit der Handbremse abgebremst werden. Ebenso buntscheckig wie der Maschinenpark war auch der Bestand der Anhänger (1890: 52). Es gab zwei- und vierachsige Wagen mit geschlossenen Aufbauten und entsprechende Sommerwagen, sogar ein dreiachsiger Wagen, halb geschlossen und halb Sommerwagen war vorhanden. Außerdem besaß das Unternehmen noch 20 einspännige Pferdebahnwagen. Ein Teil der vierachsigen geschlossenen Beiwagen wurde nach Einführung des elektrischen Betriebes weiterverwendet und blieb noch bis etwa 1930 im Verkehr, in den zwanziger Jahren wurden sie u. a. zur Bewältigung des Berufsverkehrs der Siemenswerke auf den Einsatzlinien nach Siemensstadt eingesetzt. Die Vielzahl der Triebwagen-, Lokomotiv- und Beiwagentypen erschwerte eine wirtschaftliche Unterhaltung, der bei der Anfälligkeit der Maschinen gegen Störungen eine besondere Bedeutung zukommen mußte. Die Wagen des Dampfstraßenbahn-Konsortiums hatten dunkelroten Anstrich.

Bei starken Schneefällen konnte der Betrieb nicht aufrecht erhalten werden. Ein Bericht des „Teltower Kreisblattes“ vom 2. Februar 1895 möge für viele ähnliche stehen: „... Der vorgestern Abend plötzlich eingetretene orkanähnliche Sturm legte jedoch in ganz kurzer Zeit solche Schneemassen auf die Schienen, daß gegen

5 Uhr abends der Verkehr auf sämtlichen Strecken eingestellt werden mußte. Nur mit größter Mühe und Kraftanstrengung gelang es, die Wagen nach dem Depot zu befördern. Zwischen 6 und 7 Uhr abends befanden sich in der Goltz- und Akazienstraße vier zusammengekoppelte Maschinen, welche mit vereinten Kräften sich den Weg bahnend, nur schrittweise dem Depot in Steglitz zusteuereten. Inzwischen wurden seitens des Konsortiums mit vier Pferden bespannte Schlitten zur Aufrechterhaltung der Verbindung gestellt. Diese Schlitten wurden trotz des schlechten Wetters von solchen Personen recht fleißig benutzt, welche für 20 Pfg. eine Schlittenpartie nach Wilmersdorf und zurück machen wollten. Den vorgespannten Pferden schien das Schlittenziehen neu zu sein, denn es kostete einige Mühe, sie zum Anziehen zu bewegen und sie in den richtigen Gang zu bringen. Der Schnee lag auf den Schienen stellenweise etwa 1 Meter hoch. Die sofort aufgenommenen Aufräumarbeiten hatten den Erfolg, daß der halbstündige Verkehr gestern Vormittag gegen 10 Uhr wieder aufgenommen werden konnte. Der erste Dampfswagen, welcher vom Nollendorfplatz über Halensee, Grunewald, Schmargendorf und Wilmersdorf eine Rundfahrt gemacht hatte, traf gegen 2 Uhr Nachmittag auf dem Nollendorfplatz wieder ein . . .“

Besonders die Rowanschen Wagen konnten bei Schneewetter Steigungen nur unter großen Schwierigkeiten überwinden. Die Maschinen wurden dabei überbeansprucht und die Wagen mußten aus dem Verkehr gezogen werden. Aber nicht nur im Winter machte das Befahren ansteigender Strecken den Dampfstraßenbahnen zu schaffen. Besonders der „Wilmersdorfer Berg“, der Abschnitt der Mecklenburgischen Straße zwischen der Blissestraße und dem Bahnhof Schmargendorf, war für den Dampfbetrieb schwer zu bewältigen. Häufiger blieben „auf dem sehr langen und steilen Berge mit seinen verschiedenen Kurven“ die vollbesetzten Züge liegen, dann fuhr der Maschinist zurück und versuchte mit Volldampf in voller Fahrt die Steigung zu überwinden. Gelang ihm das Manöver aber nicht, so mußten die Fahrgäste aussteigen und zu Fuß bis zum Ende der Steigung gehen, während der leere Zug dann mit Anstrengung den Hügel zu bezwingen versuchte. Beschwerden über den Betrieb der Dampfstraßenbahn gab es ständig. Die Schöneberger und Friedenauer bemängelten das Ablassen von Dampf in den bewohnten Straßen, was ja auch an sich unzulässig war. In Schmargendorf führte man Klage über die Staubbelästigung, die die Straßenbahn in der damals noch chaussierten Mecklenburgischen Straße verursachte, und rügte die unzureichende Beleuchtung dieser noch unbauten Straße, zu der das Dampfstraßenbahn-Konsortium verpflichtet war. Dazu kamen die zahllosen Beschwerden über die Fahrpläne. Nur wenig fand Anerkennung, so z. B. die im Winter 1892/93 in den Rowanwagen eingeführte Dampfheizung. Zur Bequemlichkeit des Publikums, das oft längere Zeit auf die in verhältnismäßig großen Abständen fahrenden Züge warten mußte, hatte das Konsortium am Nollendorfplatz und einigen anderen Endstellen Wartehallen errichtet. Derartige Baulichkeiten, heute eine Selbstverständlichkeit, wurden von den Berliner Pferdebahnunternehmen kaum gebaut. „Mußte man auf sie (die Dampfbahn) warten, so setzte man sich in die kleine Bude, die mit ihrem Kanonenöfchen, mit Bier und Schnaps die durchfrorenen Fahrer erwärmte. Sogar Salzgurken und zwiebelbraune Eier konnte man dort erwerben“, so schilderte eine Zeitgenossin die Wartehalle am Nollendorfplatz. Die meisten Strecken waren eingleisig und mit Ausweichen angelegt, nur der Abschnitt durch die Kleist- und Tauentzienstraße und den Kurfürstendamm bis an die Ringbahn war zweigleisig ausgebaut. Betriebs-

höfe waren drei vorhanden: an der Schinkelstraße im Grunewald, in Schöneberg in der Grunewaldstraße nahe der Apostel-Paulus-Kirche und in Steglitz an der Schloßstraße bei der Einmündung des Hindenburgdammes. Dort befanden sich auch die Werkstätten, Schmieden usw. für die Unterhaltung und Instandsetzung des Wagenparks.

Die Tarifgestaltung entsprach der der Berliner Pferdebahnen. Es gab einen Teilstrecken- und Staffeltarif mit Strecken zu 10, 15, 20 usw. bis zu 35 Pfennigen. Wie bei den Pferdebahnen wurden in den neunziger Jahren verschiedene 10-Pfennig-Teilstrecken verlängert und die höchste Fahrpreisstufe auf 30 Pfg. ermäßigt. Einige der 10-Pfennig-Teilstrecken waren recht kurz bemessen, wie die knapp 2 km lange vom Zoologischen Garten bis zur Wilmersdorfer Straße Ecke Kurfürstendamm, andererseits waren die 10-Pfennig-Strecken vom Nollendorfplatz bis zum Lauterplatz oder Zoologischen Garten bis zur Schöneberger Kirche mit etwa 3,6 bis 3,8 km fast doppelt so lang.

Die Reisegeschwindigkeit übertraf die der Pferdebahnen (9,2 bis 9,6 km/St) nur um etwa 20 bis 25 %/o. Sie betrug auf der Grunewaldlinie über den Kurfürstendamm etwa 11,7 bis höchstens 12 km/St, auf der Schmargendorfer Linie etwas weniger, auf der Steglitzer Strecke etwa 10,6 km/St.

Eine Zeitungsnotiz aus dem Teltower Kreisblatt vom 23. Juni 1899 möge den Abschnitt beschließen: „Die westliche Vorortbahn ist stark bei der Abrüstung beschäftigt, sie verringert immer mehr ihren Bestand an Dampfwagenmaterial, teils der Not gehorchend, teils dem eigenen Triebe. Vor einigen Tagen wurden 2 Wagen als ungeeignet für den Betrieb erklärt und mußten abmontiert werden. 6 Wagen hat die Direktion an eine neue Kleinbahn in der Nähe von Frankfurt a. O. verkauft und ein großer Teil der anderen Maschinen steht defekt im Steglitzer Depot. Von den 30 Dampfbahnwagen und 12 Lokalmaschinen sind nur noch die Hälfte vorhanden bzw. betriebsfähig. Die Bahn hofft im Herbst einen Teil ihrer neuen elektrischen kleinen vierrädrigen Wagen zu erhalten ...“ Die Umstellung des mit den Pferdebahnlinien vierrädrigen 34 km Gleislänge umfassenden Netzes ging schnell voran; seit Mai 1899 wurde die Steglitzer Strecke elektrifiziert, am 1. Oktober 1899 die Kurfürstendammlinie. Auf der Schmargendorfer Linie, auf der zuletzt noch 4 Dampfwagen verkehrten, wurde, wenn man dem Teltower Kreisblatt folgen darf, Mitte Oktober 1899 wieder der Pferdebahnbetrieb eingeführt, da die Maschinen angeblich wegen Mängel von ihrem Personal verlassen wurden. „Niemand“, so fährt die Zeitung fort, „wird den nunmehr abgedankten ‚Dampfrossen‘ eine Träne nachweinen, vielmehr dürfte sich jeder glücklich preisen, daß er künftig nicht mehr von den übeln Ausdünstungen der Maschinen und den Stößen der Wagen belästigt wird ...“ Im folgenden Jahre war die Umwandlung abgeschlossen, und das „Grunewald-Echo“ schrieb am 14. April 1900, daß mit dem Sommerfahrplan „gleichzeitig auch das letzte Pferd aus dem Betrieb der Gesellschaft verschwunden“ sei. Wenden wir uns noch kurz den einzelnen Linien zu, wobei auch die siedlungsgeschichtlichen Gesichtspunkte hervorgehoben werden sollen.

## 1. Die Kurfürstendammlinie

Der Bau der Dampfstraßenbahn am Kurfürstendamm hängt eng zusammen mit der Entstehungsgeschichte der Prachtstraße. An den Vorbereitungen zur Ausführung des neuen Straßenprojekts war der Baumeister Hugo Hanke beteiligt, er ver-

handelte mit den Grundbesitzern über die Abtretung der zum Ausbau des Kurfürstendamms erforderlichen Straßenlandflächen. Am 5. Oktober 1882 teilte Hanke dem Charlottenburger Magistrat mit, daß es ihm nach jahrelangen Bemühungen endlich gelungen sei, den größten Teil der Adjacenten zur Freilegung der Straßen zu veranlassen und er bereit sei, die Ausführung der Straße in Generalentreprise zu übernehmen. Als einziges Äquivalent für seine Mühen und Opfer erbat sich Hanke eine Konzession für eine Pferdebahn in der neuen Straße und durch die Straße 20 (Joachimsthaler Straße) zum Bahnhof Zoologischer Garten sowie durch die — noch gar nicht vorhandene — Tauentzienstraße, die Kleist- und Mackensenstraße, bis wohin sich s. Zt. das Charlottenburger Weichbild erstreckte. In dem zwischen Hanke und der Stadt Charlottenburg am 20. Januar 1883 abgeschlossenen Verträge über den Ausbau des Kurfürstendamms wurden die meisten seiner diesbezüglichen Wünsche erfüllt. Jedoch trat bereits drei Tage nach Vertragsabschluß die Kurfürstendammgesellschaft mit allen Rechten und Pflichten in diesen Vertrag ein und stellte die Straße her, während Hanke technischer Direktor der Gesellschaft wurde.

Bei den Straßenbauarbeiten wurden auch gleich die Straßenbahngleise mit verlegt, aber bereits im Januar 1884 faßte die Kurfürstendammgesellschaft den Entschluß, anstelle der Pferdebahn eine Dampfstraßenbahn mit Rowanwagen einzurichten. Den Betrieb übertrug sie der bereits erwähnten Firma Davy Donath & Co. Maßgebend für diese Entscheidung war die besondere Verkehrssituation in diesem Gebiete. Schon vor seiner Regulierung fand auf dem bereits vorhandenen, aber in schlechtem Zustand befindlichen Kurfürstendamm ein Ausflugsverkehr nach dem Grunewald statt, der besonders seit 1882 erheblich zunahm. In jenem Jahre wurde nämlich Richters „Wirtshaus am Halensee“ eröffnet, das, da es das einzige große Ausflugslokal am Rande des nordöstlichen Grunewalds war, alsbald lebhaften Zuspruch fand. Ebenfalls 1882 wurde der Stadtbahnhof Zoologischer Garten dem Verkehr übergeben, und mindestens ein Teil der Berliner Ausflügler verließ bereits hier den Zug, um seine Spaziergänge anzutreten. Die neue Bahnstation kam wohl auch deswegen schnell in Aufnahme, weil die Südringzüge nach dem bedeutend näher gelegenen Bahnhof Halensee nur in zweistündigen Abständen verkehrten. Außerdem war am Bahnhof Zoo die Endstation der aus Berlin kommenden Pferdebahnhlinien, so daß deren Benutzer ebenfalls von hier aus ihre Wanderungen beginnen mußten. Diesen großstädtischen Ausflugsverkehr, der an Intensität ständig zunahm, sollte die geplante Dampfstraßenbahn aufnehmen. Noch eine weitere Funktion war ihr zugeordnet: Sie sollte die vom Kurfürstendamm durchschnittenen Bauterrains verkehrlich erschließen und mit Berlin verbinden.

Der zum Grunewald zielende Ausflugs- und Erholungsverkehr mußte natürlich sehr unausgeglichen sein, da er von Jahreszeiten und Witterung abhängig war. An warmen, sonnigen Tagen konnten Spitzenbelastungen von einigen Tausend Fahrgästen auftreten, während er in dem weitaus größten Teil des Jahres unbedeutend war oder fast völlig versiegt. Bei einem derart inkonstanten Verkehr war eine Pferdebahn von Anfang an unwirtschaftlich. Für den starken Andrang an Feiertagen oder Nachmittagen hätte man bei der im Pferdebahnbetrieb üblichen 8-Minuten-Wagenfolge für die knapp 4 km lange Strecke wenigstens 8 große zweispännige Wagen mit 64 bis 80 Pferden — die Reserven nicht mitgerechnet — benötigt. In den überwiegenden verkehrsschwachen Zeiten, in denen nur ein geringer Bruchteil an Besspannungen gebraucht worden wäre, hätten die Tiere aber trotzdem gepflegt

und gefüttert werden müssen; die abgestellten Triebwagen hingegen bedurften keiner ständigen Wartung. Außerdem wäre bei einer Pferdebahn, schon allein um die Stallungen unterbringen zu können, ein Betriebsgrundstück von 4—5000 qm erforderlich geworden, von den höheren Baukosten ganz abgesehen. Da die Reisegeschwindigkeit der Dampfbahn etwa 20 % höher als bei der Pferdebahn war, ließ sich auch ein etwas schnellerer Wagenumlauf erreichen, und das Platzangebot ließ sich durch Mitführen von Beiwagen ohne zusätzliche Betriebskraft verdoppeln.

Über die Stärke des von der Kurfürstendamm-Grunewaldlinie bewältigten Ausflugsverkehrs liegen nur wenige Mitteilungen vor. In den fünf Tagen vom Karfreitag bis zum dritten Osterfeiertag 1889 wurden etwa 21 500 Personen befördert, ein Jahr später benutzten am 1. und 2. Osterfeiertag rd. 60 000 Fahrgäste die beiden Grunewaldlinien. In enger Wechselwirkung standen Straßenbahn und Ausflugslokale. Beide waren in hohem Maße von einander abhängig. Das 1888 im noch unberührten Grunewald errichtete, abseits gelegene Lokal „St. Hubertus“ erhielt durch die Bahn den größten Teil seiner Besucher zugeführt, die Lokalgäste waren also gleichzeitig Fahrgäste. Die Fahrpläne zeigen die Dominanz des Ausflugsverkehrs ganz deutlich. Im Winterhalbjahr stündliche Wagenfolge in die verlassenen Gegenden bei Hundekehle, im Sommerhalbjahr Wagenabstände von 30, 20 und 15 Minuten an den Nachmittagen.

Die zweite Aufgabe, Erschließungsbahn zu sein, hat die Linie zeit ihres Bestehens nur recht unvollkommen erfüllen können. Der Kurfürstendamm der neunziger Jahre war auf die Straßenbahn nämlich gar nicht angewiesen. Zwar begann die Bebauung am Kurfürstendamm seit etwa 1890 in stärkerem Umfange, aber 1893 hatte sie sich vom Breitscheidplatz aus auf der Nordseite, von Baulücken unterbrochen, erst bis zur Uhlandstraße vorgetastet, während sie an der Südseite nur bis zur Joachimsthaler Straße reichte; 1899 waren die Mietskasernen etwa bis zur Knesebeckstraße vorgedrungen. Die Bewohner der hier neu entstehenden Wohnquartiere dürften die am Nollendorfplatz endende Dampfbahn kaum benutzt haben, ihre Behausungen lagen durchweg in der Nähe des Bahnhofs Zoologischer Garten und der 1896 eröffneten Station Savignyplatz. Auch am Henriettenplatz entstanden seit 1893 große Mietskasernen, aber hier war der Bahnhof Halensee in der Nähe, und die wesentlich dichter gewordene Zugfolge auf dem Südring machte die Benutzung der langsamen Dampfbahn entbehrlich. Auch die beiden Ende der neunziger Jahre in Kurfürstendammnähe gelegenen Radrennbahnen an der Katharinenstraße und in der Gegend der Sybel- und Roscherstraße waren von der Stadtbahn aus gut zu erreichen, und das gleiche gilt für die großen Schaustellungen wie die Transvaalausstellung 1897 und Hagenbecks Indienschau 1898, die auf Baugelände nahe dem Bahnhof Savignyplatz veranstaltet wurden.

So kam die Linie als Verkehrsmittel eigentlich nur für den Teil der Bewohner in der seit 1890 entstehenden Villenkolonie Grunewald in Frage, deren Wohnungen von den Stadtbahnhöfen Grunewald und Halensee zu weit abgelegen waren. Und das waren bestenfalls einige hundert Personen.

## 2. Die Schmargendorfer Linie

In ihrem östlichen Teil führte sie durch die schon entstandenen oder in der Bebauung begriffenen Mietskasernenblöcke des nördlichen Schönebergs, aber bereits die Grunewaldstraße war nur mit einem schmalen, schlecht gepflasterten Fahrdamm



versehen und durchquerte unbebautes Gelände. In Wilmersdorf durchfuhr die Bahn das alte Dorf und erleichterte den Besuch der am Wilmersdorfer See gelegenen Lokale und Badeanstalten. Dann ging die Fahrt weiter durch Felder bis nach Schmargendorf. Der alte Ort war trotz seiner Randlage am Grunewald lange Zeit unbeachtet geblieben, was wahrscheinlich auf die fehlenden Verkehrsverbindungen mit Berlin zurückzuführen sein dürfte. 1869 vermerkte Riesel in seinem „romantischen Havelland“ nur kurz: „Das in sandiger Gegend gelegene Dorf macht noch heute den Eindruck der Ärmlichkeit.“ Noch zehn Jahre später weiß Hennes in der ersten Auflage der „Nachmittagsausflüge“ über den Ort kaum etwas zu berichten. Erst mit Beginn der achtziger Jahre kam Schmargendorf mehr in Aufnahme. So sagt das Teltower Kreisblatt vom 19. 12. 1883: „Unser Ort ist bisher schon wegen seiner gesunden Lage und der ländlichen Abgeschiedenheit ein beliebter Aufenthalt für Sommergäste, Kranke und Rekonvaleszenten gewesen, so daß bereits im vorigen Sommer nicht allen Nachfragen nach Sommerwohnungen entsprochen werden konnte.“ Die Ende 1883 eröffnete Ringbahnstation verbesserte die Verbindung mit Berlin dann erheblich. Mit dem Bau des „Schützenhauses“, eines großen Ausflugslokales mit Tanzsaal und Kegelbahn für den Massenbesuch der Berliner am Waldesrand, an der Hundekehlestraße im Jahre 1886, begann die Einbeziehung des stillen Grunewalddorfes in die Einflußsphäre Berlins sichtbare Gestalt anzunehmen. Die Eröffnung der Dampfstraßenbahnen zum Roseneck und in das Dorf selbst förderte den eben erst einsetzenden Umwandlungsprozeß von der Landgemeinde zum Ausflugsort, dann zur Sommerfrische und schließlich zur vorstädtischen Wohngemeinde, in dessen Verlauf innerhalb weniger Jahre die überkommenen Strukturen völlig aufgelöst wurden, in deutlich erkennbarem Maße.

Zunächst gesellten sich weitere, großstädtischen Ansprüchen genügende Gaststätten zu den vorhandenen. Die Vossische Zeitung schrieb am 30. Mai 1889: „Was eine neue Grunewaldverbindung vermag, kann man nirgends besser sehen, als am Dahlemer Wege (Warnemünder Straße) in Schmargendorf, wo sich der Endpunkt der Straßendampfbahn ... befindet. Das dortige Gesellschaftshaus hat sich mit Garten und Nebengebäuden wenigstens um das Dreifache vergrößert und auch sehr verschönert. Das ist aber erst Nr. 1 der am Dahlemer Wege befindlichen Vergnügungstätten, denn es folgen deren noch fünf, die mit ihren großen Gärten recht deutlich zeigen, daß sie für Berliner berechnet sind ...“ An den Sonntagabenden warteten Hunderte auf das Eintreffen der Züge und stürzten dann auf sie zu, während auf der engen Dorfstraße und durch Menschenmassen und Fuhrwerke hindurch das Umsetzen der Maschine erfolgte. Aber nicht nur die Berliner Gastronomie und die Ausflügler bemächtigten sich des Dorfes. Die Zahl der hier während der Sommermonate Wohnung nehmenden Familien nahm ständig zu, da die Dampfstraßenbahn den berufstätigen Familienvätern die Möglichkeit gab, früh zu ihren Geschäften in die Stadt zu fahren und abends zu ihren am Waldrand wohnenden Familien zurückzukehren. Mit den Gastwirten und Vermietern kamen die Terrainspekulanten, Äcker wurden parzelliert und neue Straßen über sie hinweggeführt. Um 1890 entstanden die ersten Villen nördlich der Hundekehlestraße, dann wurden an der Dorfstraße die ersten zwei- und dreigeschossigen Häuser aufgeführt, so daß die Physiognomie des Dorfes von Jahr zu Jahr mehr vorstädtische Züge annahm. Aus den Beschwerden der aus Berlin Zugezogenen über den Fahrplan der Straßenbahn geht deutlich hervor, wie wichtig diese für den in Schmargendorf entspringenden Pendlerverkehr wurde. Da wird geklagt über die geringe — meist nur stündliche —

Wagenfolge, den schlechten Anschluß, den die in Berlin tätigen Geschäftsleute und Beamten auf dem Ringbahnhof Schmargendorf an die Südringzüge hatten, die unpünktlichen Schülerwagen, den zu frühen Betriebsschluß, durch den die von Theaterbesuchen zurückkehrenden Anwohner keine Fahrgelegenheit mehr fanden. Hier hatte die Dampfstraßenbahn also schon differenziertere Funktionen als sonst. Die Einwohnerzahlen (1885: 657, 1890: 1591, 1895: 2223, 1900: 3175) beweisen, daß das schnelle Wachstum des Grunewalddorfes durch das Vorhandensein des Verkehrsmittels trotz aller Unzulänglichkeit gefördert wurde.

### 3. Die Steglitzer Linie

Verkehrsstruktur und -bedeutung dieser Linie bleiben undeutlich. Vom Zoologischen Garten ab über den Nollendorfplatz bis nach Schöneberg führte sie durch Straßenzüge, die bereits mit Mietskasernen besetzt oder gerade im Stadium der Bebauung begriffen waren. Nachdem sie den Ortskern von Schöneberg durchschnitten hatte, berührte sie Friedenau, das seinen ursprünglichen Charakter als Villenort noch weitgehend bewahrt hatte und sich hauptsächlich auf das Gebiet zwischen Rheinstraße und Wannseebahn beschränkte, während es sich in westlicher Richtung erst zögernd an der Lauter- und Niedstraße auszudehnen begann. Die Schloßstraße zwischen Feuerbach- bzw. Schildhornstraße und Hermann-Ehlers-Platz hatte 1892 bereits einen typischen Übergangszustand erreicht; Gärtnereien, Fouragehandlungen, Gastwirtschaften, eine Molkerei und einige wenige Landwirtschaften erinnerten noch an die vormals ländliche Struktur des Ortes, dazwischen aber lagen auf diesem Abschnitt etwa 10 zwei- und dreigeschossige Wohngebäude mit Seitenflügeln, die 10 bis 13 Mietsparteien beherbergten. Mehrere Läden für den täglichen Bedarf und Handwerksbetriebe vervollständigten das Bild dieser schon vorstädtischen Straße, die übrigens noch Bestandteil der Provinzialhaussee war. Zwar dehnten sich auch hier zwischen den Ortschaften noch unbebaute Flächen aus, die z. T. landwirtschaftlich oder als Lagerplätze usw. genutzt wurden, im großen und ganzen aber führte diese Linie durch die am stärksten besiedelten Teile des Südwestens.

Auch auf dieser Strecke wird der Ausflugsverkehr erwähnt. Steglitz hatte einige gut besuchte Gartenlokale und wurde als Ausgangspunkt für weiterführende Wanderungen benutzt. Daneben scheint diese Straßenbahn aber noch anderen Verkehrsbedürfnissen gedient zu haben. Darauf deuten schon die für den Dampfbahnbetrieb dichten Zugfolgen hin (1890 nach Steglitz alle 30, nachmittags alle 20 Minuten, 1892 nach Friedenau alle 15, nach Steglitz alle 30, 1895 nach Friedenau alle 10, nach Steglitz alle 20 Minuten). Dabei war die Linie zwischen Schöneberg und Steglitz, wo sie auf rd. 4,5 km Länge in einem Abstand von nur 400 bis 500 Metern parallel zur Wannseebahn verlief, der starken Konkurrenz dieser s. Zt. bequemsten, leistungsfähigsten und beliebten Vorortbahn ausgesetzt. In den nördlichen eisenbahnferneren Teilen Schönebergs und dem Ostviertel Charlottenburgs wurde die Dampfstraßenbahn mit fortschreitender Ausdehnung der Mietskasernen verhältnismäßig stark frequentiert. 1896 z. B. wurden auf der Teilstrecke Zoologischer Garten — Schöneberg-Kirche 873 389 Fahrscheine und 234 Zeitkarten ausgegeben. Das läßt die Annahme zu, daß neben dem Ausflugsverkehr zu den zahlreichen Schöneberger Garten- und Tanzlokalen wenigstens in Ansätzen ein gewisser innerörtlicher Verkehr, über dessen Zusammensetzung nur unbestimmte Aussagen gemacht werden könnten, von der Bahn bedient wurde. Auch der Zubringerverkehr zum

*Berliner  
Dampf-  
straßenbahn  
um 1890*



Stadtbahnhof Zoologischer Garten bzw. zum Nollendorfplatz, der von mehreren Berliner Pferdebahnen berührt wurde, mag in den schon dichter bevölkerten Quartieren ausgeprägter gewesen sein.

Neben diesem Liniennetz, das die westlichen und südwestlichen Vororte mit einander verknüpfte, bestanden im Gebiete des heutigen Berlins noch zwei weitere Dampfstraßenbahnen. Im Jahre 1887 wurde von interessierten Grundbesitzern und der Stadt Teltow eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 175 000 Mark ins Leben gerufen, die sich die Aufgabe gestellt hatte, eine Dampfstraßenbahn vom Anhalter Bahnhof in Lichterfelde (Ost) nach Teltow zu erbauen. Die Bahn sollte dem abseits liegenden, verschlafenen Landstädtchen die notwendige Verbindung zur Reichshauptstadt verschaffen, die Umgegend der Terrain- und Bauspekulation erschließen und durch neue Ansiedlungen dem Wirtschaftsleben dieses im toten Winkel liegenden Gebietes Auftrieb geben, auch durch den zu erwartenden Erholungsverkehr der Berliner hoffte man den stagnierenden Zustand zu beheben. Die 1888 eröffnete Bahn wurde von der Firma Davy Donath & Co gebaut, die Betriebsführung hatte dann Hermann Bachstein, der sie später in seinen Besitz brachte. 1892 wurde sie nach Stahnsdorf, 1905 bis zur Machnower Schleuse verlängert. Ein Jahr später erwarb der Kreis Teltow das Unternehmen, der 1907 den elektrischen Betrieb einführte.

Der Wagenpark war sehr klein, er bestand aus zwei sehr großen Rowanwagen, die eine Länge von 14 m und ein Gewicht von über 20 t hatten. Im Fahrgastraum waren 50 Sitzplätze und ein Gepäckabteil, außerdem waren 2 Anhänger vorhanden. Der Betrieb entsprach mehr einer Kleinbahn, als einer Straßenbahn. Die Strecke war z. B. durch ein Anschlußgleis mit dem Lichterfelder Bahnhof verbunden, so daß auch Gütertransporte vorgenommen werden konnten. Der 8,6 km lange Weg nach Stahnsdorf wurde in 40 Minuten zurückgelegt, was einer Reisegeschwindigkeit von knapp 13 km/St entspricht. Die Fahrpreise waren wie üblich gestaffelt, 1893 gab es Teilstrecken von 10 bis 40 Pf. Diese Bahn verkehrte etwa 9 bis 11 mal am Tage; im Volksmund wurde sie „lahme Ente“ genannt, vielleicht wegen ihres langsamen, schlingernden Fahrens. Sie vereinigte sämtliche Nachteile und Fehler

des Dampfstraßenbahnwesens in mustergültiger Vollständigkeit: Unpünktlichkeit im Fahrplan, schmutzige Wagen, Einstellen des Betriebes bei Schneefällen, zu schwache Schienen für die schweren Fahrzeuge, mangelhafter Oberbau, Entgleisungen, ungeschützte Haltestellen, unfreundliches Personal usw.

Ein weiteres Dampfstraßenbahnunternehmen war von 1891 bis 1894 in dem Kurort Friedrichshagen in Betrieb. Die Linie führte vom Bahnhof durch die „von Maulbeerbäumen beschattete“ Bölschestraße zum Restaurant Bellevue am Müggelsee und wurde mit den drei Vorspannlokomotiven „Georg“, „Helene“ und „Auguste“ und einigen Anhängern betrieben. Zunächst ein Privatunternehmen, wurde die kurze nur 1,6 km lange Linie im Jahre 1894 von der Gemeinde übernommen. Dabei wurde der Lokomotivbetrieb, der sich nicht bewährt und zu zahlreichen Beanstandungen Anlaß gegeben hatte, aufgegeben und durch Pferdebahnen ersetzt, die übrigens schon vorher neben den Dampfbahnen gelaufen waren.

Schließlich seien noch die Pläne erwähnt, die allerdings nicht realisiert wurden. Im Jahre 1888 verhandelte Hermann Bachstein über die Anlegung einer Dampfstraßenbahn, die vom Schlesischen Tor bzw. Busch ausgehend nach Köpenick fahren sollte; ein anderes Projekt aus gleicher Zeit sah die Anlegung einer Dampfstraßenbahn von der Metzger Straße nach Französisch-Buchholz vor.

In der Geschichte des Berliner Nahverkehrs nehmen die Dampfstraßenbahnen, die, von der Teltower Linie abgesehen, nur etwa 10<sup>1/2</sup> bis 13 Jahre in Betrieb waren, einen zweitrangigen Platz ein. Trotzdem kommt ihnen infolge ihrer besonderen Funktionen als Ausflugs- und Erschließungsbahnen eine Sonderstellung zu, die sie von den pferdebespannten Straßenbahnen und Omnibussen deutlich abhebt. Diese Verkehrsmittel suchten die innerstädtischen Geschäfts- und Behördenviertel, die Stadtteile, in denen die zentralen Funktionen der Reichshauptstadt ausgeübt wurden und die unmittelbar anschließenden eng bebauten und dicht bevölkerten Mietskasernenquartiere auf. Der Omnibus blieb völlig im Bereich der hochgeschossigen Bebauung, die Pferdebahn war zwar in den siebziger Jahren bis zu den nächsten Nachbarorten vorgedrungen, aber auch sie zog den Ausbau bzw. die Erweiterung ihrer stark benutzten innerstädtischen Linien dem der weniger rentablen Außenstrecken vor. Die Weiterbildung des Verkehrsnetzes in den Vororten wurde bewußt hinter der Verdichtung und Verknüpfung des Netzes in der Kernstadt und den diese unmittelbar umgebenden Stadtteilen gesetzt.

Die Dampfstraßenbahnen mußten sich mit dem Verkehr in dem noch dünn besiedelten Umland begnügen, so fehlten ihr die Grundlagen zu einer gedeihlichen und rentablen Entwicklung schon auf Grund der Netzgestaltung. Die besondere Siedlungsstruktur im Einzugsbereich der Bahnen schloß einen stetigen und ertragreichen Pendlerverkehr aus, er entstand allenfalls in Ansätzen wie in Schmargendorf. Hinzu kamen als hemmende Faktoren die Konkurrenz der Vorortbahnen, die Beschränkung auf den Zubringer- bzw. Anschlußdienst an die innerstädtischen Verkehrsmittel und der Staffeltarif, der gerade die Fahrten über längere Strecken stark verteuerte. Ferner erschwerte das zusammengewürfelte Betriebsmaterial mit seinen vielen Typen eine rationelle Unterhaltung.

Zwischen den Pferdebahnen und den Vorortisenbahnen nahmen die Dampfstraßenbahnen eine Zwitterstellung ein. Betrieb, Organisation und Tarifgestaltung zeigen die gleichen Merkmale wie die Pferdebahnen. Das Gefüge des Netzes aber, die Führung der Linien durch die überwiegend nur dünn besiedelten Randzonen

und zu den Ausflugszielen, stellte die Dampfstraßenbahnen in eine gewisse Verwandtschaft zu den Vorortbahnen. Allerdings konnten diese aufgrund ihrer größeren Leistungsfähigkeit, der höheren Geschwindigkeiten und der günstigeren Tarife die Besiedlung fördern und so allmählich eine immer stärker anwachsende und ausgeglichene Verkehrsbelastung erreichen, die Dampfstraßenbahn aber blieb infolge ihrer Unzulänglichkeiten an ihre besondere Verkehrsstruktur fixiert.

Ein kleines Denkmal oder auch eine Serie kleiner Denkmäler hat man der Dampfstraßenbahn einmal gesetzt: Zahlreiche braune Keramikplatten an den Tunnelwänden des U-Bahnhofs Fehrbelliner Platz zeigen einen Rowanschen Dampfwagen.



## Die Glocken des Kreises Angermünde

Der vorliegende Beitrag ist als erster Teil eines umfassenden Berichtes über die Dorfkirchen des Kreises Angermünde gedacht. Der Verfasser hat sich nicht mit einer Zusammenstellung der Literatur begnügt, sondern sämtliche Kirchen aufgesucht, die Glocken besichtigt, z. T. fotografiert und neu vermessen. Dadurch ergaben sich vielfach gewichtige Abweichungen gegenüber den bisherigen Darstellungen in der Literatur. Außerdem dürfte das nachstehende Verzeichnis die vollständigste Erfassung der einst und jetzt vorhandenen Glocken im Kreise sein. Sofern die aus den verschiedensten Quellen ermittelten Glocken nicht mehr vorhanden sind, wurde die laufende Nummer eingeklammert. Den Nummern gelegentlich zugefügte Buchstaben ergaben sich bei der redaktionellen Einarbeitung von Nachträgen am zugehörigen Ort. Abkürzungen innerhalb der Glockentexte wurden der Deutlichkeit halber gelegentlich in runden Klammern aufgelöst, z. B. H(err). Die in der Regel auf den Glocken nur äußerst sparsam angebrachte Interpunktion wurde verschiedentlich durch Kommata und Punkte ergänzt, um den Text gegliederter und damit verständlicher zu machen. Im übrigen erfolgte die Wiedergabe der Inschriften buchstabengetreu. Die Zitierung ständig wiederkehrender Quellenbelege wurde durch Siglen gestrafft und erleichtert. Die Auflösung derselben findet sich im Literaturverzeichnis am Schluß des Aufsatzes; sie wird durch Fettdruck kenntlich gemacht. Beim Zitieren bediente sich der Verfasser folgenden Schemas: F/207/Fr/III/3 = Fidicin, Seite 207, Ort Frauenhagen, Absatz III, Zeile 3.

Der Glockendurchmesser wurde am Schlagring gemessen.

### 1. Glockenverzeichnis

#### ALTKÜNKENDORF

- 1 1596 Joachim Knuppel (1), Wittstock  
Ø 87 cm, Bronze, ohne Bügel, sehr schlecht gegossener hängender Fries, dazwischen drei Medaillons mit Köpfen. Zwischen den Wörtern meist unkenntliche heraldische Lilien. Text (2) in römischen Majuskeln: *Wer Got vortruwet, der hat wol gebuwet / MCOCHCM* (3) *Knuppel V WTSTOCK* (4) 1596

Bemerkungen: (1) In KA/149/V1: Knupper, bei W/42/10: Kuppel (Druckfehler) — (2) Bei Sch/85 ungenau — (3) Bedeutung unklar. Das letzte M vielleicht = Meister. Der 2. und 6. Buchstabe erscheinen auf der Glocke wie zwei einander zugekehrte, senkrecht gestellte große Omega. — (4). Wittstock.

- [2] 1737 — Ø 60 cm, Bronze, flache Schüsselform, um 1934 im Turm außer Gebrauch. Diese in den KA/150/I erwähnte Glocke ist sicher identisch mit der bei W/42/11 angeführten, die Ende 1917 zur Ablieferung bestimmt war:  
1732 Johann Paul Meurer, Berlin — Ø 68 cm, Bronze, mit Inschrift und Schmuck.

#### ANGERMÜNDE

##### St. Marien (1)

- 3 1649 Franz Dubois, gen. Mable, aus Lothringen in Friedland und Benedictus Briot aus Lothringen  
Ø 112 cm, 143 cm hoch, Bronze, ca. 930 kg, zwei Friese über und unter der Inschrift am Hals, am langen Feld ein Kruzifix und Maria in Reliefs, dazu das ovale Gießersiegel mit der Inschrift: *Franciscus Dubois Lothringius me fecit*. Außerhalb

des Zeichens: *Benedictus Briot | Lotaringio me fecerunt* (2).

Text Großbuchstaben am Hals: *Im Jahr Christi 1649 am 17. Iulii bei Regierung Churfürst Friedrich Wilhelms und als H(err) Andreas Flessingius Archidiaconus. Nach meinem Schall kompt all zunal, hört Gottes Lehr, klagt ewer Beschwer. Martin Frieberg und Matthias Öhmike Kirchen Vorsteher*

Langes Feld: *H(err) Laurtius Welsow Bürgermeister | H(err) Erasmus Rauch Cämmerer | H(err) Michael Crisius Iudex | H(err) Casparus Schultze Cämmerer | und Stadtschreiber | H(err) Adam Bruno senator |*

Bemerkungen: (1) Erwähnt bei W/42/2 und in Fotothek Nr. 7/17/3 B. — (2) Schreibweise bei KA/28/X/4 und Sch/115 etwas abweichend vom Siegel — (3) Die Glocken Nr. 3 und 4 standen seit der Rückgabe unbenutzt im Turm. Mit Nr. 9 B werden sie ab 1966 das neue Geläut bilden.

- 4 1649 wie Nr. 3, aber Ø 100 cm, ca. 650 kg.

Text Großbuchstaben, am Hals: *Im Jahr Christi 1649 am 17. Iulii bei Regierung Churf. Friederich Wilhelms und als H(err) Andreas Flessingius Archidiaconus | Zum Gottes Haus auf meinem Klang kompt alle her, verzieht nicht lang. Martin Frieberg und Matth. Öhmike KirchVorst.*

Langes Feld: *H(err) Laurent Welsow Burg(ermeister) | H(err) Erasm. Rauch Cämmerer | H(err) Michael Crisius Iudex | H(err) Casparus Schultze Cämmerer | H(err) Adam Bruno Senator*

Bemerkung: Erwähnt in KA/28/X/6, Sch/115 und W/42/3

- [5] 1634 Christian Heintze, Berlin-Spandau, Umguß einer 1626 geschmolzenen Glocke

1856 Johann Carl Hackenschmidt, Berlin, Umguß

Ø 148 cm, Bronze, 1917 abgeliefert

Text: *Das Feuer hat mich erzeugt, das Feuer hat mich zerstört und das Feuer stellte mich wieder her. Jesus möge mich endlich vor dem Feuer bewahren.*

1626 bin ich im Feuer zerflossen / von Heinze aus Spandow zum erstenmal umgegossen / 1634 am Orte hier in recht schwerer Zeit / da ward ich auch schwer u. tief u. groß u. weit. / Nach zwei Jahrhunderten war ich zersprungen / mein neuer Umguß ist 1856 gelungen / Hackenschmidts Hand hat mir in Berlin / mit der neuen Gestalt neue Töne verliehn.

Dazu die Namen der Patronatsvorsteher, Geistlichen und Kirchenvorsteher.

Bemerkung: Die Glocke wird bei Schmidt zweimal erwähnt. a) S. 80: C. Crabatii Glockenpredigt bey Einweihung der neuen großen Glocke, welche den 21. Juni 1634 durch Gottes Gnade glücklich gegossen, und den Montag nach dem 3. Advent als eine große Last von 80 Zentnern und drüber ohne allen Schaden aufgebracht worden. Berlin 1635. (Christian Crabattus gest. 1636, seit 1627 Propst: EP/134.) b) S. 118 mit dem oben angeführten Text.

- [6] Erwähnt in KA/28/X/7: „Die kleine 0,38 m Durchmesser, von schlanker Form, ohne Inschrift und Verzierung.“

Außerdem erwähnt bei W/42/4 mit Schmuck. Im 2. Weltkrieg abgeliefert.

- 7 1924 — Ø 126 cm, Stahl

Text Großbuchstaben: *1924 Pastor Wietzke (1), Älteste Staker, H(err) Kerstin, Flemming-Felgentreu, F. Schröder-Mehlsdorf, Amtsvorst(her) Haase-Zülichen-dorf (2)*

Bemerkungen: (1) Johannes Wietzke, geb. 1878, 1918—1937 Pfarrer in Felgentreu (EP/961) — (2) Die Gemeinden Mehlsdorf und Zülichen-dorf gehören zur Pfarre Felgentreu bei Luckenwalde — (3) Die Glocken 7 bis 9 sind nach dem 2. Weltkrieg der Gemeinde der Marienkirche geliehen worden, sollen aber 1966 abgenommen und zurückgegeben werden. Ihre Gießer sind nicht bekannt, doch stammen alle drei aus einer Werkstatt.

- 8 1924, Hersteller wie Nr. 7  
 ⌀ 110 cm, Stahl  
 Text Großbuchstaben: 1924. *O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort* (nach Jeremias, Kapitel 22, Vers 29)
- 9 A 1924, Hersteller wie Nr. 7  
 ⌀ 91 cm, Stahl  
 Text Großbuchstaben: 1924 *Gemeindevorsteher Staker-Felgentreu, Michael-Mehlsdorf, Grüneberg-Zülichendorf*
- 9 B 1965 Franz Schilling Söhne, Apolda  
 ⌀ 89 cm, Bronze, 487 kg. Am langen Feld ein Kreuz mit den Buchstaben α und ω. Auf dem flachen Deckel das runde Gießersiegel: *Libera nos domine 1965*. Vier schlicht profilierte Bügel. Am Hals in moderner Schrift: *Der Kirche Grund ist Gottes Wort, es macht euch selig hier wie dort, das will verkün + den mein Geläut* noch nach Jahrhunderten wie heut.  
 Siehe Nr. 3 Bemerkung 3.

### Katholische Kirche

- Bei W/42 werden unter den Nummern 5–7 drei Gußstahlglocken des Bochumer Vereins aus dem Jahr 1894 angeführt. Die Angabe muß falsch sein, da bereits 1913 im Lagerbuch nur eine Glocke erwähnt wird und im Glockenstuhl kein Platz für drei Glocken ist.
- 10 1894 Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation, Bochum, ⌀ 44,5 cm, Stahl, 41,75 kg. Die Glocke ist 1930 an die kath. Kirche Freienwalde abgegeben worden.  
 Text: *Sancta Maria Regina Coeli ora pro nobis* (1)  
 Bemerkungen: (1) Heilige Maria, Himmelskönigin, bitte für uns! — (2) Erwähnt bei W/42/5, weitere Angaben durch Pfarrer Peschke, Freienwalde (11. 1. 64).
- 11 1887 Wilhelm Geittner, Breslau,  
 ⌀ 59 cm, Bronze, am langen Feld je vier stilisierte Lilien und Rosen (?) sowie ein Blätterfries, 125 kg.  
 Text: *W. Geittner, Breslau 1887*  
 Bemerkung: 1926 von der kath. Gemeinde Gabersdorf, Kreis Glatz, gestiftet.

### BERKHOLZ

- [12] 1653 Lorenz Köckeritz, Stettin,  
 1887 Carl Friedrich Ulrich, Apolda, Umguß,  
 ⌀ 76 cm, Bronze, mit Inschrift, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei Sch/130, W/42/12, in KA/254/II/2
- [13] 1887 Carl Friedrich Ulrich, Apolda,  
 Bronze, mit Inschrift, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei W/42/13
- [14] 1887 Carl Friedrich Ulrich, Apolda,  
 Bronze, mit Inschrift, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei W/42/14
- 15 1922 Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation, Bochum,  
 ⌀ 125 cm, Stahl,  
 Text am Hals: *geg(ossen) v. Bochumer Verein I. Bochum 1922*  
 Langes Feld Großbuchstaben: *Gestiftet von Familie Dansmann im Jahre 1922 I. Rufe und eine I des Herrn Gemeinde*
- 16 1922 wie 15, ⌀ 101 cm, Stahl,  
 Text am Hals: *geg(ossen) von Bochumer Verein, Bochum; langes Feld Großbuchstaben: Gestiftet von den Gemeinden Berkholz u. Meyenburg im Jahre 1922 für die im Weltkriege geopferten Bronzeglocken*

- 17 1927 wie Nr. 15, Ø 92 cm, Stahl  
Text am Hals wie Nr. 15, nur als Jahreszahl „1927“.

## BIESENBROW

- [18] Anfang 17. Jh., Magister Laurentius  
Ø 115 cm., Bronze, am 24. 5. 1909 beim Brand der Kirche geschmolzen. Am Hals zehn bildliche Darstellungen: auf einem Sechspäß die Bekrönung eines Ritters durch seine Dame, in einem Dreiecksschild ein heraldischer Adler, in Rundschilden Darstellungen aus dem Leben Christi, ein Agnus dei und zwei Vögel. Wiedergabe der Abbildungen bei Hagen, wo S. 93 ff. die Glocke erwähnt wird; s. a. KA/310/I. Text in Großbuchstaben: *S(igillum) Magistri Laurenti* auf kreisförmigem Siegel.
- [19] Wie Nr. 18, nur Ø 92 cm, mit acht Rundschilden am Hals, darunter ein Greif mit Schild und Schwert.
- [20] Ø 65 cm, Bronze, auf dem Schlagring ein Gießerzeichen, das in ähnlichen Formen bei W/Tafel X/11, 27, 28 wiederkehrt (s. Abbildung in Abschnitt III, Glockengießer). Glocke beim Brand der Kirche am 24. 5. 1909 geschmolzen; erwähnt bei Hagen 93 ff. und in KA/310/I.
- 21 1912 C. Voß u. Sohn, Stettin  
Ø 88 cm, Bronze  
Text: *Ich wecke zum Leben, / Ich klage die Toten, / Ich lade zur Freude, zur Traurigkeit ein, / Ich rufe um Hilfe, wenn Flammen erwachen, / und stimme nach Kämpfen das Siegeslied an. / Patron: S. Hoheit Herzog Friedrich von Anhalt (1), Pfarrer Lemme (2), Älteste: Wölle, Melchin, Krause, Küter. / Küster: Krüger / gegossen von C. Voß u. Sohn Stettin 1912 / Nr. 1994*  
Bemerkungen: (1) Durch die jüngste Tochter des Markgrafen Friedrich Heinrich zu Brandenburg-Schwedt, der Gemahlin des Fürsten Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau, gelangte Biesenbrow zum ehemaligen Haus Anhalt — (2) Lemme, Franz Otto, geb. 1880, Pfr. in Biesenbrow 1911-38 (EP/494 r). — (3) Die Glocke wird erwähnt bei W/42/19.
- [22] Wie 21, nur Ø 70 cm, mit Inschrift, im 2. Weltkrieg abgeliefert. Die Glocke wird bei W/42/18 erwähnt als Umguß.
- [23] Wie 21, mit Inschrift, im 2. Weltkrieg abgeliefert. Erwähnt bei W/42/20 ohne weitere Angaben.

## BLUMBERG

- [24 A, B, C] 1584, Bronze. Nach einer urkundlichen Erwähnung in der Matrikel des Pfarrarchivs.
- 24 D 1664 Christian Köckeritz, Stettin,  
Ø 71 cm, Bronze, ohne Klöppel, mit sieben Wappen, Großbuchstaben: *Anna Maria v. Sydow (1), Henning v. Sydow, Jochen v. Sydow, Eleonore v. Grabeln, Margaretha v. Warburgs, Junfer Chatarina von Sydowen, Junfer Margaretha v. Sydowen*  
Text Großbuchstaben: *Gloria in excelsis deo (2) anno 1664 Christian Köckeritz goß mich in Alten Stettien*  
Bemerkungen: (1) Die von Sydow besaßen Blumberg 1483—1763 (Ba/III/59/27). — (2) Ehre sei Gott in der Höhe. — (3) Glocke erwähnt bei L/3/letzte Zeile.
- [25] 1719 Johann Heinrich Schmidt, Stettin, Umguß,  
Im Durchmesser größer als 24, Bronze, 1917 zerschlagen und abgeliefert (1)  
Text: a Großbuchstaben: *O rex gloriae Christe veni (2)*



Glocke Nr. 24 D  
Blumberg, 1664

b: wir rufen zum gebet und lehren Gotti und leben der schall ist nicht umsonst. wir tun dar zeichen geben bei krieg und friedenszeit, wann feuer und große noth, drumb hör uns nur o mensch und hör auch deinen gott | Durch gottes gnade Anno Christi 1719 und beforderung der hochwohlgeborenen herrn Obristleutnant herr Jürgen Heinrich von Sydow (3) wie auch dessen frau gemahlin Eleonore von Puzendorffen (4) als patron der Blumenbergischen Kirchen von neuem gegossen worden da zur zeit herr Johannes Friedrich Knapius pastor war bin ich gegossen v. Johann Heinrich Schmidt Stettin anno 1719 (5).

Bemerkungen: (1) Alle Angaben laut Lagerbuch S 15. — (2) Sicher der Text der umgegossenen mittelalterlichen Glocke: „O Christus, König der Ehren, komme!“ — (3) Siehe 24, Bemerkung 1. — (4) Von Puffendorf. — (5) Bei Lemcke erscheint die Jahreszahl 1713 (3/vorletzte Zeile).

- 26 1928 — Ø 123 cm, Stahl,  
Text Großbuchstaben: *Num aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen 1. Kor. 13 13 Gestiftet 1928 von der Kirchengemeinde Blumberg und von Christen aus aller Welt als Ersatz f. d. im Weltkrieg 1914/18 fürs Vaterland abgegebene Glocke, die der Kirchenpatron Heinrich von Sydow u. s. Ehefrau Eleonore geb. von Puffendorf 1748 geschenkt hatten*  
Bemerkung: Von dieser Glocke ist nichts bekannt.
- 27 1928 — Ø 103 cm, Stahl, mit den Wappen von der Osten und von der Leyen.  
Text Großbuchstaben: *O Land, Land, Land höre des Herrn Wort Jer. 22 29 Gestiftet 1928 von Patron Henning von der Osten u. seiner Ehefrau Freifrau Henny geb. Freiin von der Leyen der Kirche zu Blumberg*  
Bemerkung: Die von der Osten waren von 1763—1945 Besitzer von Blumberg (Ba/III/59/27).

#### BRIEST

- [28] Mittelalterlich (1) — Ø 33 cm, Bronze, 1943 abgeliefert.



Bemerkungen: (1) Angabe nach W/42/29. — (2) Taufglocke im Türmchen auf Ostgiebel.

- [29] 1775 Johann Friedrich Thiele, Berlin

Ø 96 cm, Bronze, 1917 abgeliefert.

Text: *In Freud und Leid zu Gottes Ehren, laß ich weit meine Stimme hören* (1)

Bemerkungen: (1) Siehe Text der Glocke 32. — (2) Erwähnt bei Sch/150 und W/42/26.

- [30] 1788 wie 29

Ø 78 cm, Bronze, wahrscheinlich im 2. Weltkrieg abgeliefert.

Text: *Vom Turm erschallet nun mein Ertz / Gott aber rührt das träge Herz / als J. C. Beseke Prediger (1), C. Schultze Schultze, C. Schultze und G. Wegeler Kirchenvorsteher waren*

Bemerkungen: (1) Besecke, Johann Christian, 1715—1802, Pfr. in Briest 1755-94 (EP/54 r). — (2) Erwähnt bei Sch/151 und W/42/28. — (3) Im Lagerbuch erscheint die Jahreszahl 1778.

- [31] 1844 Carl Friedrich Voß, Stettin

Ø 93 cm, Bronze, wahrscheinlich 1917 abgeliefert.

Bemerkung: Erwähnt bei Sch/76 und W/42/287.

- 32 1929 Franz Schilling, Apolda

Ø 139 cm, Stahl.

Text: *In Freud und Leid zu Gottes Ehren / laß ich weit meine Stimme hören. 1917 wir stiegen hinab zu Deutschlands Wehr / wir stiegen hinauf zu Gottes Ehr; / sind geboren im deutschen Leid / und rufen zur Einigkeit / gestiftet von der Gemeinde Briest*

Bemerkung: Siehe Text der Glocke 29.

- 33 1929 wie 32 — Ø 90 cm, Stahl.

Text: *Läute, Glocke, Läute / Frieden, läute Ruh in jedes Herz / Endet einst mein Tag hinieden, / läute du mich heimwärts gestiftet vom Vaterländ./Frauen-Verein Briest 1929*

## BRUCHHAGEN

- 34 1506 Joachim Mei

Ø 67 cm, Bronze, schmaler gotischer hängender Zackenfries, Bügel mit Strickmuster.

Text in Minuskeln (1): *godes wort blift ewich jochim mei m d VI* (2)

Bemerkungen: (1) Bei W/42/36: römische Minuskeln. Zwischen den Wörtern sind neun Sterne verteilt. — (2) Das Jahr des Gusses wird fälschlich bei Sch/87 mit 1550 und bei W/42/36 mit 1568 angegeben. *m d vi* sind jedoch eindeutig mit 1506 aufzulösen.

- 35 1548 Andreas Brüggemann, mit Gießerzeichen (Abbildung s. Abschnitt III, Glockengießer), Stettin.

Ø 86 cm, 98 cm hoch, Bronze, am langen Feld große Plakette mit St. Georg als Drachentöter und fünf Münzen, Bügel mit feinerem Strickmuster als 34, Glocke besonders in der oberen Hälfte quer gerillt.

Text (in gotischen Minuskeln): *help got ut not ipe* (1) *a d m cccc xxxx VIII* (2) *i b des valde got* (3)

Bemerkungen: (1) Christus. Die Inschriften haben über dem ‚p‘ stets einen waagerechten Kürzungsstrich. — (2) Das Jahr des Gusses wird bei Sch/79 und W/42/35 fälschlich mit 1543 angegeben; *a d* = anno domini. — (3) Zwischen den Wörtern sind eine kleine Plakette mit Maria auf der Mondsichel (vor *ipe*), vier heraldische Lilien, sechsmal ein anderes Motiv und das Gießerzeichen (nach *i*) verteilt. — (4) Text in KA/131/11/2 etwas anders. — (5) Enthalten in Fotothek, Nr. 7/17/21 c.

## CASEKOW

36 A 1801 Carl Gottlieb Becker, Stettin, Umguß.

⌀ 69 cm, Bronze, Hals und Schlagring verziert, am Bügel bärtige Männerköpfe. Zwei Engel halten Schild mit dem Wort Jahwe (hebräisch) (1)

Text: *Anno 1801 lies mich zum Wohl / der Casecowen Gemeinde umgießen / Herr Heinrich Carl von der Osten (2) / als zeitiger Kirchen Patron / goss mich Carl Gotl. Becker / in Stettin 1801*

Bemerkungen: (1) Siehe Glocke Nr. 111. — (2) Die von der Osten waren bis 1945 Patrone der Kirche.

(36 B) Eine größere Stahlglocke wurde 1945 durch Beschuß beschädigt. Sie lag bis 1953 auf dem Friedhof und wurde dann verschrottet (nach einer Angabe von Weiß, Angermünde).

## CRIEWEN

37 14. Jh. (?) (1)

⌀ 75 cm. Bronze, mit 8 kleinen, undeutlichen Rundschilden: fünf mit Darstellungen aus dem Leben Christi (darunter eine Geburtsszene), ein agnus dei (2), ein Adler und ein unkenntliches Tier.

Bemerkungen: (1) Die Datierung ist fraglich, KA/256/VII geben sogar 13. Jh. an, die Glocke gehört zu den ältesten des Kreises. — (2) Lamm Gottes, eine Bezeichnung Christi nach Joh. 1,29, ein Lamm mit der Siegesfahne. — (3) Erwähnt bei W/42/40.

[38] Im Lagerbuch von 1869 wird eine bereits damals gesprungene kleine Glocke mit dem Ton C erwähnt. Ihr Verbleib ist ungeklärt.

## CRUSSOW

39 1543 (1) Joachim Mei

⌀ 67 cm, Bronze, am Hals hängender gotischer Fries, am langen Feld 6 Lanzen-träger, zwischen den Wörtern Sonnenräder (2).

Text in schlecht gegossenen gotischen Minuskeln (1): *iachim mei anno domini m d xlii i a c g m b e*

Bemerkungen: (1) Die Lesbarkeit der Jahreszahl und der einzelnen Buchstaben ist erschwert, daher kann die Ablesung fehlerhaft sein, doch ist die Feststellung einer „ganz unverständlichen“ Inschrift in KA/372/VII falsch. — (2) Sonnenräder und Lanzen-träger wie in Felchow (Nr. 49), was eindeutig auf den gleichen Gießer hinweist. (3) Erwähnt bei S/87 und W/42/42 (dort 1550).

[40] 1781 Johann Heinrich Scheels Witwe, Stettin, Umguß.

⌀ 89 cm, Bronze, 1917 abgeliefert.

Text (1): *Fr. M. L. verw. von Risselmann geb. von Tiefenbach. Patronin der Kir-chen zu Crussow und Stützkow (2). Die Gnade des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit (3), Scheels Witwe Stettin 1781*

Bemerkungen: (1) Nach S/145. — (2) Die erst 1746 geadelte Familie von R. besaß Crussow von 1746 bis 1917 (KA/370, Cr/11/15, F/204/111/5 - Bu/1/313 ff.) Stamm-sitz war Schönwalde bei Spandau. — (3) Psalm 103,17. — (4) Erwähnt bei W/42/41.

## DAMITZOW

[41] 1684 Albert Bennigk, Lübeck.

Bronze, wahrscheinlich 1917 abgeliefert in Mittenwalde (Templin). Text: *Georg von Wellin (1) Obrister u. Commendant zu Stettin hat diese Gl. der Damitzuschen Kirche vererret. Sedenick (2) Ao 1684 A B (3)*

Bemerkungen: (1) Muß heißen Mellin. Jürgen (Georg) von M. ging 1668 in schwedischen Dienst, kurz danach wurde Damitzow angekauft, das bis in die Zeit vor 1836 im Besitz der Familie blieb (Ba I/149–152). — (2) Zehdenick. — (3) Albert Benningk. — (4) Erwähnt bei S/110/Anmerkung 2, danach stand die Glocke in der Kirche zu Mittenwalde, die Zusammenhänge sind ungeklärt.

- [42] 1695 Gerhardt Meyer, Stockholm.

Ø 45 cm, Bronze, mit Wappen J. v. M. (1), 1945 geschmolzen oder zerstört.

Text Großbuchstaben (2): *Soli deo Gloria* (3) *me fecit Holmia* (4) *Gerhardt Meyer Anno 1695*

Bemerkungen: (1) Jürgen von Mellin (gest. 1712), 1691 zum Andenken an den Übergang Karls X. mit der schwedischen Armee über den zugefrorenen Belt nach Fünen in den Freiherrenstand erhoben (Ba I/149–150), daher zeigt das Sandsteinwappen am Turm der Kirche zu Damitzow die schwedische Freiherrenkrone. — (2) Erwähnt im Lagerbuch und bei Lemcke im Nachtrag. — (3) Gott allein die Ehre, Lukas 2,14. — (4) Mich goß G. M. in Stockholm.

- [43] 1717 Johann Heinrich Schmidt, Stettin.

Bronze, 1917 abgeliefert.

Text Großbuchstaben (1): *Diese Glocke ist bey Lebzeiten des wols. Herrn königl. Raths Feldt Marschalln und General Gouverneurs Gr. Jürgen Mellins* (2) *gegossen in der Stettinschen Belagerung a 1713* (3), *aber durch eine Bombe zerschlagen und auf Unkosten des Hr General Majors Gr. Karl Gust. Mellin* (4) *umgegossen anno 1717 von Johann Heinrich in Stettin. Mich hatt das Bommen Spil in viele Stück zertheilet, Gott aber dem sey danck so widerumb geheilet, das ich kan wieder klingen und manches fromme Hertz's zur Andacht ferner bringen*

Bemerkungen: (1) Laut Lagerbuch von 1908. — (2) Graf Jürgen von M., General-Gouverneur von Vor-Pommern, Königlich Schwedischer Reichsrat, General-Feldmarschall, Kanzler und Rektor der Universität Greifswald, wurde unter Karl XI. 1696 in den Grafenstand erhoben (Ba I/150/III). — (3) König Friedrich Wilhelm I. von Preußen begann seine Regierung mit dem Einmarsch in Schwedisch-Pommern und der Besetzung Stettins. — (4) Der jüngste Sohn Jürgen von M. (Ba I/152/1/5).

- 44 1951 Franz Schilling Söhne, Apolda.

Ø 52 cm, Bronze, 92 kg, Ton fis, Kaufpreis 552 DM

Text Großbuchstaben: a) *O Land Land Land höre des Herrn Wort* (1) *Zur Ehre Gottes im Notjahr 1951* b) im Gießersiegel: *gossen mich Franz Schillings Söhne in Apolda Th.A.D. 1952 libera nos domine* (2)

Bemerkungen: (1) Jeremias 22,29. — (2) Mach' uns frei, Herr!

## DOBBERZIN

- 45 1681 Lorenz Köckeritz, Stettin

1885 C. Voß u. Sohn, Stettin, Umguß

Ø 83 cm, Bronze. Am Hals breiter Weinlaub- und Weintraubenfries, darunter hängender Fries. Am langen Feld ein Kruzifix. Auf dem Schlagrand ein Fries. Engelsköpfe an den Bügeln.

Text: *allein Gott in der Höb' sei Ehr*

*Herr Johann Georg von Buch auf Stolpe, Patron* (1) *Hr. Deutsch / Pastor* (2), *Witke, Sellin, Zimmermann / Mitglieder des Gemeindegemeinderats / Hausmann, Küster, Gebert, Ortsvorsteher / gegossen von C Voß u. Sohn in Stettin 1885 / Nr. 975*

Bemerkungen: (1) Johann Georg von B., Kaiserlicher Kammerherr und Schloßhauptmann zu Schwedt, 1845–1914 (Bu/II/5 ff.). Siehe auch Nr. 46, Bmk. 1. — (2) Herrmann Deutsch, 1824–1890, Pfr. in Dobberzin 1876–1890 (EP/152 I). — (3) Erwähnt bei S/76 und 130 und W/42/43.

- [46] 1769 Johann Heinrich Scheel, Stettin

Ø 68 cm, Bronze, wahrscheinlich im 2. Weltkrieg abgeliefert.

Text: *Patronus Hr. Adolph Friedrich von Buch auf Stolp, Dobberzin, Gellmersdorf etc.* (1), *Hr. Christian Hacke Pastor* (2)

Bemerkungen: (1) Adolf Friedrich von B., preußischer Gesandter in Dresden, 1733—1811 (Bu/I/175 ff.). Dobberzin befand sich 1631—1945 im Besitz der von B. (Bu/I/315/III). — (2) Christian Hacke, ca. 1700—1771, Pfr. in Dobberzin 1729 bis 1771 (EP/285 r). — (3) Erwähnt bei S/89 und W/42/44.

- [47] 1867 C. Voß u. Sohn, Stettin. Bronze, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei S/76.

## FELCHOW

- 48 1521 — ♂ 58 cm, Bronze, zwischen den Wörtern fünf undeutliche Münzen, am langen Feld ein kreisförmiges Relief mit der Anbetung der Könige in Umrandung, außerhalb unten rechts ein kleiner Hund.

Text in gotischen Minuskeln: *anno dm* (1) *m<sup>o</sup> ccccc XXI*

Bemerkungen: (1) domini. — (2) Erwähnt in KA/397/VIII/6 und bei W/42/47.

- 49 1555 Joachim Me i,

♂ 82 cm, 93 cm hoch, Bronze, zwischen den Wörtern 9 Sonnenräder, unter der Inschrift hängender Blattfries, am langen Feld 4 Lanzenträger (1), daneben 4 kleine und 2 größere Münzen, die Bügel mit langgezogenen bärtigen Männerköpfen.

Text in zum Teil schlecht gegossenen gotischen Minuskeln: *anno domini 1555 verbum domini manet in aeternum* (2) *io g d miniel* (3)

Bemerkungen: (1) Sonnenräder und Lanzenträger wie in Crussow, was eindeutig auf den gleichen Gießer hinweist. Siehe auch Nr. 39. — (2) Das Wort Gottes dauert in Ewigkeit, Jesaia 40,8. — (3) Der verstümmelte Gießernamen jochim mei. — (4) Nach Bu/I/337/1 ist der Churbrandenburgische Geheime Rat Joachim von Buch, gest. 1586, der Stifter der Glocke. Felchow war vom 15. Jh. bis 1670 teilweise im Besitz der von B. (F/205/Fe/14 – KA/395/II – Bu/I/376). — (5) Erwähnt in KA/397/VIII/6, bei W/42/46 und in Fotothek Nr. 7/17/28 B.

- [50] 1745 Christian Heintze, Berlin

1911 wahrscheinlich C. Voß u. Sohn, Stettin, Umguß

♂ 98 cm, Bronze, mit Inschrift, 1917 abgeliefert (1)

Bemerkungen: (1) Laut Lagerbuch S 25/26. — (2) Erwähnt bei W/42/45.

## FLEMSDORF

- 51 1901 C. Voß und Sohn, Stettin, Umguß (1)

♂ 74 cm, Bronze. Rankenfries am Hals. Am langen Feld ein Relief: Christus mit der Dornenkrone. Stehender Fries auf dem Schlagrand. An den Bügeln Engelsköpfe.

Text: *Soli deo gloria* (2) | gegossen von C. Voß u. Sohn | in Stettin 1901 | Nr. 1577

Bemerkungen: (1) Umguß einer Glocke von 1855 nach W/42/48, zwischen 1861 und 1863 lt. Lagerbuch von 1869. — (2) Gott allein die Ehre. Lukas 2,14.

- [52] 1855 (1) Umguß — ♂ 60 cm, Bronze, 1917 abgeliefert. Siehe Nr. 51, Bmk. 1, bei Wolff unter Nr. 49.

## FRAUENHAGEN

- [53] 1702 Daniel Schultze, Berlin

♂ 80 cm, Bronze, beim Brand der Kirche am 16. 9. 1913 geschmolzen.

Text (1): *Hans Christoph von Greiffenberg Patron* (2), *Michael Sigismundus Schwartz Pastor* (3), *Andreas Wilke Arendator* (4), *hanc campanam fecerunt in usum et possessionem edis Frauenhagensis* (5) *soli deo gloria* gegossen von Daniel Schultze in Berlin anno 1702

Bemerkungen: (1) Nach den etwas unterschiedlichen Texten bei S/146 und Hagen/97/III. — (2) Frauenhagen befand sich in der Zeit vor 1600 bis um 1730 im Besitz der von G. (F/206/Fr./II/2). — (3) Im EP nicht erwähnt. — (4) Pächter. — (5) Diese Glocke wurde zum Gebrauch und Besitz der Kirche zu Frauenhagen angefertigt.

[54] 1702 wie Nr. 53 (nach Hagen 97/98)

[55] 1719 (1) Martin H e i n t z e II, Leipzig-Berlin

⊗ 60 cm, Bronze, beim Brand der Kirche am 16. 9. 1913 geschmolzen.

Text (2): *Gos mich M. H. in Berlin I. Paralip XXX V, 14 Was bin ich, denn von Dir ist es alles kommen und von Deiner Hand haben wirs Dir gegeben* (3) *Zur Ehre Gottes ist diese Gl. der Frauenh. Kirchen von den Patronen hochwobl. Hrn., Herr Jochen Friedrich, Hr. Baltzer, Gebr. von Greiffenberg* (4) u. *Pastor Michael Sigismund Schwartz* (5) u. *Hrn. Martin Tielken, Pensionario* (6) zu Frauenh. u. dessen Eheliebsten Frauen Maria Schmollin Ao. Christi 1719 verehrt worden

Bemerkungen: (1) Bei Hagen 98/I/1 : MDCCXLII. — (2) Nach S/124. — (3) I. Buch der Chronik Kapitel 30, Vers 14: Denn was bin ich? Was ist mein Volk, daß wir sollten vermögen Kraft, freiwillig zu geben wie dies gebet? Denn von Dir ist alles gekommen, und von Deiner Hand haben wir Dirs gegeben. — (4) Siehe Nr. 53, Bmk. 2. — (5) Im EP nicht erwähnt. — (6) Im Ruhestand befindlich oder auf dem Altenteil wohnend.

56 1915 Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation

⊗ 97 cm, Stahl, ca. 600 kg.

Text: a) am Hals: geg. v. *Bochumer Verein I, Bochum 1915.* b) am langen Feld: *Ehre sei Gott in der Höhe* (Lukas 2,14)

57 1915 wie Nr. 56

⊗ 83 cm, Stahl, ca. 400 kg.

Text: a) wie Nr. 56 b) am langen Feld: *O Land, Land, Land, Höre des Herrn Wort* (Jeremias 22,29)

58 1918 C. V o ß u, Sohn, Stettin

⊗ 69 cm, Stahl, ca. 300 kg.

Text: a) geg. v. *C. Voß u. Sohn, Stettin No. 2995* b) *Gott schütze unser Vaterland 1918*

Bemerkung: Bei W/42 werden 1920 unter den Nummern 50 und 51 zwei Bronze-glocken angegeben a) 1702 D. Schultze b) 1873 C. Voß. Die letzte soll 1917 abgeliefert worden sein. Die Angabe muß auf einen Irrtum beruhen, oder die Glocke von 1873 war geliehen, bzw. nach dem Brand geschenkt worden.

## FREDERSDORF

[59] 1703 Johann Jakob S c h u l t z , Berlin (1)

⊗ 85 cm, Bronze, nach dem 1. Weltkrieg gegen Nr. 61 und 62 eingetauscht oder an die Firma C. Voß und Sohn verkauft. Die Glocke soll in Prenzlau gegossen worden sein. Erwähnt bei F/207/Fr./III/3 und W/42/52.

[60] 1706 Johann Jakob S c h u l t z , Berlin (1), Umguß

⊗ 74 cm, Bronze, 1917 abgeliefert.

Text (2): *Rege Frederico primo Borussiae christiane regnante campana haec indultu praeaecluriae Gramzovianae iterum conflare curarunt Joach. Hcb. Graff advocatus camerae et praeaecluriae Gramzow* (3) *Jacobus Crenzgang Pastor* (4) *Joh. Drossel Caspar Hausmann provisores* (5)

Bemerkungen: (1) Siehe Nr. 59, Bmk. 1. — (2) Nach S/134/135. — (3) Unter der christlichen Regierung des Königs Friedrich I. von Preußen wurde diese Glocke auf Veranlassung der Präfektur Gramzow wiederum zum Erklingen gebracht (oder



umgegossen). Fredersdorf gehörte zum Kloster Gramzow, später zum Amt Gramzow (F 207/Fr./II. — (4) Jakob Kreutzgang, ca. 1647—1723, Pfr. in Briest 1684 bis 1722 (EP/450 r). — (5) Kirchenvorsteher. — (6) Erwähnt bei W/42/53 und in KA/294/VI (mit der Jahreszahl 1700).

- [61] 1923 C. Voß u. Sohn, Stettin  
Größer als Nr. 62, Bronze, 1941 gesprungen, später abgeliefert.
- 62 1923 wie Nr. 61  
Ø 73 cm, Bronze, über der Schrift schmale Girlande.  
Text: a) am Hals: *Ehre sei Gott in der Höhe* (1), in Verzierung: *gegossen von C. Voß u. Sohn Stettin* b) langes Feld: *Lobe den Herrn* (2) und: 1923  
Bemerkungen: (1) Lukas 2,14. — (2) Psalm 103,1.

#### FRIEDRICHSTHAL

- [63 A] Eine Bronzeglocke mit etwas größerem Durchmesser als Nr. 63 B wurde 1917 abgeliefert. Vielleicht handelt es sich um die ursprüngliche Glocke der erst 1765 erbauten Kirche.
- 63 B 1882 Carl Friedrich Voß u. Sohn, Stettin  
Ø 50 cm, Bronze, am Hals ein breiter Rankenfries, auf dem Schlagrand schmaler Fries, Bügel mit Engelsköpfen.  
Text: *Hosanna* (1) *Geschenk der Kirche / und anderer Freunde / des Reiches Gottes / gegossen / von / C. Voß u. Sohn / in Stettin 1882 / No. 871*  
Bemerkung: (1) „Ach, hilf!“ oder „Ach, gib Heil!“ Gebetsruf aus Psalm 118,25: „O Herr, hilf, o Herr, laß wohl gelingen!“

#### GARTZ/ODER

- [64] 1 große Bronzeglocke hatte vor der Ablieferung 1917 einen Wert von 6480 Mark (1).
- [65] 1 mittlere Bronzeglocke hatte vor der Ablieferung 1917 einen Wert von 4500 Mark (1).
- [66] 1 sehr kleine „Klingglocke“ hatte vor der Ablieferung 1917 einen Wert von 270 Mark (1).
- [67] 1663  
1717 Johann Heinrich Schmidt, Stettin, Umguß  
Mittlere Größe, Bronze, 615 kg, 2160 Mark Vorkriegswert, im März 1929 an die Glockengießerei Schilling, Apolda, für 1045 Mark abgegeben (2).  
Text (3): *Der Russenbrand den 17. März 1713 der manches Haus verzehrt, hat durch seine Gluth mich auch zugleich verzehrt, nun aber Gott sei Dank kann ich doch wieder klingen und manches gute Herz zu seiner Andacht bringen.*  
*Johann Braun. Caspar Otto Bracht Consul* (4). *Peter Nedel. Gottfried Beyer. Georg Nölker. Martin Wilhelm Staberg. Senator* (5).  
Durch Gottes Gnade goß mich Johann Heinrich Schmidt Anno 1717 in Stettin  
1663 waren Johann Hackener Bürgermeister Philipp Giram Kämmerer Balthasar Ramthun (6)  
Bemerkungen: (1) Laut Lagerbuch 350. — (2) Laut Lagerbuch 350 und 382. — (3) Laut Lagerbuch 351. — (4) Bürgermeister. — (5) Ratsherr. — (6) Aus dem Text der alten Glocke von 1663.
- [68 — 69 — 70] ca. 1929  
wahrscheinlich Franz Schilling Söhne, Apolda.  
Im Turm der 1945 abgebrannten Kirche hingen mindestens drei neue größere Glocken. Zwei von ihnen sind wahrscheinlich zum Einschmelzen abgeliefert worden, während eine beim Brand schmolz. Näheres konnte noch nicht ermittelt werden.

71 16. Jh. (?)

⌀ 72 cm, Bronze, am Hals etwa 10 Rundschilder mit flachen Reliefs mit Darstellungen aus dem Leben Christi (1).

Bemerkungen: (1) Die Glocke ist schwer zugänglich, daher waren Einzelheiten nicht zu erkennen. — (2) Die Glocke ist vom Konsistorium Greifswald etwa 1952 nach Gartz vergeben worden und im Turm der ehemaligen Heilig-Geist-Kapelle aufgehängt.

# GEESOW

72 1769 Johann Heinrich S c h e e l, Stettin

1911 C. V o ß u. Sohn, Stettin, Umguß

⌀ 58 cm, Bronze, an den Bügeln Engelsköpfe.

Text: *Friederich Wilhelm Sternberg Cons Dir* (1) / *Carl Huldreich Stisser Cons et Iudex* (2) / *David Robe Cons* / *Philipp Levenberg Senator* (3) *Johann Friederich Meyer Senator* / gegossen von C. Voss und Sohn Stettin 1911 / Nr. 1942

*C Greulich Pastor* / *Michel Abitz Provisor* (4) / *Christian Petzel Woltheher* / der Gemeinde zu Geso ihre Glocke / gegossen in Stettin von / Ioh. Heinr. Scheel Anno 1769 (5)

Bemerkungen: (1) Consul dirigen = regierender (1). Bürgermeister. — (2) Bürgermeister und Richter. — (3) Ratsherr. —

Die Titel beziehen sich auf die führenden Vertreter der Stadtverwaltung von Gartz. Die Stadt hatte das Patronat.

(4) Kirchenvorsteher. — (5) Der Text der alten Glocke.

# GELLMERSDORF

Von den Glocken aus der Zeit vor dem Brand 1826 ist nichts bekannt.

[73] 1832 (1)

1880 Wahrscheinlich C. V o ß u. Sohn, Stettin, Umguß

Bronze, wahrscheinlich 1917 abgeliefert.

Bemerkung: Nach dem Wiederaufbau der Kirche schenkte Leopold von Buch zwei Glocken, die sicher 1880 umgegossen wurden. Leopold Christian von B., 1774 bis 1853, war der bedeutendste Geologe seiner Zeit, königlich preußischer Kammerherr, Besitzer von Gellmersdorf (Bu/1/341/11/4, desgl., Zeile 5 u. Anmerkung 28 a).

74 1832 (Vgl. Bemerkung zu 73)

1880 C. V o ß u. Sohn, Stettin, Umguß

⌀ 65 cm, Bronze, Bügel mit Engelsköpfen.

Text: *Gelobet seist du, Jesu Christ* / gegossen von C. Voß u. Sohn / Stettin No. 800

Bemerkung: Bei W/43 werden unter den Nummern 56 und 57 zwei Gußstahlglocken des Bochumer Vereins angegeben. Weitere Einzelheiten fehlen. Hier wird ein Irrtum vorliegen.

# GOLM

75 1712 Johann Jakob S c h u l t z, Berlin

⌀ 83 cm, Bronze, über der Schrift am Halse breiter Fries, unter ihr hängender Fries, beide mit Akanthusmotiven, auf dem langen Feld das Wappen der von Arnim.

Text in römischen Majuskeln: a) Hals: *Goss mich Johann Jakob Schultze in Berlin* b) langes Feld: *Gott zu Ehren und denen Zuhörern zum Besten habe diese Glocke in anno 1712 aus meinem eigenen Mitteln gießen lassen* / *Stephan Friederich von Arnim* (1) /

*Heinrich Schumacher pastor loci* (2)

Bemerkungen: (1) Die von A. waren Besitzer Golms von 1472 bis nach 1865 (KA/295/II/7 ff.). Stephan Fr. v. A., Herr zu Zichow und Goltz, baute 1711 die wüste Kirche wieder aus (KA/295/III) — (2) Pastor des Orts. — (3) Erwähnt bei S/136 und W/43/60.

- [76] 1712 wie Nr. 75

Ø 110 cm, Bronze, mit Inschrift, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei W/43/59.

- [77] 1712 wie Nr. 75

Bei F/211/III/4 wird erwähnt, daß beim Ausbau der Kirche 1711 drei Glocken gestiftet wurden. Der Verbleib dieser Glocken ist nicht bekannt.

#### GÖRLSDORF

- [78] 1857 Johann Carl Hackenschmidt, Berlin

Ø 70 cm, Bronze, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei W/43/64.

- 79 Vor 1920 (?)

Ø 56 cm, Stahl, gotische Zuckerhutform mit schlichten Streifen am Hals, ohne Inschrift. Erwähnt bei W/43/66. Eventuell Ersatz für Nr. 82.

- 80 1936 Gebrüder Ulrich, Apolda

Ø 75 cm, Bronze, mit gr. Wappen der von Redern.

Text: 13. 2. 1888 Wilhelm Heinrich Graf von Redern † 14. 12. 1914 / \* 12. 3. 1889 Viktoria Gräfin von Redern \* 17. 10. 1890 Elisabeth Gräfin von Redern / \* 24. 9. 1893 Margarethe Gräfin von Redern \* 11. 4. 1899 Hermine Gräfin von Redern

Bemerkungen: (1) Die von R. waren seit 1632 (zunächst teilweise) bis 1945 (Fürsten Lynar, Grafen Redern) im Besitz von Görlsdorf. — (2) Gestiftet von der Fürstin Lynar-Redern.

- [81] 1936 wie Nr. 80

Wahrscheinlich etwas größer, im 2. Weltkrieg abgeliefert. Gestiftet von der Fürstin Lynar-Redern.

- [82] Bei W/43/65 wird eine mittelalterliche Glocke von 57 cm Durchmesser erwähnt. Ihr Verbleib ist ungeklärt, vielleicht wurde sie durch Nr. 79 ersetzt.

#### GREIFFENBERG

- [83] Mittelalterlich

Ø 83 cm, Bronze, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei W/43/72.

- [84] 1846 Carl Friedrich Voß, Stettin

Ø 73 cm, Bronze, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei W/43/73.

- [85] 1914 Carl Friedrich Schilling, Apolda

Ø 93 cm, Bronze, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei W/43/71.

- 86 1920 Ulrich und Weule, Apolda-Bockenem

Ø 108 cm, Stahl.

Text: Ulrich und Weule, Apolda, Bockenem 1920

- 87 1920 wie Nr. 86, nur Ø 74 cm.

- 88 1920 wie Nr. 86, nur Ø 90 cm und Text ohne „Bockenem“.

#### GROSS-PINNOW

- 89 1771 Johann Heinrich Scheels Witwe, Stettin, Umguß

Ø 65 cm, Bronze, reich verziert.

Text in Kursivschrift, Großbuchstaben: Beamter war / Jac. Friedr. Comad, / und Pastor / Job. Gotth. Heinrici / gegossen von J. H. Scheels Wittwe / in Stettin

*Diese zweyte Glocke ist / umgegossen worden / ACN 1771 / zur Zeit der Regierung / des Königs von Preußen / Friedrich des II /, Patrons hiesigen / Königlichen Amtes Dorffes Grossen Pinnow*

Bemerkung: Bei Lemcke/94/III: 1779.

- [90] 1785 Stettin, wahrscheinlich Umguß der im Text von Nr. 89 angedeuteten ersten Glocke. Sicher größer als Nr. 89. 1917 abgeliefert. Erwähnt bei Lemcke/94/III.

## GRÜNOW

### 91 15. Jh. (?)

Ø 97 cm, 78 cm hoch, Bronze, zwischen den Wörtern verschiedene große Kreuze und ein Rundschild mit fast unkenntlicher Kreuzigung.

Text in guten gotischen Minuskeln: *O rex glorie ihesu xpe veni cum pace* (1)

Bemerkungen: (1) O, König der Ehren, Jesus Christus, komme mit Frieden! — (2) Erwähnt bei W/43/76, in KA/415/VI und in Fotothek Nr. 7/17/45 c.

### 92 1615 Roloff Klassen, Stettin

Ø 86 cm, Bronze, über der vierreihigen Schrift schmaler Fries mit zwei stark stilisierten Motiven, in der Schrift fünf Engel als Richtungsweiser.

Text in römischen Majuskeln: *Zur Ehre Gottes haben Margareta v. Iasmundes (1) und deren Sohn Hans Christoph von / Falckenbergk (2) als itzige Patronen Ehr. Isaac Pechuel Pharher (3) Andreas Schenk / kenberg und Jochin Hohenfelt Kirchen Vorsteher zu Grono diese Glocke durch / M Rolof (4) Klassen zu Stettin giessen lassen auf Walpurg Anno 1615 F.P.V.B.Z.K. (5)*

Bemerkungen: (1) Die von Jasmund sind Rügenschier Adel (Ba/III/103). Der Mann Margaretas war Adam von Falkenberg. Die Familie wird seit 1442 (wenigstens teilweise) als Besitzer Grünows erwähnt (F/215/I). — (2) Hans Christoph von F., nach Lehnbrief Besitzer des ganzen Dorfes mit dem Gute und allem Zubehör (F/215/I/9). — (3) Ehrwürden Isaac Pechül, ca. 1600 Pfr. in Schönermark EP/625 I). — (4) Hier folgt ein Gießerzeichen, abgebildet im Abschnitt III. — (5) Bedeutung unklar. — (6) Erwähnt bei S/129, W/43/77 und in KA/415/VI/3.

### [93] 1913 C. Voß u. Sohn, Stettin

Ø 64 cm, Bronze, mit Inschrift, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei W/43/78.

## GÜNTERBERG

### 94 14. Jh. (?)

Ø 101 cm, 113 cm hoch, Zuckerhutform, Bronze, gotische Glocke mit (besonders innen) vielen Gußfehlern.

Text in erhabenen gotischen Minuskeln (1): *O rex glorie xpe veni cum pace*

Bemerkungen: (1) Buchstaben aus doppelten Linien, höher als sonst üblich. — (2) Erwähnt bei W/43/79, in KA/313/VI und in Fotothek Nr. 7/17/46 C.

### 95 1597 Andreas Brüggemann, Stettin

Ø 64 cm, Bronze, über der vierreihigen Schrift schmaler Fries, am langen Feld zwei Reliefs: a) Susanna im Bade (1) b) eine umgekehrte Opferung Isaacs.

Text in römischen Majuskeln: *Die edlen erwvesten Frantz Liborius und Joch: / in die Sparr erbessen zu Greiffenberg, (2) Jacob Sch: / ram Pastor (3), Gurges Trampe, Michel Wollin, und Jur: / gen Meyer die Gottesleute, M (4) Andreas Brüggemann ao: 1597*

Bemerkungen: (1) Das gleiche ungewöhnliche Motiv befindet sich an einer Glocke von 1595 in Schwaneberg, Kreis Prenzlau (KP/325/VIII). — (2) Die von Sparr besaßen Günterberg von der Mitte des 15. Jh. bis 1803. 1608 hatten die Brüder drei Anteile: Jochim 8 Bauern und 11 Kossäten, Franz 1 Bauer und 15 Kossäten, Liborius 5 Bauern und 6 Kossäten (F/215/Gü/III). — (3) Jacob Schramm, seit 1593 Pfr. in Greiffenberg. — (4) Meister. — (5) Erwähnt bei S/79, W/43/81 und KA/313/VI/3.

- [96] 1857 Carl Friedrich Voß, Stettin, Umguß (1)  
 ⌀ 85 cm, Bronze, mit Inschrift, 1917 abgeliefert.  
 Bemerkungen: (1) Laut Lagerbuch. — (2) Erwähnt bei S/76 und W/43/80. —  
 (3) Nach F/216/III befanden sich 1687 drei Glocken im neu erbauten Turm (nicht  
 der heutige Turm). Die umgegossene Glocke stammte also mindestens aus dem  
 17. Jh.

#### HEINERSDORF

- [97] 1653 Lorenz Köckeritz, Stettin  
 1871 Carl Friedrich Voß, Stettin, Umguß  
 ⌀ 105 cm, Bronze, 1917 abgeliefert.  
 Text: *Gib das von uns Raub und Brandt Feuer ferner sei gewandt / Ich  
 will klingen Gott zu Ehren / zu dieser Kirche Zeier / Freuden wolstu Gott be-  
 scheren / Solang als wir leben heir*  
 Bemerkung: Erwähnt bei S/130 (Text der Köckeritz-Glocke) und W/43/82.
- [98] 1695 Johann Jacob Mangold, Stettin  
 1871 Carl Friedrich Voß, Stettin, Umguß  
 Bronze, verkauft. Erwähnt S/131 und W/43/83.
- 99 1714 Johann Heinrich Schmidt, Stettin  
 ⌀ 51 cm, Bronze, mit Verzierungen, Uhrglocke.  
 Text: *Johann Heinrich Schmidt in Stettin Anno 1714 Goss mich*



*Glocke Nr. 99  
 Heinersdorf 1714  
 Typische Schlüsselform*

- 100 1925 Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation  
 ⌀ 109 cm, Stahl  
 Text: *Läute den Tag der Freiheit ein! Gut und Gemeinde Heinersdorf / stiftete  
 mich 1925 /*  
 Am Hals: geg. v. Bochumer Verein, Bochum 1925
- 101 1925 wie Nr. 100  
 ⌀ 91 cm, Stahl  
 Text: *Land, Land, höre des Herrn Wort!* (nach Jeremias 22,29). Text am Hals  
 wie Nr. 100

#### HERZSPRUNG

- [102] 1409  
 ⌀ 74 cm, Bronze, mit Inschrift, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei W/43/85.



- 103 A 1817 Ernst Ludwig Wilhelm Thiele, Berlin  
 ⌀ 94 cm, Bronze  
 Text Großbuchstaben: *Anno 1817 / hat eine königl. hochlöbl. Regierung zu Potsdam / diese Glocke für die Kirche zu Hertzsprung gissen lassen / von Ernst Ludw. Wilh. Thiele in Berlin*  
 Bemerkung: Erwähnt bei W/43/84.
- [103 B] 1933 C. Voß und Sohn, Hennickendorf b. Berlin, Nr. 3514  
 Bronze, 265 kg. Der Hals mit Rosetten und hängendem Fries verziert.  
 Text: a) Hals: *Land, Land, Land, höre des Herrn Wort — Land, Land, Land, vergiß niemals, die für Dich sich geopfert haben*; b) langes Feld: Kirchenälteste: / W. Kühling, Gemeindevorsteher: / W. Thoms, F. Dümmel, F. Hecht, W. Dupont / Patronatsältester. / I. Tuch, Pfarrer. G. Wagner, Lehrer /.

#### HOHENFELDE

- 104 1866 Carl Friedrich Voß, Stettin  
 ⌀ 44 cm, Bronze, beschädigt.  
 Text: *Lasset Euch versöhnen mit Gott / 2. Cor. 5 v. 20 (1) / Golgatha-Kapelle (2) A.D. 1866 / gegossen von C. Voß in Stettin / No. 358*  
 Bemerkungen: (1) So sind wir nun Botschafter an Christi Statt, denn Gott vernahmet durch uns; so bitten wir nun an Christi Statt: Lasset euch versöhnen mit Gott. — (2) Pfarrer Wilhelm Friedrich Johann Erxleben aus Vierraden hatte bis 1901 die kleine Kirche erbaut. Die Glocke ist wahrscheinlich eine Spende, deren Herkunft ungeklärt ist. — (3) Erwähnt bei W/43/86.

#### HOHENLANDIN

- 105 1480  
 ⌀ 94 cm, Bronze, mit hängendem, gotischen Blattfries.  
 Text in gotischen Minuskeln: *o rex glorie xpe veni cum pace anno domini 1480*  
 Bemerkung: Erwähnt in KA/399/VIII.
- [106] Entfällt
- [107] 1781 — ⌀ 95 cm, Bronze, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei W/43/90.

#### HOHENREINKENDORF

- 108 1691  
 1816 Gebrüder Schwen n, Stettin, 1. Umguß  
 1849 Carl Friedrich Voß, Stettin, 2. Umguß (für 405 Mark)  
 ⌀ 86 cm, Bronze, 400 kg, Ton a Nebenton c, am Hals breiter Weinlaub- und Weintraubenfries. Elektrisches Läutewerk.  
 Text (teilweise lt. Lagerbuch S. 121 und 123): a) 1816: *Diese im Jahre 1691 für die Kirche zu Hohen Reinkendorf verfertigte und späterhin schadhaft gewordene Glocke wurde zum Andenken des nach mehrjährigem blutigen und siegreichen Kampfe errungenen und am 18ten Januar 1816 gefeierten Friedens auf Kosten der hiesigen Bauerngemeinde von Gebrüdern Schwenn in Stettin umgegossen. Zur Zeit, da diese Glocke umgegossen wurde, war Landesregent König Friedrich Wilhelm III. von Preußen et et et, Ortsobrigkeit und Patronen der Kirche der Magistrat zu Gartz bestehend aus den Herren Bürgermeister Holwe, dem Herrn Kämmerer Müller und den Herrn Rathmännern Gerlof, Paul, Fischer und Scheibert Prediger des Orts Herr Johann Heinrich Ludwig Obenaus Kirchenvorsteher der Schulze Gottfried Preuß und der Gerichtsmann Christian Engelmann*  
 b) 1849 (Großbuchstaben): *Herr Jesu Christi dich zu uns wend / zur Kirche von Hohenreinkendorf gehörig / Du sollst den Feiertag heiligen / gegossen von C. F. Voss in Stettin 1849 No. 93*

[109 A] 1698 Johann Jakob Mangold, Stettin

Ø ca. 80 cm, Bronze, 400 kg, Ton g, 1917 abgeliefert (1)

Text: a) Hals: *Soli Deo honor et gloria* (7), *me fecit Joh. Jak. Mangold Stettinensis anno 1698*

b) langes Feld: *Patroni Christ. Hm. Schmidt iud. reg.*, (2) *Elias Rudow, Abrah. Wichenhagen consules* (3), *Joh. Braun Cam.* (4) *Joh. Adam, Casp. Otto Bracht senat.* (5) *Ministerium Gottfried Prillewitz, Archidiac. Cornel. Berend, Diac. Provisores* (6) *Hohen-Reinkendorf Michel Sturwe, Barth. Bayersdorf*

Bemerkungen: (1) Alle Angaben laut Lagerbuch S 120. — (2) Patron von Hohenreinkendorf war die Stadt Gartz, deren Vertreter deshalb nachfolgend genannt werden. — *iudex regens* = amtierender Richter. — (3) Bürgermeister. — (4) *camerarius* = Kämmerer. — (5) *senatores* = Ratmänner. — (6) Kirchenvorsteher. — (7) Gott allein sei Ehre und Ruhm. — (8) Erwähnt bei Lemcke/111/VII.

[109 B] 1929

Ø 103 cm, Bronze, 650 kg, Ton f. Im 2. Weltkrieg abgeliefert. Alle Angaben laut Meldebogen vom 10. 4. 1940 (Pfarrakten).

# HOHENSELCHOW

110 1634

1671 Georg Köckeritz, Stettin, Umguß

Ø 83 cm, Bronze, unter der sechsreihigen Schrift hängender Fries, in der Schrift als Richtungsweiser 3 Frösche und 4 Schoten, darunter die ovalen Wappen der von Hagemeister und von Schwallenberg, an den Bügeln Nixen.

Text in römischen Majuskeln: *Omnia ad gloriam dei me primum vir nobiliss ac strenuus du: / Iohan Hagemeister ducum pom: consil intimus ac camerae in Hohen-Selchow / haeret: du ac patron: a MDCXXXIV exaere suo F. F. sed postea fractam / et auctam successor filius Joh: Christoph Hagemeister sumtibus ecclesiae refici curavit matre Marg. Schwallenberg uxore Anna Christina Hempelin filiis car: Christoph: et / Seb. Henrico filiabus Christ: Elisab: Anna: Eleon: nec non Marg: Soph viventibus / (1)*

Über dem Schlagring: *ao :Christi MDCLXXI me fecit Georg Köckeritz*

Bemerkungen: (1) Zum Ruhme Gottes ließ mich erstmals der edle und tüchtige Johann Hagemeister, herzoglich-pommerscher Geheimer Kammerrat<sup>2</sup>, Herr und Patron zu Hohen-Selchow, im Jahre 1634 von seinem Gelde gießen. Später aber ließ der Sohn und Nachfolger Johann Christoph Hagemeister die zersprungene Glocke vergrößert für die Bedürfnisse der Kirche wiederherstellen, zu Lebzeiten seiner Mutter Margarete Schwallenberg, seiner Gattin Anna Christina Hempelin mit den geliebten Söhnen Christoph und Sebastian Heinrich<sup>3</sup> und den Töchtern Christina, Elisabeth, Anna, Eleonore und Margarethe Sophie.

<sup>2</sup> Herzog Bogislav XIV., der letzte Herzog von Pommern (gest. 1637), schenkte dem Patrizier und Kammerrat J. Hagemeister Hohenselchow „das bis 1767 im Besitz der Familie blieb (Ba/III/153/II).

<sup>3</sup> Seb. Heinrich und Christian von H., sowie eine N. R. von Schwallenberg werden als Stifter des 1945 zerstörten Altars genannt (1704).

(2) Die Glocke wird erwähnt bei Lemcke/133/II.

111 1734 Johann Heinrich Scheel, Stettin

Ø 73 cm, Bronze, schmaler Fries über der Schrift; unter ihr großer hängender Fries an Girlande, unter anderem mit Troddeln; die Schrift auf dem langen Feld in Rankenwerk; zwei Engel halten die Wappen der von Hagemeister und von Wolden (1), zwei weitere Engel halten einen Schild mit dem Wort „Jahwe“ (hebräisch) (2), auf dem Schlagring Fries; Bügel mit Löwenköpfen (?)

Text in Kursivschrift am a) Hals: *Durch Gottes Gnade goss Mich Johann Heinrich Scheel in Stettin* b) langem Feld: *Hans Andreas und Margar: Iul: / Geschwister v: Hagemeister Ernst Fridr: Runge 40 jaehriger / Prediger Allhier* (3)

*Gegossen 1734 / Mich: Wolter Alt 83 Jahr / Hans Ehrke u: Paul Schmidt / Jetztige Kirchenvorsteher c) unter den Wappen: Iul: Tugenor v: Wolden Seel: / Sebast: v: Hagemeister Wittwe (4)*

Bemerkungen: (1) Das Wappen von H. anders als bei Ba/III.153, über die Familie von W. siehe Ba/I/182. — (2) Siehe Glocke Nr. 36. — (3) Ernst Friedrich Runge, gest. 1746. Sein in Öl gemaltes Bildnis wurde 1945 in der Kirche zu Hohenselchow zerstört. — (4) Julia Tug. v. W., des verstorbenen Seb. v. H. Witwe. — (5) Die Glocke wird erwähnt bei Lemcke/133/II.

#### JAMIKOW

- 112 1856 Carl Friedrich Voß, Stettin  
 ⌀ 53 cm, Bronze mit Verzierungen.  
 Text Großbuchstaben: *C. Meyer Patron der Kirche zu Jamickow und Cummerow gegossen von C. Voß in Stettin 1856 / Jamickow No. 171*

#### KERKOW

- [113] 1680 Martin Heintze I, Berlin  
 1890 Gustav Collier, Berlin-Zehlendorf, Umguß  
 ⌀ 75 cm, Bronze, 250 kg, 1917 abgeliefert.  
 Text: *Den Menschen ein Wohlgefallen* (Lukas 2,14)  
 Bemerkung: Erwähnt bei S/119 und W/43/97. Im Lagerbuch S 50, im Protokollbuch und in Akten im Kirchenamt Angermünde.
- [114] 1738 Johann Christian Schultze, Berlin  
 1890 Gustav Collier, Berlin-Zehlendorf, Umguß  
 ⌀ 90 cm, Bronze, 450 kg, Ton as, Verzierungen, im 2. Weltkrieg abgeliefert.  
 Text: *Friede auf Erden* (Lukas 2,14)  
 Bemerkung: Erwähnt bei W/43/95, im Lagerbuch S 50, im Protokollbuch und in Akten des Kirchenamtes Angermünde.
- [115] 1765 Johann Friedrich Thiele, Berlin  
 1890 Gustav Collier, Berlin-Zehlendorf, Umguß  
 ⌀ 115 cm, Bronze, 850 kg, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei W/43/96.  
 Text: *Ehre sei Gott in der Höhe* (Lukas 2,14).
- [116] 1932 Franz Schilling Söhne, Apolda  
 Bronze, 589 kg, Ton f, im 2. Weltkrieg abgeliefert.  
 Text: *Ehre sei Gott in der Höhe* (1) / *Gemeindekirchenamt zu Kerkow 1932 / Lic. Nordmann, Pfarrer Arndt, Baumgärtner, Conradt, Kienast, Schmidt, Älteste*  
 Bemerkungen: (1) Lukas 2,14. — (2) Alle Angaben laut Protokollbuch S 136 und Akten. Die Kosten für die Glocken Nr. 116 und 117 betrugen danach 1570 Mark.
- 117 1932 Franz Schilling Söhne, Apolda  
 ⌀ 67 cm, Bronze, 175 kg, Ton C, zwei Streifen mit akanthus-ähnlicher Verzierung und das runde Gießersiegel: „Franz Schilling Söhne 1926 Apolda“ auf der Rückseite.  
 Text: *Allen Menschen ein Wohlgefallen* (1) / *geopfert für Deutschlands Wehr / 1932 neuerstanden zu Gottes Ehr* (Lukas 2,14)

#### KUMMEROW

- 118 1771 Johann Heinrich Scheels Witwe, Stettin  
 ⌀ 72 cm, Bronze, reich verziert.  
 Text in Kursivschrift: *Herr Balth. Gottfr. / Rosenstedt / auf Jamickow und Cummerow / Herr Christ. Fr. Wernisch / Praepositus* (1) *zu Pendkun / und*

*Pastor zu Cumberow Andr. Schützler / Schultze / Dan. Arend / Fr. Schützler / Kirchenvorsteher / Mgeb (?) Miercke Küster / gegossen von J. H. Scheels Wittwe in Stettin 1771*

Bemerkung: (1) Christian Friedrich Wernich, 1760—71 Pastor zu Kummerow, ab 1771 Praepositus (Propst) zu Penkun.

- [119] 1718 (1) Johann Heinrich Schmidt, Stettin  
Bronze, 150 kg, 1917 abgeliefert, Wert 697,50 Mark.  
Text (2): *Ich diene Gottes Ehr, so lang es Gott gefällt. Zum Kummerowschen Dienst bin ich alhier bestellt. Alß ich Anno 1718 durch Gottes Gnade gegossen von Johann Heinrich Schmidten in Stettin. / Patroni Gustav von Rosenstett (3), Balthasar Gottfried von Rosenstett. Sebastian Heinrich v. Hagemeister (4), Vormund des jung. Friedrich August von Sidow. / INRI. C. F. Rosenthal, Pastor (5). H. Schmidt — G. Stockfischen Vorsteher /.*  
Bemerkungen: (1) 1690 werden im Rechnungsbuch (zwei?) Glocken erwähnt. Eventuell sind die Glocken Nr. 118 und 119 Umgüsse dieser älteren Glocken. — (2) Laut Kartei für eine Gemeindechronik. — (3) Vater des auf Nr. 118 ebenfalls verzeichneten B. G. v. R. — (4) Auch auf der Glocke Nr. 110 genannt. — (5) Christian Friedrich R., 1696—1735, Pastor zu Kummerow, Chemiker und Arzt. — (6) 1718 kostete der Zentner Bronze 37 Reichstaler.

#### KUNOW

- [120] 1664 Georg Köckeritz, Stettin  
Bronze, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei Lemcke 65/III.
- 121 1924 — Ø 115 cm, Stahl.  
Text Großbuchstaben: *Kriegsweh brach der Glocken Herz / Waffe wurde das tönende Erz*
- 122 1924 — Ø 95 cm, Stahl.  
Text Großbuchstaben: *In harter Zeit nach Krieges Morden / bin ich aus Erz zu Stahl geworden*
- 123 1924 — Ø 84 cm, Stahl.  
Text Großbuchstaben: *So hart wie Stahl muß der Glaube werden / dann kommen bessere Zeiten auf Erden*
- [124] Bronze, 1917 abgeliefert. Der Text der Glocke Nr. 120 weist auf mindestens noch eine, wahrscheinlich sogar zwei 1917 abgelieferte Glocken hin. Da sie bei Lemcke nicht erwähnt wird, muß es sich um eine neuere Glocke handeln.

#### LUCKOW

- [125 und 126] 1734  
Bronze. Diese zwei Glocken schmolzen beim Brand der Kirche am 17. 8. 1911. Siehe auch Text der Glocke Nr. 127.
- 127 1913 C. Voß u. Sohn, Stettin  
Ø 50 cm, Bronze.  
Text Großbuchstaben: *Der Meister ist da und rufet dich Joh. 11,28 (1) / Die beiden alten Glocken vom Jahre 1734 sind bei dem Brande der Kirche zu Luckow / am 17. August 1911 vernichtet / Aus Gottes Gnade goss uns C. Voss u. Sohn Stettin 1913 / No. 2025*  
Bemerkung: (1) „Und da sie das gesagt hatte, ging sie hin, und rief ihre Schwester Maria heimlich, und sprach: Der Meister ...“
- [128] Die Inschrift von Nr. 127 läßt auf eine zweite, vermutlich größere Bronzeglocke schließen, die 1917 abgeliefert worden ist.

## MESCHERIN

- 129 1692 Johann Jakob Mangold, Stettin  
 ⌀ 66 cm, Bronze, hängender Fries am Hals, an den Bügeln Männerköpfe, Schlagring beschädigt.

Text Großbuchstaben: a) Hals: *campana scopus est gloria sola dei quae in eccles. Mescherin villae ab DN DR N Schulzio orphanis stettinensis donatae usum ab eiusdem* (1) b) langes Feld: *Provisor dn* (2) *J. Scherenberg, dn J. Seinon, dn J Hopffer senator dn D H Matthaei, dn D Frideborn, dn J. Wichenhagen sen. merc.* (3) *dn J. Jaster, dn J Stolpe, dn F. Neumann merc., dn G. Stoll, J. Stabenow, G. Zernebach, A. Petzel, J Ziseler, OPIF (?) ordinis, P Barent, M Jansen, -et rev. pastore F. Pahl et provisor H. Rieck, C. Falcke, fusa est Ao MDCXCII fusatore* (4) *Joh. Iak. Mangold*

Bemerkungen: (1) Allein der Ruhm Gottes ist Ziel der Glocke, welche zum Gebrauch der Kirche des Dorfes M. von Herrn Dr. N. Schulz vom Waisenhaus zu Stettin (oder: für die Waisen zu Stettin) gestiftet wurde. — (2) dn = dominus = Herr. — (3) senator mercaturae oder mercator = Senator des Handels oder Senator und Kaufmann. Vielleicht auch seniores mercatorum = Die Ältesten der Kaufmannschaft. — Das folgende OPIF ist wohl als opificum ordinis = Handwerkerstand aufzulösen. — (4) fusa = gegossen, fusator = Gießer. — (5) Erwähnt bei Lemcke 72, vorletzte Zeile.

- [130] 1752 Johann Heinrich Scheel, Stettin  
 Bronze, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei Lemcke 72/letzte Zeile.

## MÜROW

- 131 1535 Gregorius Borgstede, Hamburg  
 ⌀ 66 cm, Bronze, zwischen den Wörtern eine Münze mit Kopf (1), am Schluß des Textes ein Gießerzeichen (?), abgebildet im Abschnitt III, Glockengießer.  
 Text in guten gotischen Minuskeln *ano domyny 15.y.m.3.5. yare gregorius baorgbre* (2)

Bemerkungen: (1) Die gleiche Münze befindet sich im Text der Glocke Nr. 171 in Schönermark (Borgstede, 1553). Hier soll es sich laut KA/420/V/1 um ein Lutherbild handeln. Das würde dann auch bei dieser Glocke zutreffen. — (2) Borgstede schreibt seinen Namen in verschiedenen Formen. — (3) Erwähnt bei W/44/115.

- [132] Mittelalterlich  
 ⌀ 86 cm, Bronze, mit Inschrift, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei W/44/114.

## NEUKÜNKENDORF

- 133 1704 Johann Heinrich Schmidt, Stettin  
 ⌀ 95 cm, Bronze, reich verziert.  
 Text: *Anno 1704 ist diese Glocke zu der neuen Künigkendorffschen Kirchen gegossen durch Beforderung des Magistrats zu neuen Angermünde als Kirchen Patron* (1) *wie auch des Pastoris der Kirchen Vorsteher und der Gerichten dasselbst namentlich H(err) Jacobus Wegner, Pastor* (2). *Gottlieb Reuter Küster, Gottfried Stoltzenburg, Martin Kärsten, Kirchenvorsteher. Peter Stoltzenburg, Martin Reinicke, Hans Holländer, Schultze und Gerichtspersonen.* *H(err) Christian Friedrich Kabtzsch, Consul Regens* (3) *H(err) Andreas Bahtz Consul / H(err) Joachim Georg Müller Judex* (4) */ H(err) Johann Adolph Fabricius Camerarius* (5) */ H(err) Philipp Heinrich Ludolph / H(err) Georg Christian Saur / H(err) Henning Christoff Hartlieb / H(err) Christian Weichleben Senatores* (6) */ Durch Gottes Hilfe gos mich Johann Heinrich Schmidt in Stettin*

Bemerkungen: (1) Das Dorf stand teilweise unter dem Patronat der Stadt Angermünde, der bereits vor 1608 Anteile gehörten (F/220/NK/II/7). — (2) Jakob Wegener, 1700–1716 Pfarrer in Dobberzin (EP/938 I). — (3) Regierender oder



Erster Bürgermeister. — (4) Richter. — (5) Kämmerer. — (6) Ratsherren. — (7) Erwähnt in KA/354/VI, bei S 145/146 und W/44/118.

- [134] 1706 Johann Heinrich Schmidt, Stettin  
Bronze, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei S/145.
- [135] 1760 Johann Heinrich Scheel, Stettin  
Ø 60 cm (1), Bronze, im 2. Weltkrieg abgeliefert.  
Text: *Das dirigierende Consulat u. Judicat ist vakant. St. G. Laevemann Proconsul Civitatis Neo-Angermünd. Joh. Joach. Fabricius Consul et Camerarius, Carl Ludewig Luck Secretarius et Actuarius (2). Joachim Ernst Fabricius Senator. Christian Hacke Pastor Ecclesiae Neo-Kunigkendorffensis (3). Martin Stoltzenburg Daniel Malchin Ephori Aerarii (4).*  
Bemerkungen: (1) Bei W/44/119: 72 cm. — (2) Sekretär und Amtsschreiber. — (3) Christian Hacke, ca. 1700—1771, seit 1729 Pfarrer in Dobberzin (EP/II/285 r). (4) Vorsteher der Stadtkasse. — (5) Erwähnt bei S/145, bei dem irrtümlich Alt-Künkendorf steht.

#### NEU-ROCHLITZ

- 136 1952 Franz Schilling Söhne, Apolda  
Ø 41 cm, Bronze, Gießersiegel mit Inschrift wie an Glocke Nr. 44.  
Text in Unzialen: *Glaube, Liebe, Hoffnung | Neu Rochlitz 1952*



#### NIEDERLANDIN

- [137] 1515  
Ø 102 cm, Bronze, am langen Feld eine Kreuzigung, 1945 durch Beschuß beschädigt, Material an Schilling, Apolda, verkauft.  
Text in gotischen Minuskeln: *anno domini 1515*  
Bemerkung: Erwähnt in KA/404/VIII und bei W/44/122.
- [138] 1692 Martin Heintze, Berlin  
1892 Gustav Collier, Berlin-Zehlendorf, Umguß  
Kleiner als Nr. 137, Bronze, 1917 abgeliefert.  
Text: *Höre, Nederlandin, wenn ich läute | Und dir den Feiertag andeute | So sammle dich bald an dem Ort | Da Christus hören läßt sein Wort (1)*

Bemerkungen: (1) Laut S/69, Anmerkung 1 wurde der Text von der alten Glocke übernommen. — (2) Erwähnt bei W/44/123.

- 139 1952 Franz Schilling Söhne, Apolda

Ø 105 cm, Stahl, 800 kg, Ton eis.

Text: *Ehre sei Gott in der Höhe* (1) 1952 für 1945 (2)

Bemerkungen: (1) Lukas 2,14. — (2) Ersatz für die Glocke Nr. 137.

- 140 1952 wie Nr. 139

Ø 85 cm, Stahl, 500 kg, Ton eis.

Text: *und Frieden auf Erden* (1) 1952 für 1918 (2)

Bemerkungen: (1) Lukas 2,14. — (2) Ersatz für die Glocke Nr. 138, die 1917 abgeliefert wurde. — (3) Beide Glocken [139/140] kosteten 2420 DM (laut Protokollbuch).

#### PASSOW

- [141] 1874 Carl Friedrich Voß, Stettin

Ø 64 cm, Bronze, 1917 abgeliefert (oder bei der Anschaffung der Glocken Nr. 144—146 verkauft). Erwähnt bei W/44/132.

- [142] 1874 wie Nr. 141

Bronze, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei W/44/133.

- [143] 1874 wie Nr. 141

Bronze, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei W/44/134.

- 144 Ø 102 cm, Stahl, ohne Inschrift.

- 145 Ø 84 cm, Stahl, ohne Inschrift.

- 146 Ø 72 cm, Stahl, ohne Inschrift.

#### PETERSHAGEN

- 147 1726 Johann Heinrich Scheel, Stettin

Ø 54 cm, Bronze, Zierfries und breiter hängender Fries am Hals. Am langen Feld das Wappen der von Creutz. Schmäler stehender Fries auf dem Schlagrand. Gestufter flacher Deckel. An den Bügeln Löwen- oder Männerköpfe.

Text: *Zu Gottes Ehr und Menschen Heil lassen wir uns stetens Hören. Hilf Gott Dass Sich ein jeder mag Durch buss zu Gott bekehren Durch Gottes Gnad Goss Mich J.H.S.* (1)

*Zur Ehre Gottes Sind Wir AO | Christi 1726 Auff Beforderung Seiner Excel / entz Des Konigl. Preussisch Wyrcklich Geheimen Bten (2) Etatz Ministri Herrn Ernst Bogislaß von Creutz Zum Ge | Brauch der Petershagener Kirchen Ange-schafft Zur Zeit H(err) Johannes Parquet Amtmann und H(err) Michael Scheiber Pastor*

Bemerkungen: (1) Kann Johann Heinrich Scheel oder Johann Heinrich Schmidt bedeuten. Aus der Form der Bügel ist eher auf Scheel als Gießer zu schließen (siehe Glocke Nr. 111). — (2) Bedeutung ungeklärt. Vielleicht verschrieben statt „Geheimbten“ = Geheimen.

- [148] 1726 wie Nr. 147

Bronze, 1917 abgeliefert.

Bemerkung: Diese Glocke wird durch den Pluralgebrauch bei Lemcke 93/5: „Glocken von 1726“ und im Text von Nr. 147: „... lassen wir uns stetens Hören“ angedeutet.

#### PINNOW

- 149 1481

Ø 86 cm, 94 cm hoch, Bronze, am Anfang der Inschrift eine radähnliche Verzierung, Schlagring ausgebrochen.

Text in gotischen Minuskeln: *anno dmi m<sup>o</sup> ccccc xxII*

Bemerkung: Erwähnt bei W/44/136 (dort 1522), in KA/411/VI/1 und in Fotothek Nr. 7/17/82 c.

150 1522

Ø 62 cm, Bronze, am langen Feld ein Rundschild mit dem Relief der heiligen drei Könige mit Umrandung, Schlagring ausgebrochen.

Text in gotischen Minuskeln: *anno dmi m<sup>o</sup> ccccc xxII*

Bemerkung: Erwähnt bei W/44/137 (dort 1570) und in KA/411/VI/2.

[151] 1745 Christian Daniel H e i n t z e, Berlin

Ø 105 cm, Bronze, mit dem Wappen der von Diringshofen, 1917 abgeliefert.

Text: *Patronus der Kirche zu P. ao 1745 Hans Christoph von Duringshoffen, Eibherr auf Pinno und Passo* (1).

*Juliane Tugendreich von D., zwey Söhne Carl Friedrich v. D., Hans Christoph v. D., Johannes Fridericus Scheffer Pastor zu Pinno und Velchow* (2) *Kirchenvorsteher Samuel Gremke, Peter Jordan. Gos mich C. D. H. in B.*

Bemerkungen: (1) Pinnow befand sich seit 1653 bis zur Mitte des 19. Jh. im Besitz der von D. (F/230/P/III und 231/I/6). — (2) Johann Friedrich Scheffer, 1699—1764, Pfr. in Pinnow 1729—1764. — (3) Erwähnt bei S/125, W/44/135 und im Lagerbuch S 25/26.

POLSEN

152 1710 Johann Jakob S c h u l t z, Berlin

Ø 65 cm, Bronze, 153 kg, über der Schrift breiter Fries, unter der Schrift kräftiger hängender Blattfries, beide mit Akanthusmotiven. Die vom Konsistorium Berlin geliehene Glocke stammt aus Ziebingen (Weststernberg) (1).

Text in Großbuchstaben am a) Hals: *Soli deo gloria a. MDCCX* goß mich *Johann Jacob Schultz aus Berlin in Crossen* b) langen Feld: *Alme deus nostris feliciter annue ceptis Carl Frid. v. Burgstorff*

Bemerkungen: (1) Ziebingen war von 1494 bis ca. 1688 im Besitz der Familie von Loben (s. Nr. 166. Der dort genannte J. F. von L. wird als Besitzer Ziebingens jedoch nicht erwähnt.). Die Familie von Burgsdorf besaß das Dorf erst seit ca. 1705. — (2) Erwähnt bei S/136/W 136/136 und in Fotothek Nr. 7/21/32 B.

[153] 1775 Johann Christian Friedrich M e y e r, Berlin

Ø 70 cm, Bronze, 1941 abgeliefert, verschollen (1).

Text: *Venite verbum Dei auditum Fusa cum cura liberi baronis Matthei a Vernezobre patroni et eiusdem coniugis Carolinae Albertinae Luisae a Forcade* (2) *Domino Christiano Friederico Dehne pastore* (3)

Bemerkungen: (1) Die Glocke soll auf dem Hamburger Glockensammelplatz nach dem Kriege gesehen worden sein und danach als Friedhofsglocke Verwendung gefunden haben, ist aber im Hamburger Glockenarchiv nicht erfaßt. — (2) Kommt zu hören das Wort Gottes! Gegossen mit der Liebe des großzügigen Patrons Baron M. v. V. und seiner Ehefrau C. A. L. v. F. als Ch. F. Dehne Pfarrer war. Polßen war von 1751—1830 im Besitz der Hohenfinower Familie von Vernezobre de Laurieux (Bu/1/368/IV). — (3) Chr. Friedr. Dehne, 1721—1795, Pfr. in Polßen 1759—1792 (EP/149 I). — (4) Erwähnt bei S/144, W/44/139 und Eichler, Franz. Kirche zu Schwedt/126.

[154] 1798 Johann Christian Gottlieb F i s c h e r jun., Königsberg/Nm.

1847 Carl Friedrich V o ß, Stettin, Umguß

Ø 85 cm, Bronze, mit Inschrift, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei S 76 und 141, W/44/138 und 152/2 und im Lagerbuch S/25.

155 1925 C. V o ß u. Sohn, Stettin

Ø 85 cm, Bronze, über der Schrift am Hals Girlande, unter der Schrift hängender Rundbogenfries mit Pflanzenmotiven.

Text: a) Hals: gegossen von C. Voß u. Sohn, Stettin 1925 b) langes Feld: Friede auf Erden (1) Patronin der Kirche / Margarete v. Wedel-Parlow geb. v. Sydow (2) F. Radü Pfarrer (3) / W. Kippel, H. Krieß, O. Recke, G. Schulz, Älteste, Kaper, Kantor c) Schlagring: 3289

Bemerkungen: (1) Lukas 2,14. — (2) Von 1830—1945 befand sich Polßen im Besitz der von W.-P. (Bu/1/368/IV/3). — (3) Friedrich Wilhelm Johann Paul Radü, 1868—1935 Pfr. in Polßen 1911—1935 (EP/663 I).

## RADEKOW

- [156] 1719 Johann Heinrich Schmidt, Stettin  
Bronze, 1917 eingeschmolzen.  
Text lt. Lagerbuch: *wan Dich ins Gottes Haus mein Schall ein Gehen Heist, mus Du als dan o Mensch ermunden deinen Geist, es mus des Herren Word nich als ein Schall verschwinden, wo du durch dessen Kraft der Seelen Heyl wilt finden durch gottes gnad goss mich Johann heinrich schmidt in Stettin. In Honorem Numinus (?) Divini Pro Templo Radiviensi Fusa Patrono Tutore Dno Georgio de Eickstedt Praefecto Vigilarum, Summo Pastore Dno Georgio Staalkopf, Provisoribus Daniel Mund et Christiano Sano Anno 1719*  
Bemerkung: Erwähnt bei Lemcke/Rad./V mit falscher Jahreszahl 1791.
- 157 1861 Carl Friedrich Voß, Stettin  
Ø 67 cm, Bronze, Ton (unrein): Grundton cis, Schlagton d lt. Prüfbericht im Pfarrhaus Rosow. Breiter Rankenfries und hängender Rundbogenfries am Hals. Auf dem Schlagrand ein stehender Palmettenfries. Der Gießernamen siegelartig in rechteckigem Feld.  
Text: *Patron Frhr. v. Eickstaedt-Tantow / Pastor Superint: Grassmann Kirch. Vorst. Werth. Schulze Steffen 1861 / Vriede mit Euch (Lukas 24,36) / gegossen von C. F. Voss in Stettin No 254 1861*
- [158] 1928 Aktien-Gesellschaft Linke-Hoffmann, Lauchhammer/Sa.  
Ø 82 cm, Bronze, 280 kg, 1015 Mark lt. Rechnungen im Pfarrhaus Rosow, im 2. Weltkrieg abgeliefert.

## ROSOW

- [159] 1691 Johann Jakob Mangold, Stettin  
Ø 65 cm, Bronze, Ton E, 1945 beim Brand der Kirche geschmolzen.  
Text (lt. Lagerbuch): *Soli deo honor et gloria / Zu Gottes Ehre vor die Kirche zu Roso / Patronus / ist die Königl. Regierung / Hr. Georgius Staalkopf (1) Pastor / Christ, Jahnke Cust. (2) / Provisores / Stefñ. Nörenberg Schultz / David Stoltenberg / Paul Ehrke / Me fecit Joh. Jac. Mangold Anno 1691*  
Bemerkungen: (1) Siehe Glocke Nr. 156. — (2) Küster. — (3) Erwähnt bei Lemcke/118/III.
- [160] 1693 Johann Jakob Mangold, Stettin  
Ø 85 cm, Bronze, 1389 kg, 1917 abgeliefert.  
Text (lt. Lagerbuch): *Soli deo honor et gloria. Me fecit Joh. Jac. Mangold A<sup>o</sup> 1693*  
*Zur Ehre Gottes vor die Kirche zu Roso / Patronus ist die Königl. Regierung / Pastor H(err) Georgius Staalkopf (1) / Custos Christ. Jahnke / Schultz und Kirckenvorsteher / M. David Stoltenberg / Paul Ehrke*  
Bemerkungen: (1) Siehe Glocke Nr. 156. — (2) Erwähnt bei Lemcke/118/III.
- [161] 1926 Aktiengesellschaft Linke-Hoffmann, Lauchhammer/Sa.  
Stahl, 389 kg, Ton B, beim Brand der Kirche 1945 geschmolzen.  
Text: *Ein feste Burg ist unser Gott*  
Bemerkung: Alle Angaben nach Kostenanschlag und Rechnungen im Pfarrhaus.

- 162 1952 Franz Schilling Söhne, Apolda  
 ⌀ 58 cm, Bronze, Gießersiegel wie an Glocke Nr. 44.  
 Text Großbuchstaben: O Land Land Land boere des Herrn Wort (Jeremias 22,29)  
 / Zur Ehre Gottes / im Notjahr 1952

#### SCHMARGENDORF

- 163 1604 Roloff Klassen, Stettin  
 ⌀ 78 cm, Bronze, mit Gießersymbolen, abgebildet im Abschnitt III, Glockengießer.  
 Text (1): Anno 1604 in der Hauptmannschaft des gestr. edlen u. ehrenfesten  
 Berent von Arnim (2) und im Ampt Matthiae Cunitzen des Pfarhern (3) u. in  
 Vorstehung (4) Joachim Gruncwaldes u. Jochim Morings zu Smariendorf ist  
 diese Gl. gegossen worden zu Ehren M. Philippus Ditmer, Müller zu S. M. (5)  
 Roloff Klassen zu Stettin  
 Bemerkungen: (1) Nach S/129. — (2) Berndt von Arnim, Hauptmann zu Gram-  
 zow. — (3) Matthias Cunitz, ca. 1604—1626 Pfr. in Herzprung (EP/141 l). —  
 (4) Kirchenvorsteher. — (5) Meister. — (6) Erwähnt bei W/44/141 und in  
 KA/355/VI.
- [164] 1718 Andreas Schultze Witwe, Berlin  
 ⌀ 96 cm, Bronze, im 2. Weltkrieg abgeliefert.  
 Text (1): Gott allein die Ehr. Gossen bei W. Schultzen (2) in Berlin Anno 1718.  
 Hr. Joh. Ernst Werner Königl. Preuß. Amtmann zu Chorin (3). Hr. Ernst  
 Christoph Ohnesorg Past. zu Schmargendorff (4). Christian Luck Kirchenvor-  
 steher.  
 Bemerkungen: (1) Nach S/147. — (2) Witwe Schultze. — (3) Schmargendorf ge-  
 hörte seit ca. 1550 zum Amt Chorin (F/232/Schm./II/2). — (4) E. Ch. Ohnesorge,  
 gest. 1743, Pfr. in Herzprung 1713—1721 (EP/609 l). — (5) Erwähnt bei  
 W/44/140.

#### SCHMIEDEBERG



Glocke Nr. 165  
 Eine der ältesten Glocken.  
 Nur mit Streifen verziert.



165 13.—14. Jh.

⌀ 65 cm, Bronze, mit glatten Linien am Hals, ohne Inschrift. Erwähnt bei W/44/144 und in KA/321/IV/3.

166 1661 Franciskus Sebastian Voillard, Frankfurt/O.

⌀ 68 cm, 75 cm hoch, Bronze, 166 kg, über der vierreihigen Schrift Lilienfries, unter ihr schmale Girlande mit vier gleichen Jünglingsfiguren in Rankenwerk; am langen Feld große Kreuzigung mit Maria und Magdalena, Maria auf der Mondsichel mit Krone, Zepter und Weltkugel, das Gießerverwappen des Fr. S. Voillard mit den Buchstaben F. V., auf der anderen Seite der dazu gehörige Engelskopf mit untergeschlagenen Flügeln, einzelne Buchstaben neben den Reliefs FBV - FG - HP - FV, ganz oben an der Glocke befinden sich 9 Blattabdrücke, davon 6 paarweise; in der Schrift als Richtungsweiser zwei Unterarme in Stulpenhandschuhen mit ausgestreckten Zeige- und Mittelfingern.

Leihglocke des Konsistoriums Berlin (1).

Text in römischen Buchstaben: *Herr Johann Friedrich Freiherr von Loben C. B. Geheimer Rat Commendator (2) zu Lagow, H(err) Peter Ernst Ludwig Hauptman, H(err) Bartholomeus Schmit P., Hans Seischner Schultze, Michael Schmekke (?) Kirchenvorsteher in Kirschenbaune Anno 1661 Franciscus Voillard me fecit*

Bemerkungen: (1) Die Glocke stammt aus Breesen (Oststernberg) und hing früher in Großkirschbaum (Oststernberg). — (2) Kurfürstlich Brandenburgischer Geheimer Rat, Komtur des Johanniterordens auf der Ordenskommende Lagow (Oststernberg). — (3) Erwähnt bei S/92, W/127/18 und in Fotothek Nr. 7/21/104 B.

[167] 1773 Johann Heinrich Scheels Witwe, Stettin

⌀ 69 cm, Bronze, im 2. Weltkrieg abgeliefert. Erwähnt bei S/145, W/44/143 und in KA/321/IV/2.

[168] 1801 Carl Gottlieb Becker, Stettin

⌀ 99 cm, Bronze, im 2. Weltkrieg abgeliefert. Erwähnt bei S/139, W/44/142 und in KA/321/IV/1.

## SCHÖNEBERG

Über ehemals vorhandene Glocken ist nichts bekannt.

## SCHÖNERMARK

[169] 1506

⌀ 72 cm, Bronze, am langen Feld ein Kruzifixus, im 2. Weltkrieg abgeliefert.

Text in gotischen Minuskeln: *anno m d v i ° v n*

Bemerkung: Erwähnt bei F/234/III/3, W/44/146 und in KA/420/V/5.

170 1513

⌀ 62 cm, Bronze, fehlerhafter Guß, zwischen den Wörtern 8 stark stilisierte Lilien, unter der Inschrift 7 einzelne hängende Lilien.

Am langen Feld fünf Flachreliefs: a) Monstranz, abgebildet bei W/Tafel VI/3. Die gleiche Darstellung auf einer Glocke in Stölln (Westhavelland) und Barsikow (Prenzlau). Die Orte werden auf S/28/VI erwähnt, doch fehlen sie im Hauptverzeichnis; b) undeutliche Architektur, darin befindlich Maria mit dem Kind und zwei Anbetende; c) eine der vorhergehenden ähnliche unklare Architektur; d) kreisförmiges Pilgerzeichen mit drei Ösen; e) ganz undeutliches Kruzifix.

Text in gotischen Minuskeln (1): *ihesus maria anna sole drnaar* (2) *m e v x III*

Bemerkungen: (1) Erwähnt bei F/234/III mit anderer Jahreszahl und anderem Wortlaut: „1483. Jesus. Maria. Anna. Drudde.“ Nach Fidecin befand sich in der Kirche das Bildnis der heiligen Anna, wahrscheinlich der Schutzpatronin. — (2) Bedeutung ungeklärt. — (3) Erwähnt bei W/44/147 und in KA/420/V/6.

- 171 1553 Gregorius B o r g s t e d e , Hamburg  
 ⌀ 106 cm, 76 cm hoch, Bronze, zwischen den Wörtern dreizehn 8-ähnliche Zeichen und eine Münze mit Kopf (1); am langen Feld zwei nicht sehr deutliche Reliefs: a) Kreuzigung b) Maria mit dem Kind.  
 Text in gotischen Minuskeln (2): *verbum domny manet yn etero* (3) *ano domny 15 und my 53 gregorius borch* (4)  
 Bemerkungen: (1) Laut KA/420/V/1 soll es sich um ein Lutherbildnis handeln. Die gleiche stark erhabene unkenntliche Münze befindet sich auf der Glocke Nr. 131. — (2) Bei F/234/III/3 etwas anders und gekürzt. — (3) *verbum domini manet in aeternum* = das Wort des Herrn währet in Ewigkeit (Jesaja 40,8). — (4) Borgstede schreibt seinen Namen in verschiedener Form. — (5) Erwähnt bei W/44/145 und in Fotothek Nr. 7/17/92 C.

#### SCHÖNFELD

- Über die bei dem Brand Anfang des 19. Jh. geschmolzenen Glocken ist nichts bekannt.
- [172 und 173] 1917 sind mindestens zwei, wahrscheinlich sogar drei Glocken abgeliefert worden, doch ist darüber nichts bekannt.
- 174 1927  
 ⌀ 131 cm, Stahl, mit Verzierungen.  
 Text Großbuchstaben: *Ebye sei Gott in der Höhe* (1) / *Schönfeld* (2) *im März 1927 der Gemeindekirchenrat / Der Pastor / Friedberg / die Ältesten / Erdmann Kleinke Wilhelm Kluge / Otto Kleinke Wilhelm Kleinke / Reinhard Kluge*  
 Bemerkungen: (1) Lukas 2,14. — (2) Gußfehler, statt Feld — RBLD.
- 175 1927  
 ⌀ 102 cm, Stahl.  
 Text Großbuchstaben: *Friede auf Erden* (Lukas 2,14).
- 176 1927  
 ⌀ 85 cm, Stahl.  
 Text Großbuchstaben: *Und den Menschen ein Wohlgefallen* (Lukas 2,14)

#### SCHÖNOW

- 177 ca. 1845—1850 Theodor V o ß , Stettin  
 ⌀ ca. 60 cm, Bronze, mit Inschrift. Die Glocke ist fast unzugänglich, die Vorderseite völlig.

#### SCHWEDT

##### St. Katharinen

- [178] 1658  
 Bronze, beim Brand der Kirche am 28. 2. 1887 geschmolzen. Die Inschrift gab an, daß die Glocke unter der Regierung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg gegossen wurde, dazu die Namen von Beamten, Pastoren und Kirchenvorstehern. (Alle Angaben laut Lagerbuch von 1868, S/11)
- [179] 1721 Johann Heinrich S c h m i d t , Stettin, ev. Umguß, große Bronzeglocke, beim Brand der Kirche am 28. 2. 1887 geschmolzen. Am langen Feld das große preußische Wappen, darunter der Name Friedrich Wilhelm (1), Markgraf zu Brandenburg-Schwedt mit sämtlichen Titeln der preußischen Hohenzollern, darunter: *Sanctificetur nomen Domini Dei* (2), b) auf der anderen Seite die Namen der markgräflichen Räte. c) *Wir rufen zum Gebet und lehren Tod und Leben, / der Schall ist nicht umsonst, / Bei Kriegs- und Friedenszeit, wenn Feur und große*

*Noth. / Drum hör' nun uns, o Mensch, und hör' auch deinen Gott. / Wir thun das Zeichen geben.* (3) d) *O rex gloriae Christe veni cum pace* (4) *Sanctus Dominus Deus Zebaoth* (5)

Bemerkungen: (1) Friedrich Wilhelm, geb. 27. 12. 1700 — gest. 4. 3. 1771. — (2) Der Name Gottes möge geweiht sein. — (3) Eine sehr ähnliche Inschrift befindet sich auf der Glocke Nr. 25 in Blumberg. Daraus ließ sich auch der Gießer dieser Glocke ermitteln. — (4) „O König der Ehren, Christus, komme in Frieden.“ Diese Inschrift ist auf älteren Glocken häufig, hier vielleicht von einer umgegossenen Glocke übernommen. — (5) Heilig ist der Herr Gott Zebaoth (Jesaja 6,3). — (6) Alle Angaben laut Lagerbuch von 1868, S 9 und 11.

[180] 1747 oder 1749

Bronze, mit großem preussischen Wappen am langen Feld, beim Brand der Kirche am 28. 2. 1887 geschmolzen.

Text: a) unter dem Wappen der Name Friedrich Wilhelms, Markgraf zu Brandenburg-Schwedt (1) b) auf der anderen Seite die Namen der Räte der brandenburgischen Kammer c) *Gott Allein die Ehre* (2) d) *Das Dein Wort In Vns schALLe, / bls Vns Winkt Die ewigkeIt / mache uns noch alle / dir zum temPPel in der Zeit* (3).

Bemerkungen: (1) Alle Angaben laut Lagerbuch von 1868, S. 11. Hier heißt es wörtlich: „... und den Namen Friedrich Wilhelms, Prinz von Preußen, Markgraf zu Brandenburg usw. als Patronus dieser Kirche 1749“. — (2) Lukas 2,14. — (3) Die Auflösung dieses Chronostichons, einer Zahl-Buchstaben-Inschrift, ergibt das Jahr 1747: D D I W I V C L L I V W I D I W I I. D = 500 C = 100 L = 50 W = 10 V = 5 I = 1. — (4) Die Glocken Nr. 178—180 hingen im Glockenstuhl des Turmes von 1705.

[181] 1832 Carl Friedrich Voß, Stettin, Umguß (?)

Sehr kleine „Klingglocke“, Bronze, beim Brand der Kirche am 28. 2. 1887 geschmolzen. Die Glocke hing in der Spitze des alten Turmes von 1705. (Alle Angaben laut Lagerbuch von 1868, S. 11).

[182] 1890 Gustav Collier, Berlin-Zehlendorf

⌀ 160 cm, Bronze, Ton H, 1917 abgeliefert.

Text: *Seid fröhlich in Hoffnung* (1)

Bemerkungen: (1) Römer 12,12. — (2) Die Angaben für die Glocken Nr. 182—185 laut Lagerbuch von 1868 und Akten. Daraus geht auch hervor, daß das 1891 geweihte Geläut ein Gesamtgewicht von 4760 kg hatte. — (3) Die Glocken Nr. 182 bis 185 werden erwähnt bei W/44/148—151.

[183] 1890 wie Nr. 182

⌀ 127 cm, Bronze, Ton dis, 1917 abgeliefert.

Text: *Geduldig in Trübsal* (Römer 12,12)

[184] 1890 wie Nr. 182

⌀ 106 cm, Bronze, Ton fis, 1917 abgeliefert.

Text: *Haltet an am Gebet* (Römer 12,12)

[185] 1890 wie Nr. 182

⌀ 77 cm, Bronze, Ton B, im 2. Weltkrieg abgeliefert.

Text: *Kommt, denn es ist alles bereit* (Lukas 14,17)

186 1921 Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation

⌀ 149 cm, Stahl, 1350 kg, Ton D

Text: Großbuchstaben: *Seid fröhlich in Hoffnung* (1). *An Stelle der im Weltkrieg / hingegebenen alten Glocken / wollen diese neue Glocken / Gottes Lob verkündigen. geg. v. Bochumer Verein I. Bochum 1921*

Bemerkungen: (1) Römer 12,12. Siehe auch Glocke Nr. 182. — (2) Das Geläut wurde am 29. 5. 1921 geweiht. Die Kosten betrugen 30 746,20 Mark. — (3) Die meisten Angaben nach Kostenanschlägen und Rechnungen.

- 187 1921 wie Nr. 186  
 ⌀ 133 cm, Stahl, 1010 kg, Ton F  
 Text: Großbuchstaben: *Haltet an am Gebet / uns ist bange / aber wir verzagen nicht* (1). geg. v. *Bochumer Verein I. Bochum 1921*  
 Bemerkungen: (1) Römer 12,12 und 2. Kor. 4,8: „Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängstigen uns nicht. Uns . . .“ — (2) Siehe Nr. 186, Bmk. (2) und (3).
- 188 1921 wie Nr. 186  
 ⌀ 109 cm, Stahl, 560 kg, Ton as (gis)  
 Text: Großbuchstaben: *Geduldig in Trübsal* (1) / *zur Ehre des Höchsten / und zum Andenken an unsern / für sein geliebtes Vaterland / am 28. Oktober 1914 gefallenen Sohn / Felix Freyhoff / die Eltern Felix und Charlotte Freyhoff.* geg v. *Bochumer Verein I. Bochum 1921*  
 Bemerkungen: (1) Römer 12,12. — (2) Siehe Nr. 186, Bmk. (2) und (3).

### Katholische Kirche

- [189] 1901 *P e t i t* u. *G e b r. E d e l b r o c k*, Gescher, Westfalen  
 ⌀ 110 cm, Bronze, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei W/44/152.
- [190] 1901 wie Nr. 189, nur ⌀ 93 cm. Erwähnt bei W/44/153.
- [191] 1901 wie Nr. 189, nur ⌀ 82 cm. Erwähnt bei W/44/154.

### Deutsch-reformierte Schloßkirche

- [192 und 193] ca. 1569  
 Bronze, Uhr Glocken in einem der Treppentürme des Renaissancebaues, wahrscheinlich beim Brand des Schlosses im Jahre 1637 geschmolzen. Alle Angaben nach Böer: *Schloß Schwedt / 1943/7/27 I/IV/6.*
- [194] ca. 1569  
 Bronze, im Turm der kleinen Schloßkapelle, Verbleib wie Nr. 192. Angaben nach Böer 27 I/V/12.
- [195] 1704 *J o h a n n J a c o b i*, Berlin  
 1904 *G u s t a v C o l l i e r*, Berlin-Zehlendorf, Umguß  
 Kleiner als Nr. 200, Bronze, beim Brand des Schlosses 1945 geschmolzen. Angaben nach Böer: *Schloß Schwedt / 1944/11/22 Raum 118/15.*
- [196 und 197] vielleicht wie Nr. 195  
 Wahrscheinlich kleine Bronzeglocken, nach W/44/155 und 156 1917 abgeliefert. Diese Angabe kann stimmen, da die Französische Kirche nach ihrer Erbauung ebenfalls ein Geläut von drei kleinen Glocken erhielt.  
 Bemerkung: Die Glocke Nr. 200 hing bis zum Brand des Schlosses 1945 in der Schloßkirche, da die deutsch-reformierte und die französisch-reformierte Gemeinde verschmolzen. Der Gottesdienst wurde in der Schloßkirche gehalten, die Kirche der französisch-reformierten Gemeinde wurde nach dem 1. Weltkrieg Gedächtnishalle für die Gefallenen und hatte während dieser Zeit keine Glocke.

### Französische Kirche

- [198] 10. 10. 1777 *J o h a n n C h r i s t i a n F r i e d r i c h M e y e r*, Berlin  
 Aug. 1797 *Philipp Heinrich S c h w e n n*, Stettin, Umguß  
 Bronze, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei W/44/157.
- [199] 10. 10. 1777 wie Nr. 198  
 Bronze, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei W/44/158.

- [200] 10. 10. 1777 wie Nr. 198  
 ♂ 67 cm, Bronze, beim Brand der Schloßkirche 1945 geschmolzen (siehe Bemerkung zu Nr. 196 und 197).

- 201 18. Jh.  
 ♂ 58 cm, Bronze, 100—150 kg, Ton e", mit zwei Friesen: a) Lilienfries, b) Flechtband

Bemerkung: Die Glocke ist 1951 in Berlin gekauft worden, wo sie in der Marienkirche stand. Ihre Herkunft ist ungeklärt, eventuell Schlesien. Der alte Schmuck wurde entfernt, dafür ein neuer Text in Großbuchstaben aufgeschweißt: *Herrlist/ Jesus/1951*.

## STAFFELFELDE

Über ehemals vorhandene Glocken ist nichts bekannt.

## STEINHÖFEL

- [202] 1739 Christian Heintze III, Berlin  
 ♂ 95 cm, Bronze, im 2. Weltkrieg abgeliefert. Erwähnt bei F/237/V/3 u. W/44/164.

- 203 1739 wie Nr. 202  
 ♂ 81 cm, Bronze, am langen Feld großes Wappen der Familie von Sparr.  
 Text in Großbuchstaben am: a) Hals: *Gos mich Christian Heintze inber lien* (1)  
 b) langen Feld: *Patronus der Chirchen zu Steinhöfel anno 1739 | Georg Friedrich des heil. Romischen reichs graf von Sparr* (2) *sr. königl. Mayest. in Preußen bestalter Capitaine | unter hochlöbl. Marc.Gräfl. Bareuthschen* (3) *Regiment Dragoner | des St. Johanniter Ordens Ritter Herr von Greiffenberg, Günterberg, Steinhöfel und Petzig etc.* c) Schlagring: *Barbara Sabina von Sparr | gebohrne Gräfin von Schlippenbach* (4), *Carl Friedrich Lemcke Pastor zu Greiffenberg und Steinhöfel* (5) *Kirchenvorsteher Tobias Taeye Michael Toperling*

Bemerkungen: (1) in Berlin. — (2) Reichsgraf Georg Friedrich von Sp., Major, 1708—1765 (Bu/1/229/Ahne 10. Die Sparr besaßen Steinhöfel teilweise von 1593 bis 1779 (F/236/237). — (3) Markgräfl. Bayreuth. — (4) In Bu/1/229/Ahne 11: Reichsgräfin Barbara Jakobine von Schl., gest. 1770. — (5) Karl Friedrich Lemcke, ca. 1702—1753, Pfr. in Greiffenberg 1738—1751 (EP/494 l). — (6) Erwähnt bei W/44/165 und in KA/141/VII.

## STENDELL

- 204 1595 Roloff Klassen, Stettin (1)  
 ♂ 62 cm, Bronze, am Hals ein Dreieckschild mit Adler, auf zwei undeutlichen Rundschilden ein agnus dei (2) und zwei Figuren (Verkündigung?), dazu ein Sechspäß (3).

Bemerkungen: (1) Gußjahr und Name des Gießers nach S/85, doch fraglich. Die Verzierungen ähnlich denen auf Glocke Nr. 18 vom Magister Laurentius. — (2) Lamm Gottes, eine Bezeichnung Christi nach Joh. 1,29, ein Lamm mit der Siegesfahne. — (3) Nach KA/422/IV befindet sich in einem der Rundschilde ein Ritter, der Sechspäß wird nicht erwähnt. — (4) Erwähnt bei W/44/167 (Zeilenverwechslung).

- [205] Mittelalterlich  
 ♂ 72 cm, Bronze, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei W/44/166 (Zeilenverwechslung).

## STOLPE

- [206] 1671 Lorenz Köckeritz, Stettin  
 1888 C. Voß u. Sohn, Stettin, Umguß  
 ♂ 87 cm, Bronze, im 2. Weltkrieg abgeliefert.



Text (1): Valentin Friedrich von Buch / Erbherr von Stolpe et Gellmersdorf (2) / David Georgii, Pastor (3) Köckeritz goß mich A. 1671

Jerem. 22, V 29. O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort! / Voß u. Sohn in Stettin gossen mich um 1888: Johann Georg von Buch, Patronus (4) schenkte mich der Kirche zu Stolpe a.O. (5) Johannes Grobe, Pastor (6)

Bemerkungen: (1) Nach Bu/I/154. — (2) Valentin Fr. von B., zweiter Kreiskommissar des Stolpirischen Kreises, 1625—1687 (Bu/I/214 ff.). Bereits unter der Herrschaft der pommerschen Herzöge kam Stolpe an die Familie von B. (KA/376/I/12) und verblieb bis 1945 in ihrem Besitz. — (3) David Georgi, Pfr. in Stolpe, gest. 1674 (EP/241 l). — (4) Johann Georg von B., Kaiserlicher Kammerherr und Schloßhauptmann zu Schwedt, 1845—1914 (Bu/II/5 ff.). — (5) an der Oder. — (6) Johannes Franz Grobe, 1835—1919, Pfr. in Stolpe 1885—1891 (EP/269 l). — (7) Erwähnt bei S/130 und W/45/168.

- [207] 1888 C. Voß u. Sohn, Stettin, Umguß

⌀ 74 cm, Bronze, mit Inschrift, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei W/45/169.

- 208 1931 Christian Störmer, Erfurt

⌀ 76 cm, Bronze.

Text: Chr. Störmer Erfurt goß mich auf Kosten der Gemeinde Stolpe. Joh.-Siegfr. von Buch Patronus (1). Georg Schultze, Pfarrer (2). Stolpe, Oder, Ostern 1931 Ich klage um alle Toten, / die geblieben für unser Land. / Mein Klang soll rufen zum Himmel, / bis Gott uns den König gesandt, / bis Gott und der deutsche König / die Lande macht wieder frei, / Dann mag mein Erz zerspringen / im letzten jubelnden Schrei

Bemerkungen: (1) Johann Siegfried von B., geb. 1881 (Bu/II/11 ff.). — (2) Georg Friedrich Erich Schultze, geb. 1885, Pfr. in Stolpe 1919—1931 (EP/800 r). — (3) Erwähnt in Bu/I/154.

## STUTZKOW

- 209 15. Jh.

⌀ 39 cm, Bronze.

Text in gotischen Minuskeln: *ave maria gratia plena* (1)

Bemerkungen: (1) Gegrüßt seist du, Maria voller Gnaden. — (2) Die Glocke befindet sich im Uckermärkischen Museum Prenzlau. — (3) Erwähnt in KA/390/VI.

- 210 1906 Franz Schilling, Apolda

⌀ 66 cm, Bronze, mit Verzierungen, am langen Feld ein Eisernes Kreuz von 1813/14.

Text: *Uns goß Franz Schilling zu Apolda / aus preuß. Geschuetzbronze / geschenkt vom ev. Oberkirchenrat / im 100. Gedenkjahr an Stützkower Treue*

Bemerkung: Erwähnt bei W/45/173.

- [211] 1906 wie Nr. 207

⌀ 54 cm, Bronze, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei W/44/174.

## TANTOW

- [212] 1822, J(ohann?) C. Reisinger, Berlin

⌀ 68 cm, Bronze, ca. 150 kg, 1940 abgeliefert.

Text: *gegossen von I. C. Reisinger in Berlin 1822* (1)

Bemerkungen: (1) Alle Angaben laut Pfarrakten und W/88/124. In der Jahreszahl und in der Schreibweise des Gießernamens Widersprüche in den Unterlagen. — (2) Die Glocke wurde 1929 von der Gemeinde Lockstedt (Westprignitz) gekauft und hing in einem Glockenstuhl neben der Kirche.

- [213 A] 1856 (1) Carl Friedrich Voß (?)

⌀ ca. 40 cm, Bronze, ca. 100 kg, 1951 gegen andere Glocke (213 B) eingetauscht, da nicht mehr zu reparieren.

Bemerkungen: (1) 1856 wurde die Kirche erbaut. Der Stifter war sicher ein von Eickstedt. Die Glocke hing unzugänglich in einem kleinen Dachreiter.

- 213 B 19. Jh. (?),  $\varnothing$  40 cm, Bronze, 31 kg, Ton B, verziert mit einem Kranz und Blumen, ohne Inschrift. (Alle Angaben laut Pfarrakten.) Die Glocke wurde 1951 nach Ein-sendung von Nr. 213 A von der Firma F. Schilling Söhne Apolda, geschenkt und im Mai 1965 aufgehängt.

## VIERRADEN

- [214 A—C] Im Inventar vom Jahre 1695 der 1787 abgebrannten Kirche werden drei Glocken erwähnt. Nach P. Menschell, Geschichte der Stadt . . . Vierraden, Prenzlau 1929, S. 121 f.

- 214 D 1694 Paul Andreas Koerner, Erfurt, Sorau  
 $\varnothing$  69 cm, 67 cm hoch, Bronze, über der Schrift am Hals reicher Fries, unter ihr tiefreichender hängender Fries, am langen Feld die Wappen der von Oppel und von Kottwitz, Schlagring beschädigt, Leihglocke des Konsistoriums Berlin (1).  
 Text in Großbuchstaben am: a) Hals: *Philip Jacob Titze Pastor Sagano Siles* (2) b) langes Feld: *Hans von Oppel Catharina Sophia Oppelin / geborne von Kott-witzin* c) über dem Schlagring: *A O Christi 1694 Iuli* d) auf dem Schlagring: *goß mich Paul Andreas Koerner von Erfurt in Sorau*

Bemerkungen: (1) Die Glocke hing früher in Leuthen bei Sorau und nach dem Krieg bis 1950 in Schwedt/O. auf dem kircheneignen Friedhof. — (2) Sagan, Schlesien. — (3) Erwähnt bei S/86, W/132/61 und in Fotothek Nr. 7/26/46 B.

- [215] 1778 Gebrüder Johann Christian und Joh. Chr. Gottlieb Fischer, Königs-berg/Nm.

1854 Carl Friedrich Voß, Stettin, Umguß

Größer als Nr. 216, Bronze, 600 kg, 1917 abgeliefert. Erwähnt bei W/45/175, Böer 71/IV/9 und bei S/141 (mit der Jahreszahl 1798).

- [216] 1778 wie Nr. 215 (kein Umguß)

$\varnothing$  75 cm, Bronze, 300 kg, 1917 abgeliefert. Erwähnt W/45/176.

- [217] 1801 Johann Christian Gottlieb Fischer jun., Königsberg/Nm.

Kleiner als Nr. 216, Bronze, 150 kg, 1917 abgeliefert. Erwähnt W/45/177. Nach Menschell, S. 133 f., wurde etwa 1920—22 eine ungenannte Anzahl Glocken für 17 500 Mark Inflationsgeld gekauft.

## WARTIN

- [218] 1674 Lorenz Köckeritz, Stettin

Bronze, Verbleib unbekannt. Erwähnt bei Lemcke, 147.

- [219] 1698 Johann Jakob Mangold, Stettin

Bronze, 1917 abgeliefert. Wahrscheinlich identisch mit der Glocke von 1688, die im Text der Glocke Nr. 220 genannt wird. Erwähnt bei Lemcke/147.

- 220 1928

$\varnothing$  115 cm, Stahl.

Text Großbuchstaben: *Christus spricht: Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe Joh. 11,25 / Als Ersatz für die im Weltkrieg 1914-18 fürs Vaterland abgegebene Glocke (Stifter: Jochim Bernt von der Osten 1688) (1) und zur Erinnerung an den letzten Kirchenpatron von Wartin, Bruno Böttger und seiner Ehefrau Sophie geb. Goldammer gestiftet von ihren Kindern Charlotte und Wilhelm 1928*

Bemerkung: Siehe Nr. 219.

221 1928

⌀ 91 cm, Stahl.

Text Großbuchstaben: *Herr, Herr, Gott, du bist unsere Zuflucht für und für Ps. 90,1 (1) / gestiftet i. J. 1928 von der Kirchengemeinde Wartin / Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein (2).*

Bemerkungen: (1) ... Ehe denn die Berge wurden, und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit. — (2) Jesaja 43,1: „Und nun spricht der Herr, der dich geschaffen hat, Jakob, und dich gemacht hat, Israel: Fürchte ...“

## WELSOW

222 15. Jh. (?)

⌀ 80 cm, Bronze, 260 kg (1), Ton H.

Text in gotischen Minuskeln: *o rex glorie xpe veni cum pace*

Bemerkungen: (1) Nach Schätzung des Glockengießers Collier, dazu Metallwert 285 Goldmark, Wert 520 Goldmark. — (2) Erwähnt bei W/45/180 und in KA/143/II.

223 1609 in Schwedt gegossen.

⌀ 66 cm, Bronze, 150 kg (1), Ton D, Schlagring beschädigt; über der Inschrift Bildfries aus 18 Reliefs mit sich mehrfach wiederholenden Darstellungen, wahrscheinlich aus dem Leben Christi, unter der Inschrift hängender akanthusähnlicher Fries.

Text Großbuchstaben: *Anno 1609 ist diese Glocke / gegossen zu Schwedt mit / Wissen und Willen der edlen und vielehrentugentsamen / Frawen Kunigunda Kotzen (2) / Iost von Arnims (3) seligen weil / andt zu Nederl-ndin Zicho / und Muero erbesessen hinter / lassene Witwe*

*Mattheus und Leonhardt / gebruedere die von Arnim (4) / Abraham Bestor Pfarrer (5) / Burghard Guden undt / Iochim Kloko Kirchenvor / steher zu Welsso (6)*

Bemerkungen: (1) Siehe Nr. 222, Bmk. (1). Metallwert 165, Wert 300 Goldmark. — (2) Kunigunde von Kotze (erwähnt in Bu/I/380/II/3). — (3) Jost von A., gest. 1590. Seine Grabplatte befindet sich in Niederlandin. — (4) 1610 verkauften die Witwe und Matthäus, Leonhard war noch unmündig, Kerkow, zu dessen Mühle Welsow zwangsmahlpflichtig war (Bu/I/380/II). — (5) Abraham Bestorff, seit 1589 Archidiakonus in Angermünde, gest. 1626. — (6) Welsow gelangte mit dem Schloß Angermünde in den Besitz der von Arnim (1577–1650) (F/240/W/I und KA/141/W/II/8). — (7) Erwähnt bei W/45/181, in KA/143/II/3 und in Fotothek Nr. 7/17/111 B.

## WILMERSDORF

224 1888 C. Voß u. Sohn, Stettin

⌀ 63 cm, Bronze.

Text: *Rufe getrost, schon nicht / erhebe deine Stimme / wie eine Posaune / Jes. 58,1 (1) Aus Geschenken der Kirchenbehörde / des Patrons und der Gemeinde / Wilmersdorf / gegossen von C. Voß u. Sohn / in Stettin 1888 / No. 1133*

Bemerkungen: (1) „... und verkündige meinem Volk sein Übertreten, und dem Hause Jakobs seine Sünde“. — (2) Erwähnt bei W/45/184.

## WOLLETZ

225 1853 Friedrich Gruhl, Kleinwelka bei Bautzen

1911 C. Voß u. Sohn, Stettin, Umguß

⌀ 63 cm, Bronze, an den Bügeln Engelsköpfe.

Text: *Theobald von Rohr (1) der Kirche zu Wolletz 1853 gegossen von Fr. Gruhl Kleinwelke bei Bautzen neugegossen von C. Voß und Sohn Stettin 1911 No 1955*

Bemerkungen: (1) Die von R. waren seit 1788 Besitzer von Wolletz (F/242/1/6). — (2) Erwähnt bei W/45/185/186 (irrtümlich als verschiedene Glocken geführt). — (3) Die auffällige Kirche wurde im Februar 1965 abgebrochen. Nach Errichtung der neuen Kirchenbaracke soll die Glocke in einem freistehenden Glockenstuhl aufgehängt werden.

#### WOLTERS DORF

- 226 1707 Johann Heinrich Schmidt, Stettin

Ø 70 bis 80 cm, Bronze, verziert.

Text in Kursivschrift (1): a) Hals: *Gott zu Ehren und der Kirchen und Gemeinde zu Woltersdorf zwischen Oder und Randow / Angeschaffet und von Johann Heinrich Schmiden in Stettin gegossen Anno 1707; b) langes Feld: Herrschaften / Die v. Rammien zu Bressow (2) / Die v. Steinwehren zu Dobberphul (3) / Die v. Sydow zu Jamkow (4) / Gotfr. Blankensee Pastor / Wolter: Kunow et Casekow alls yn Pencun sen: / Joch: Schumacher, Gottfr. Schultz / Vorsteher /*

Bemerkungen: (1) Die Glocke hängt außerhalb des Giebels und ist nur unter Gefahr zugänglich. Der hier gebotene Text ist eine Kombination aus dem Text des Lagerbuches und dem nur teilweise ablesbaren Glockentext. — (2) Von Rammin zu Brüssow (Ba/1/104 ff.). — (3) Von Steinwehr mit den Steigbügeln zu Dobberphul (Ba/1/157 ff.). — (4) Von Sydow zu Jamkow (Ba/1/11/54 ff.). In der Kirche befindet sich die Grabplatte des Landesdirektors in Vorpommern Carl Friedr. v. S. (1698—1763).

#### ZICHOW

- 227 14. Jh. (?)

Ø 91 cm, Bronze, Zuckerhutform, ohne Inschrift und Verzierung. Erwähnt bei W/45/187, in KA/300/VI/1 und in Fotothek Nr. 7/17/116 B.

- 228 16. Jh. (?)

Ø 70 cm, Bronze, schlanke Form, rissiger Guß, am Hals zwei Pilgerzeichen: 1. Wilsnack, fast unkenntlich (1), 2. ein fast unkenntliches mit zwei Ösen. Am langen Feld eine Pietà in Kreisform, nur schwach erkennbar, und drei Pilgerzeichen: a) mit einem Bischofskopf (drei Ösen), b) eine schwach erkennbare Kreuzigungsgruppe in gotischer Architektur, c) ein Zeichen mit gotischer Architektur und Ösen.

Bemerkungen: (1) Wilsnack (Westprignitz) war vom 15. Jh. bis zur Reformation ein bekannter Wallfahrtsort. Gezeigt wurden drei mit Blutstropfen versehene Wunderhostien. Im Pilgerzeichen sind sie abgebildet. — (2) Erwähnt bei W/45/189 und in KA/300/VI/2.

- 229 1581 Joachim und Andreas Becken

Ø 82 cm, Bronze, in der Schrift als Richtungsweiser sechs einzelne unkenntliche Verzierungen (Lilien?), am Schluß zwei Gießerzeichen (1); am langen Feld das große Wappen der von Arnim (2), fehlerhafter Guß, ohne Bügel.

Text in gotischen Minuskeln mit einzelnen Majuskeln: *Im anfang war das wort und das wort war bei godt und godt war das wort dasselbige war im anfang bei godt Alle Ding sind durch dasselbige gemacht und obn dasselbige ist nichts gemacht, was gemacht ist (3) Jacob von Arnimb valentinus seeligers (4) sohn erbsassen auf zichow Anno m d l xxxi tewes schiele de scholte zho zicho bauer brnehan (?) iochim solt wedel gottesleud (5) Iochim becken de hat deise klokke gegossen mit seinem sohn andreas becken*

Bemerkungen: (1) Wahrscheinlich die Zeichen der beiden Meister, siehe Abschnitt III, Gießer. — (2) Die von A. waren seit 1456 mit Schloß Zichow als Mannlehn belehnt. — (3) Johannes 1,1—3. — (4) Des verstorbenen (seeligen) Valentin von Arnims Sohn. — (5) Kirchenvorsteher. — (6) Erwähnt bei W/45/188, in KA/300/VI/2 und in Fotothek bei Nr. 7/17/116 B (227).



*Glocke Nr. 229  
Zichow, 1581*

## ZÜTZEN

### 230 15. Jh. (?)

Ø 53 cm, Bronze, 1945 von sowjetischen Einheiten in Schwedt als „Truppenglocke“ benutzt, Rückholung versäumt, im Berliner Westhafen zuletzt gesehen, verschollen (1). Text in schlecht gegossenen, unleserlichen gotischen Minuskeln.

Bemerkungen: (1) Laut Schreiben vom 21. 6. 1950. — (2) Erwähnt bei W/45/191 und in KA/265/V/3.

### 231 1522

Ø 89 cm, 97 cm hoch, Bronze, ca. 400 kg, zwischen den Wörtern 5 Münzen, von denen eine Maria auf der Mondsichel zeigt; auf dem Schlagring zwei sehr kleine Münzen; am langen Feld zwei sehr gute Reliefs wie in Beeskow und Grabow (Oststernberg): a) Maria auf der Mondsichel, b) Christophorus; Schlagring beschädigt; im 2. Weltkrieg abgeliefert, dann im Glockenlager Schilling, Apolda, versehentlich nach Zichow gekommen und erst am 25. 6. 1950 wieder in Zützen aufgehängt.

Text in gotischen Minuskeln: *anno dni m<sup>o</sup> ccccc xxii*

Bemerkung: Erwähnt bei W/45/190, in KA/265/V und in Fotothek Nr. 7/17/119 C.

### 232 1897 zu einem Uhrwerk der Firma I. F. Weule, Apolda, gehörig.

Ø 36 cm, Bronze. Die Glocke befindet sich auf dem Dachfirst eines am Anfang des 19. Jh. erbauten Speichers in der Nähe des ehemaligen Gutshauses.

## II. Glockenverluste

Immer wieder wurde im Verlauf der Jahrhunderte der Glockenbestand verringert, und neue Glocken mußten als Ersatz für die verlorenen gegossen werden. Die größten Verluste wurden durch kriegerische Ereignisse verursacht. Daher weisen auch einige Inschriften darauf hin. Ein Krieg zwischen Brandenburg, Rußland und Schweden wird auf zwei Glocken erwähnt. Während der Belagerung Stettins 1713 zerschlug eine Granate den ersten Guß einer Damitzower Glocke (Nr. 43), und eine Gartzter Glocke (Nr. 67) wies auf die Zerstörung der Stadt am 17. 3. des gleichen Jahres hin. Nr. 108 in Hohenreinkendorf wurde



zum Andenken an den gegen Napoleon I. errungenen Sieg und den am 18. 1. 1816 gefeierten Friedensschluß umgegossen.

Die Beschlagnahme von Kirchenglocken in Kriegszeiten soll bereits im 15. Jh. üblich gewesen sein. Nach Wolff (S/12/11) wurde das Material zu Bronzegeschützen umgegossen. Nach den Kriegen war es üblich, daß die Regenten Kanonen an die Gemeinden verschenkten, um daraus neue Glocken zu gießen. So stiftete noch 1906 der evangelische Oberkirchenrat eine aus preußischer Geschützbronze gegossene Glocke der Gemeinde Stützkow (Nr. 210).

Den größten Eingriff in den Bestand verursachte der wachsende Bronzebedarf für Kriegszwecke im 1. Weltkrieg und die daraufhin beschlossene Beschlagnahme der Glocken. Am 1. 3. 1917 erließ die Heeresverwaltung die folgenschwere Bekanntmachung der Beschlagnahme, Bestandserhebung und Enteignung der Glocken. Alle vorhandenen Glocken wurden in drei Gruppen eingeteilt:

- A ohne besonderen wissenschaftlichen, geschichtlichen oder Kunstwert
- B Erhaltung wünschenswert aus den bei A angeführten Gründen
- C Erhaltung erforderlich.

Alle Glockenspiele, Glocken mit musikalischem Wert, Glocken mit weniger als 20 kg Gewicht und je Kirche eine „Läuteglocke“ sollten erhalten bleiben. War die Entfernung der Glocken aus den Türmen mit zu großen Schwierigkeiten verbunden, blieben sie hängen.

In den meisten Fällen aber wurden sie dann im Turm zerschlagen (z. B. Nr. 25 in Blumberg) oder vom Turm herabgestürzt (wie die Glocke in Greiffenberg).

Die Gruppe A verfiel der Beschlagnahme, falls es sich nicht um die einzige Glocke der Kirchen handelte. Es gab auch besonders patriotische Gemeinden, die ihr ganzes Geläut opferten. Darunter waren leider auch Glocken der Gruppen B und C. So wurde z. B. in Greiffenberg eine mittelalterliche (Nr. 83) und in Rosow eine Glocke von 1693 (Nr. 160) abgegeben. Das vollständige Geläut gaben Berkholz, Greiffenberg, Passow, Schönfeld und die katholische Kirche in Schwedt ab. Stark dezimiert wurde der Bestand an zum Teil wertvollen Glocken des 18. Jahrhunderts.

Die Höhe der Verluste soll an drei Beispielen deutlich gemacht werden: Im Kreis Prenzlau wurde von 234 Glocken ein Drittel eingeschmolzen (Mätzke/S 165). — Im Kreis Templin wurden von 160 Glocken 73 eingeschmolzen, also fast die Hälfte (Schmidt/Literaturverzeichnis Nr. 14/S. 42/1/11). — Die vorliegende unvollständige Aufstellung umfaßt Teile der damaligen Kreise Angermünde und Randow. Danach wurden von 152 Glocken 67 eingeschmolzen, also ca. 45 %, was dem Durchschnitt der übrigen Kreise Deutschlands entsprechen mag. 1917 sollten zu einem späteren Termin noch weitere Glocken abgegeben werden. Sie sind bei Wolff durch einen Stern gekennzeichnet. Doch blieb ein großer Teil von ihnen erhalten.

Auf die Verluste durch den 1. Weltkrieg weisen Stellen im Text der Nummern 16, 26, 32, 117, 121, 140, 186 und 220 hin. Die eingeschmolzenen Glocken wurden in der Nachkriegszeit teilweise durch neue ersetzt, sehr oft durch Stahlglocken. Reiche Gemeinden schafften sich völlig neue Geläute an.

Im 2. Weltkrieg wurde bereits am 15. 3. 1940 durch den Beauftragten für den Vierjahresplan, Göring, die Glockenabgabe verfügt. Die Ablieferungseinteilung sah vier Gruppen vor:

- A moderne und geringwertige historische Glocken,
- B die meisten Barock-, viele gewöhnlichere gotische Glocken,
- C wertvolle historische Glocken,
- D unbedingt wertvolle Glocken.

„Läuteglocken“ verblieben wieder auf den Türmen, aber es mußten die kleinsten sein. Dadurch wurde eine große Anzahl Glocken aus den Gruppen B und C der Vernichtung ausgesetzt, während viele geringwertige erhalten blieben.

Die vorliegende Aufstellung (Stand 1964) zählt gegenüber der Zeit vor dem 1. Weltkrieg (152) nur noch 92 Bronzeglocken. Von diesen wurden 25 eingeschmolzen, aber viel mehr abgeliefert und gerettet. Nach 1948 sollten bei Schilling, Apolda, etwa 200 wertvolle Glocken als Material für Denkmäler eingeschmolzen werden. Diese Maßnahme konnte verhindert und die Glocken den Gemeinden zurückgegeben werden. Dieses Schicksal teilten mehrere Glocken des Kreises, z. B. Nr. 3, 4 (beide sollen erst jetzt wieder aufgehängt werden!), 35, 49, 71, 91, 94, 149, 152, 166, 171, 201, 214, 223, 227, 229, 231. Die Nummern 153 (Polßen) und 230 (Zützen) blieben verschollen. Die zweite Zützener Glocke (Nr. 231) wurde verwechselt und verirrte sich nach Zichow. Erst nach langen Verhandlungen konnte sie wieder zurückkehren.

Bei Kirchenbränden als Folge von Kriegshandlungen schmolzen mehrere Glocken, so in Damitzow, Gartz, Rosow, Schwedt und Vierraden. Durch Beschuß wurden Nr. 36 B und 137 in Casekow und Niederlandin zerstört, die Glocken in Hohenfelde und Tantow beschädigt, doch konnte die wertvolle Hohenlandiner Glocke aus dem zerstörten Turm gerettet werden.

Für die im 2. Weltkrieg verlorenen Glocken konnte nur in wenigen Fällen Ersatz beschafft werden. So sind zunächst die Leihglocken in Gartz, Polßen, Schmiedeberg und Vierraden oder die für die Französische Kirche in Schwedt gekaufte Glocke zu nennen, die aus Kirchen im heute polnischen Gebiet stammen und somit nicht mehr zurückgegeben werden konnten. Angermünde ließ sich drei Stahlglocken aus Felgentreu, die aber wieder zurückgegeben werden sollen. Neuanschaffungen sind nur die zwei Stahlglocken zu Niederlandin (1952) und die Bronzeglocken in Damitzow (1951), Neu-Rochlitz und Rosow (beide 1952), sowie zuletzt Angermünde (1965). Nur zwei Glocken wurden aus dem Kreis abgegeben. Die katholische Gemeinde Angermünde gab Nr. 10 an die katholische Gemeinde Bad Freienwalde ab, da sie eine bessere Glocke geschenkt bekommen hatte. Die zweite Glocke, eine wertvolle des 15. Jahrhunderts, wurde aus Stützkow an das Uckermärkische Museum in Prenzlau abgegeben, wo sie auch heute als Beispiel alter Glockengießerkunst ausgestellt ist. Die interessante Glocke Nr. 24 in Blumberg wird nicht mehr benutzt, bleibt aber weiterhin zur Erinnerung hängen.

Eine weitere Verlustquelle besonders alter Glocken, die in ihrem Ausmaß gar nicht überschbar ist, bilden die vielen Umgüsse. Bronzeglocken können durch zu heftiges Läuten, Gießfehler oder zu harte Klöppel leicht springen. Außerdem führten Kriegsschäden und Brände zu einem Umguß. Diesen notwendigen Umgüssen stehen aber andere entgegen, die nicht nötig gewesen wären. So kam es vor, daß geschäftstüchtige Gießer die Gemeinden beredeten, ihr ganzes Geläut umgießen zu lassen. Dadurch wurde ein abgestimmter Klang gewonnen, die alten, meist wertvollen Glocken waren aber verloren. Das Glockenverzeichnis kann Vollständigkeit hinsichtlich der Umgüsse nicht beanspruchen, da sie vielfach nicht mehr bekannt sind. Die Glocken Nr. 51 in Flemisdorf und Nr. 108 in Hohenreinkendorf wurden mit Sicherheit zweimal umgegossen. Am häufigsten wechselte die große Glocke Nr. [5] in Angermünde ihrer Gestalt, um endlich in ihrer dritten Form 1917 ein Opfer des Schmelzfeuers zu werden. Auf ihr stand der tiefsinnige Spruch: „Das Feuer hat mich erzeugt, das Feuer hat mich zerstört und das Feuer stellte mich wieder her. Jesus möge mich endlich vor dem Feuer bewahren.“

### III. Die Glockengießer und ihre Glocken

Die nachfolgende Aufstellung nennt die Gießer, ihren Heimatort, die erhaltenen und verlorenen (durch v: gekennzeichnet) Glocken sowie den Zeitpunkt ihres Gusses.

1. Becken, Joachim (Vater) und Andreas (Sohn), 1581, Nr. 229. — Nach W/142 hat der Vater 1567 eine Gl. für Prenzlau gegossen.
2. Becker, Carl Gottlieb, Stettin, 1801, Nr. 36, v: 168.

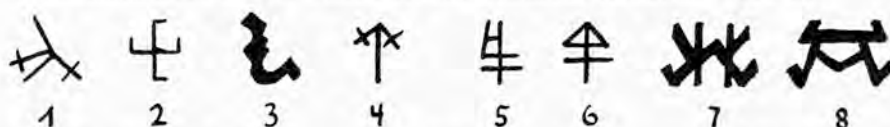
3. Benningk, Albert, Lübeck, 1684, v: Nr. 41. Bei W nicht erwähnt, da in Brandenburg anscheinend nicht tätig.
4. Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation, Bochum, 1894—1927, Nr. 10, 15, 16, 17, 56, 57, 100, 101, 186, 187, 188. Die Firma wird seit 1853 erwähnt und goß nur Stahlglocken. Wahrscheinlich stammen von ihr noch weitere Glocken ohne Gießerbezeichnung.
5. Borgstede (Baorghre, Bonstedt, Borgh u. a.) 1535, 1553, Nr. 131, 171.
6. Briot, Benedict, Lothringen, siehe Dubois.
7. Erüggemann, Andreas, Stettin, 1548, 1597, Nr. 35, 95.
8. Collier, Gustav, Berlin-Zehlendorf, 1890, 1892, v: Nr. 113, 114, 115, 138, 182, 183, 184, 185.
9. Dubois, gen. Mable, Franz, aus Lothringen in Preußisch-Friedland, teilweise mit Briot 1649, Nr. 3, 4.
10. Fischer, Gebrüder Johann Christian und Joh. Chr. Gottlieb, Königsberg/Nm., 1778, v: Nr. 215, 216.
11. Fischer, Johann Christian jun., Königsberg/Nm., 1798, 1801, v: Nr. 154, 217.
12. Geittner, Wilhelm, Breslau, 1887, Nr. 11.
13. Gruhl, Friedrich, Kleinwelka bei Bautzen, 1853, v: Nr. 225.
14. Hackenschmidt, Johann Carl, Berlin, 1856, 1857, v: Nr. 5, 78.
15. Heintze, Christian, Berlin-Spandau, 1626, v: Nr. 5.
16. Heintze, Christian, Berlin, 1739, 1745, Nr. 203, v: 50, 202.
18. Heintze, Martin, Berlin, 1680, 1692, v: Nr. 113, 138.
19. Heintze, Martin, Leipzig, 1719, v: Nr. 55.  
*Die Gießer 15 bis 19 gehören einer Familie an.*
20. Jacobi, Johann, Berlin, 1704, v: Nr. 195.
21. Klassen, Rudolf, Stettin, 1596—1615, Nr. 92, 163, 204.
22. Knuppel, Joachim, Wittstock, 1596, Nr. 1.
23. Köckeritz, Georg, Vater von Lorenz K., Stettin, 1671, 1674, v: Nr. 110 120.
24. Köckeritz, Lorenz, Stettin, 1653—1681, v: Nr. 12, 45, 97, 206, 218.
25. Köckeritz, Christian, Stettin, 1664, Nr. 24.  
*Die Gießer 23 bis 25 gehören einer Familie an. Bei W/164 wird nur Lorenz K. erwähnt.*
26. Linke-Hoffmann A.-G., Lauchhammer/Sa., 1926, 1928, v: Nr. 158, 161.
27. Magister Laurentius, Ad., Anfang 17. Jh., v: Nr. 18, 19.
28. Mangold, Johann Jacob, Stettin, 1691-1698, Nr. 129, v: 98, 109, 159, 160, 219.
29. Mei, Joachim, 1506, 1543, 1555, Nr. 34, 39, 49.
30. Meurer, Johann Paul, Berlin, 1732, v: Nr. 2.
31. Meyer, Gerhardt, Stockholm, 1695, v: Nr. 42. Bei Wolff nicht verzeichnet.
32. Meyer, Johann Christian Friedrich, Berlin, 1775, 1777, Nr. 153, v: 198, 199, 200.
33. Petit, Alexius und Gebrüder Joseph und Wilhelm Edelbrock, Gescher/Westfalen, 1901, v: Nr. 189, 190, 191. Diese Firma goß nur für katholische Kirchen Glocken.
34. Reisinger, I. C., Berlin, 1822, v: Nr. 212.
35. Scheel, Johann Heinrich, Stettin, 1726-1769, Nr. 111, 147, v: 46, 72, 130, 135, 148.
36. Scheels Witwe, Stettin, 1771-1781, Nr. 89, 118, v: 40, 167.
37. Schilling, Carl Friedrich, Apolda, 1914, v: Nr. 85.
38. Schilling, Franz, Apolda, 1906, 1929, Nr. 32, 33, 210, v: 211.

39. Schilling, Franz Sch. Söhne, Apolda, 1932, 1951, 1952, 1965, Nr. 9 B, 44, 117, 139, 140, 136, 162, v: 116.
40. Schmidt, Johann Heinrich, Stettin, 1704—1719, Nr. 99, 133, 226, v: 25, 43, 119, 134, 156, 179.
41. Schultz, Joh. Jacob, aus Prenzlau in Berlin, 1703—1712, Nr. 75, 152, v: 59, 60, 76, 77.
42. Schultze, Andreas Sch. Witwe, Berlin, 1718, v: Nr. 164.
43. Schultze, Daniel, Berlin, 1702, v: Nr. 53, 54.
44. Schultze, Johann Christian, Berlin, 1738, v: Nr. 114.
45. Schwenn, Gebrüder Philipp Heinrich und ? ? ?, Stettin, 1816, v: Nr. 108.
46. Störmer, Christian, Erfurt, 1931, Nr. 208.
47. Thiele, Johann Friedrich, Berlin, 1775, 1788, v: Nr. 29, 30.
48. Thiele, Ernst Ludwig Wilhelm, Berlin, 1817, Nr. 103.
49. Ulrich, Carl Friedrich, Apolda, 1887, v: Nr. 12, 13, 14.
50. Ulrich, Gebrüder, Apolda, 1936, Nr. 80, v: 81.
51. Ulrich und Weule, Apolda, 1920, Nr. 86, 87, 88.  
*Die Gießer 37—39 und 49—51 stehen in familiärer und geschäftlicher Verbindung.*
52. Voillard, Franz Sebastian, Frankfurt/O., 1661, Nr. 166.
53. Voß, Carl Friedrich, Stettin, 1832—1882, Nr. 63, 104, 108, 112, 157, v: 31, 84, 96, 97, 98, 141, 142, 143, 181, 213, 215.
54. Voß, Carl Friedrich und Sohn Carl (Voß u. Sohn, Stettin) 1880—1925, 1933, Nr. 21, 45, 51, 58, 62, 72, 74, 127, 155, 224, 225, v: 22, 23, 47, 50, 61, 73, 93, 103 B, 128, 206, 207.
55. Voß, Theodor, Stettin, ca. 1845—1850, Nr. 177.

Die Zusammenstellung ergibt also 55 Gießer bzw. Gießerfirmen, von denen allerdings die meisten nur mit wenigen Glocken vertreten sind. Lediglich einige wenige Namen treten häufiger auf, ohne daß sich bestimmte Gründe hierfür erkennen lassen. Verständlicherweise sind Berlin und Stettin die Heimatorte der meisten Gießer der Glocken des Kreises Angermünde. Die schwierigen Transportverhältnisse hatten zur Folge, daß die Meister häufig von Ort zu Ort zogen. Material für Gußform und Glocke bekamen sie am Ort, an Hand-  
werkzeug benötigten sie verhältnismäßig wenig. Erst mit der Erfindung der Eisenbahn wurden Glocken zum Teil über weite Entfernungen verschickt, so etwa die Erzeugnisse aus Bochum, Gescher/Westfalen, Apolda oder Erfurt.

Drei Gießer sind mit Sicherheit als Ausländer zu bezeichnen. Briot und Dubois stammten aus Lothringen und arbeiteten auch teilweise zusammen. Voillard bezeichnete sich auf einer Glocke in Cottbus als „F. V. natione Gallus civis Frankof.“ (= Frankfurt). Dagegen ist es kaum glaubhaft, daß Gerhardt Meyer aus Stockholm ein Schwede war. Entweder stand Meyer nur zeitweilig in schwedischen Diensten oder er war schwedischer Staatsbürger aus dem deutschen Teil des damaligen Schweden.

Gießerzeichen treten auf den Glocken des hier behandelten Kreises nur selten auf:



- |                        |            |         |
|------------------------|------------|---------|
| 1. Joachim Becken      | Zichow     | Nr. 229 |
| 2. Andreas Becken      | Zichow     | Nr. 229 |
| 3. Gregorius Borgstede | Mürow      | Nr. 131 |
| 4. Andreas Brüggemann  | Bruchhagen | Nr. 35  |
| 5. Roloff Klassen      | Grünow     | Nr. 92  |

6. Desgl.	Schmargendorf	Nr. 163
7. Joachim Mei	bei W/Tafel X/9	
8. Unbekannt	Biesenbrow	Nr. (20)

Nach W/30/8 soll das Zeichen 8 auch ein  $\omega$  (Omega) bedeuten können als Symbol des Ewigen und Allumfassenden nach der Offenbarung Johannis.

Gießersiegel finden sich bei Dubois in Angermünde (Nr. 3 und 4) und bei Franz Schilling Söhne, von denen eine ältere Form in Kerkow an Nr. 117 und eine jüngere in Damitzow, Neu-Rochlitz und Rosow (Nr. 9 B, 136, 144 und 162) zu beobachten sind.

Das einzige Gießewappen trägt Nr. 166 in Schmiedeberg. Voillards Wappen ist hier aber zweiteilig auf den entgegengesetzten Seiten des langen Feldes.

### Glockentabelle in zeitlicher Reihenfolge

1.	13.-14. Jh.	Schmiedeberg	?	40.	1714	Heinersdorf
2.	desgl.	Criewen	?	41.	1726	Petershagen
3.	desgl.	Zichow	?	42.	1734	Hohenselchow
4.	14. Jh.	Günterberg	?	43.	1739	Steinhöfel
5.	1480	Hohenlandin		44.	1771	Kummerow
6.	1481	Pinnow		45.	1771	Groß-Pinnow
7.	15. Jh.	Grünow	?	46.	18. Jh.	Schwedt
8.	desgl.	Welsow	?	47.	1801	Casekow
9.	desgl.	Stützkow	?	48.	1817	Herzsprung
10.	1506	Bruchhagen		49.	ca. 1845-50	Schönow
11.	1513	Schönermark		50.	1849	Hohenreinkendorf
12.	1521	Felchow		51.	1856	Jamikow
13.	1522	Zützen		52.	1861	Radekow
14.	1522	Pinnow		53.	1866	Hohenfelde
15.	1535	Mürow		54.	1880	Gellmersdorf
16.	1543	Crussow		55.	1882	Friedrichsthal
17.	1548	Bruchhagen		56.	1885	Dobberzin
18.	1553	Schönermark		57.	1887	Angermünde
19.	1555	Felchow		58.	1888	Wilmersdorf
20.	1581	Zichow		59.	1901	Flemsdorf
21.	1595	Stendell		60.	1897	Zützen
22.	1596	Altkünkendorf		61.	19. Jh.	Tantow
23.	1597	Günterberg		62.	1906	Stützkow
24.	16. Jh.	Zichow	?	63.	1911	Wolletz
25.	desgl.	Gartz	?	64.	1911	Geesow
26.	1604	Schmargendorf		65.	1912	Biesenbrow
27.	1609	Welsow		66.	1913	Luckow
28.	1615	Grünow		67.	1915	Frauenhagen
29.	1649	Angermünde		68.	1915	desgl.
30.	1649	desgl.		69.	1918	desgl.
31.	1661	Schmiedeberg		70.	vor 1920	Görlsdorf
32.	1664	Blumberg		71.	1920	Greiffenberg
33.	1671	Hohenselchow		72.	1920	desgl.
34.	1692	Mescherin		73.	1920	desgl.
35.	1694	Vierraden		74.	1921	Schwedt
36.	1704	Neukünkendorf		75.	1921	desgl.
37.	1707	Woltersdorf		76.	1921	desgl.
38.	1710	Polßen		77.	1922	Berkholz
39.	1712	Golm		78.	1922	desgl.



79.	1923	Fredersdorf	95.	1928	Wartin
80.	1924	Angermünde,	96.	1928	desgl.
		Felgentreu	97.	1929	Briest
81.	1924	desgl.	98.	1929	desgl.
82.	1924	desgl.	99.	nach	
83.	1924	Kunow		1918	Passow
84.	1924	desgl.	100.	desgl.	desgl.
85.	1924	desgl.	101.	desgl.	desgl.
86.	1925	Heinersdorf	102.	1931	Stolpe
87.	1925	desgl.	103.	1932	Kerkow
88.	1925	Polßen	104.	1936	Görlsdorf
89.	1927	Schönfeld	105.	1951	Damitzow
90.	1927	desgl.	106.	1952	Niederlandin
91.	1927	desgl.	107.	1952	desgl.
92.	1927	Berkholz	108.	1952	Rosow
93.	1928	Blumberg	109.	1952	Neu-Rochlitz
94.	1928	desgl.	110.	1965	Angermünde

Auf dem Gebiet des ehemaligen Kreises Randow befindet sich nur eine alte Glocke in Gartz (I/71), die aber eine Leihglocke ist. Die älteste Glocke des Gebiets stammt erst aus dem Jahr 1664 (Blumberg, I/24 D). Diese auffallende Tatsache ist auf die vielen kriegerischen Ereignisse zurückzuführen, die gerade diesen Landstrich immer wieder verheert haben.

#### IV. Von den Stiftern der Glocken

Die Stifter oder Auftraggeber werden zum Teil aus den Glockentexten ersichtlich. Diese Sitte setzt gegen Ende des 16. Jahrhunderts ein. Das älteste Vorkommen im Kreis ist Nr. 229 in Zichow vom Jahre 1581. Landesherren, Städte, Dorfgemeinden und adlige Familien treten hauptsächlich als Stifter in Erscheinung. Daneben sind gelegentlich auch die Namen reicher Bürgerfamilien, von Behörden oder Vereinen verzeichnet. Die Anrede des Stifters ist — wohl materialbedingt — in den älteren Glockentexten bei weitem nicht so geschraubt wie in Leichenreden. Man begnügt sich in der Regel mit Ausdrücken wie: edler, ehrenfester (Nr. 95, 1597), gestrenger, edler und ehrenfester (Nr. 163, 1604), wohlseiger Herr (Nr. 43, 1717), hochwohlgeborener Herr (Nr. 25, 55 v. J. 1719) und mit: edle und viehrentugendsame Frau (Nr. 223, 1609).

Auf einigen Glocken sind zusätzlich die Wappen der Stifterfamilien angebracht; darunter befinden sich auch solche mit dem preußischen Staatswappen.

#### V. Form und Verzierungen

Wie wir gezeigt haben, gehören die ältesten Glocken des Kreises etwa in das 13. bis 14. Jahrhundert. Sehr schwer ist das Alter der Glocke Nr. 37 in Criewen zu bestimmen. Am ältesten erscheinen mir die Nummern 165 (Schmiedeberg) und 227 (Zichow), nicht zuletzt wegen ihrer sonst nicht mehr im Kreisgebiet vorkommenden Kronenform. Sechs Ösen legen sich um eine größere Mittelöse. Die Glocken sind schlank, ohne Inschriften und ohne Verzierungen, wenn man von glatten Linien absieht. Eine sogenannte „Zuckerhutform“ besitzt Nr. 94 in Günterberg, etwa aus dem 14. Jahrhundert. Die Form wird bei späteren Glocken gedrungener mit weit ausschwingendem Rand. Im 18. Jahrhundert treten sogar flache Schüsselformen auf, wie sie Wolff auf Tafel III, Abb. 2, zeigt. Im Kreis Angermünde befand sich noch vor dem 2. Weltkrieg eine solche Glocke in Altkünkendorf. Wahrscheinlich war diese Form für Uhrglocken gedacht.

Glocken eignen sich gut zur Anbringung einer Inschrift, die selbst zum Dekor wird, und von Verzierungen. Die einfachsten Formen von Verzierung sind an den Bügeln zu beob-

achten, wenn auch hier später kompliziertere Motive auftreten. An drei alten Glocken fehlt die ganze Krone: Nr. 1 (Altkünkendorf, 1596), Nr. 171 (Schönermark, 1553), und Nr. 229 (Zichow, 1581). Häufig sind mit Stricken Abdrücke in die Formen gemacht worden. So finden wir eine gröbere Form z. B. in Bruchhagen (1506), Crussow (1543), Zichow (16. Jh. ?), Zützen (1522), eine schmalere Form in Bruchhagen (1548), Felchow (1521), Grünow (1615), Günterberg (1597) und in Pinnow an beiden Glocken (1481 und 1522). Einseitig grob geflochten erscheinen die Bügel in Criewen (13.—14. Jh.) und Welsow (15. Jh. ?). In der Mitte der Bügel hat z. B. die Glocke in Gartz (16. Jh. ?) das Strickmuster. Dagegen sind die Bügel anderer Glocken ganz schlicht gehalten, z. B. von Nr. 131 in Mürow (1535). Bärtige Männerköpfe befinden sich an den Bügeln der Felchower, Mescheriner und Casekower Glocken (1555, 1692, 1801). Bei Scheels Glocken in Hohenselchow und Petershagen ist es schwer, zwischen Männer- oder Löwenköpfen zu unterscheiden. Engelsköpfe goß die Firma C. Voß und Sohn mehrfach. Wir sehen sie in Friedrichsthal (1882), Geesow (1911), Gellmersdorf (1880, C. F. Voß), Radekow (1861, C. F. Voß) und Wolletz (1911). Auffallend sind die Nixen in Hohenselchow (1671). Auf den Deckeln sind keine Verzierungen beobachtet worden. Sie eignen sich auch nicht dazu, da von unten ohnehin keine Verzierung oder Schrift zu sehen wäre. Die meisten Deckel sind flach. Doch konnte festgestellt werden, daß dies nicht die Regel ist, auf älteren Glocken kommen flache neben gewölbten vor.

Das lange Feld des Glockenkörpers bietet die meisten Möglichkeiten zur Anbringung von Inschriften und Verzierungen. Beide können hier auch zu einer künstlerischen Einheit verschmolzen werden, wodurch die Schrift zu einem dekorativen Schmuckelement wird. Der Text kann wiederum durch Verzierungen gegliedert werden. Als einfachste Trennzeichen kommen Dreiecke, Rhomben und Sterne vor (Nr. 222, 15. Jh. ?, Welsow — Nr. 131, 1535, Mürow — Nr. 34, 1506, Bruchhagen). An Nr. 171 (1553, Schönermark) finden wir 13 Zeichen, die einer Acht ähnlich sind. Stilisierte Lilien treten auf an Nr. 1 (1596, Altkünkendorf, fast unkenntlich), Nr. 35 (1548, Bruchhagen, 4 Stück neben 6 mit einem anderen Motiv) und Nr. 170 (1513, Schönermark), wobei die Höhe ca. 3 cm beträgt. Unterschiedlich große Kreuze (1,5 bis 2,6 cm) trennen an Nr. 91 (15. Jh., Grünow). Je 5 undeutliche Münzen ( $\varnothing$  ca. 2 bzw. 3 cm) sind in den Text von Nr. 48 (1521, Felchow) und Nr. 231 (1522, Zützen) eingegossen. Eine der Münzen der Zützener Glocke zeigt Maria. Zwei gleiche Münzen, angeblich mit Luthers Bildnis, sind an den Nummern 131 und 171 in Mürow und Schönermark. An Meis Glocken in Crussow und Felchow befinden sich 11 bzw. 9 „Sonnenräder“ von 3,5 bzw. 3 cm Durchmesser. Besonders erwähnenswert sind die kleine Plakette mit Maria auf der Mondsichel an Nr. 34 und die allerdings fast unkenntliche Kreuzigung an Nr. 91 von 5 cm Durchmesser. Auch die Gießerzeichen finden sich oft im Text oder am Schluß.

An vier Glocken sind Richtungsweiser zu beobachten: In Zichow (Nr. 229) erscheint sechsmal ein unkenntliches Motiv, eventuell Lilien; die Nr. 92 in Grünow besitzt 5 Engel (ca. 2 cm); eine interessante Gestaltung zeigt Nr. 166 in Schmiedeberg, wo zwei Unterarme in Stulpenhandschuhen mit ausgestrecktem Zeige- und Mittelfinger (4 x 1,5 cm) diese Funktion übernehmen; zwei sehr plastische Motive sind die 3 Frösche und 4 Schoten (4 bzw. 5 cm lang) an der Hohenselchower Glocke (Nr. 110).

Die einfachsten Verzierungen bestanden aus glatten Linien am Hals oder Schlagring. Solche textlose Glocken hängen nur in Schmiedeberg und Zichow, während sie im Kreis Prenzlau häufiger sind. Wahrscheinlich entwickelten sich aus dieser noch etwas primitiven Form die Friese. Sie sind besonders gut geeignet, den runden Glockenkörper zu schmücken, geben ihm in barocker Formfülle sogar ein festliches, prunkendes Aussehen. An Hals, langem Feld und Schlagring (Nr. 111) sind sie in wechselnder Form angebracht worden. Es ist zu bemerken, daß selbst in der Zeit allgemeiner Stillosigkeit im 19. Jahrhundert der Glockenfries nie kitschig geworden ist, aber auch bis heute noch nicht von moderner Gestaltungsart erfaßt wurde. Die auftretenden Friese kann man grob in eine ältere und in eine jüngere Gruppe unterteilen. Erstere zeichnet sich durch schmale (gotische) Friese und schlichte Mo-

tive aus. Aus der Zeit von 1480—1615 gehören hierher die unter den Nummern 105, 34, 39, 49, 1, 95 und 92 beschriebenen Glocken. — Die jüngere Gruppe hat oft mehrere breite, phantasievolle Friese, Girlanden und Festons. Häufig tritt das Akanthusmotiv auf. Beispiele aus dieser Gruppe sind die Glocken Nummer 223, 166, 111, 201, 108 und 155.

Friesähnlich sind auch die sieben einzelnen hängenden „Lilien“ an Nr. 170 (1513, Schönermark), die zwei Streifen mit akanthusähnlichem Motiv auf der Rückseite von Nr. 117 (1932, Kerkow) und schließlich der Blumenkranz an Nr. 213 B (Tantow) oder die einzelnen stark stilisierten Lilien und Rosen (?) an Nr. 11 (1887, Angermünde).

Mehrfach finden sich auf älteren Glocken auch bildliche Darstellungen, doch tritt diese Art der Ausschmückung des Glockenkörpers seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts immer mehr zurück. Eine zu Biesenbrow (18, 19), Gartz (71), Stendell (204) und Criewen (37) vertretene Gruppe weist Rund-, Sechspass- und Dreiecksschilde auf. Der künstlerische Wert und der Erhaltungszustand sind unterschiedlich. Leider sind die Zeitangaben sehr ungewiß, zwei dieser Glocken fehlen sogar völlig, so daß keine weiteren Schlüsse gezogen werden können. Das umstrittene Alter der Criewener Glocke bleibt daher weiterhin unklar.

Medaillons mit nicht näher zu bestimmenden Köpfen finden sich nur in Altkünkendorf (Nr. 1 v. J. 1596). Dagegen tauchen sehr häufig religiöse Darstellungen auf. Teilweise sind sie der Lebensgeschichte Christi entnommen (37, 71, 18 usw.).

Weltliche Motive zeigen die Nummern 18, 204, 39, 49, 37 usw. Mehrfach finden sich auf den Glocken auch eingegossene Münzen. Sie erscheinen in der Schrift, am langen Feld und sogar am Schlagring. Entweder ist die Bild- oder die Textseite sichtbar, jedoch ist die Wiedergabe beider Seiten meist unkenntlich. Felchow (48, 49), Zützen (231) und Bruchhagen (35) bieten entsprechende Beispiele. Das angebliche Lutherbild in den Münzen der Glocken Nr. 131 und 171 läßt sich nicht identifizieren.

Ein weiterer Glockenschmuck sind die Pilgerzeichen, über die u. a. Wolff ausführlicher berichtet hat. Die Abzeichen waren nur in den Wallfahrtsorten erhältlich, so daß der Pilger sie als Beweis für eine mühevollen Pilgerfahrt in Ehren hielt. Bei einem Glockenguß wurden sie gestiftet und vom Gießer auf das Glockenhemd aufgeklebt. Bei guter Wiedergabe der Darstellung sollen die Abzeichen aus Messing, bei schlechterer aus Blei gewesen sein. Als besonderes Kennzeichen sind Ösen anzusehen, die zum Befestigen an der Pilgertracht dienten. Unter den hier behandelten Glocken sind Pilgerzeichen nur auf der Nr. 170 aus Schönermark vom Jahre 1513 und auf der Nr. 228 aus Zichow vom 16. Jahrhundert nachweisbar.

Eine besonders interessante Art Glockenschmuck sind abgegossene Blätter. Die Glocke Nr. 166 in Schmiedeberg (1661) hat am Übergang zum Deckel neun Blattabdrücke, davon sechs paarweise (5—8 cm lang). Sie sind nur bei genauer Betrachtung zu finden. Ob sie bei allen Glocken Voillards vorkommen, wäre zu prüfen.

Aus den vorstehenden Bemerkungen ergibt sich, daß bildliche Darstellungen auf älteren Glocken häufiger auftreten. Im 17. und 18. Jahrhundert überwiegt dann die immer länger werdende Inschrift in Verbindung mit reichen Friesen und oft sehr großen und dekorativen Adelswappen. Als Beispiele für reich geschmückte Glocken dieser Zeit können Nr. 89, 118, 133 und 147 genannt werden (sämtlich 18. Jh.). Nach dem Überschwang des Barocks wird in der folgenden Periode auch der Glockenschmuck im allgemeinen wieder schlichter, die Texte kürzer. Daß auch neue Glocken künstlerisch einwandfrei gestaltet sein können, beweist die kleine Neu-Rochlitzer Glocke der Firma Franz Schilling Söhne, Apolda, vom Jahre 1952.

## VI. Schriftarten und Inschriften

Kurze Inschriften befinden sich meist am Hals. Längere Texte können sich in mehreren Reihen bis weit auf das lange Feld erstrecken. Auch eine Teilung in eine umlaufende Inschrift am Hals und einen oder zwei Schriftblöcke auf dem langen Feld ist üblich. Über

dem Schlagring ist selten ein Teil der Inschrift zu finden. Derartige Ausnahmen bilden Nr. 110 (1671, Hohenselchow) und Nr. 214 (1694, Vierraden). An dieser Glocke befindet sich sogar ein weiterer Schriftteil auf dem Schlagring, der im allgemeinen dem Gießernamen und dem Gußjahr vorbehalten bleibt. Außer bei den obengenannten Glocken trifft dies auch bei Nr. 24 (1664, Blumberg), Nr. 80 (1936, Görlsdorf) und Nr. 155 (1925, Polßen, nur die Fabriknummer) zu. An der Glocke in Steinhöfel (Nr. 203, 1739) ist allerdings ein Teil der Hauptinschrift an dieser Stelle angebracht.

Im Kreis befindet sich keine Glocke mit einer Inschrift in gotischen Majuskeln. Nur die Glocke Nr. 94 in Günterberg (14. Jh.?) trägt erhabene, linienhafte gotische Minuskeln. Dagegen kommen gotische Minuskeln der gebräuchlichen Art häufiger vor. Diese Schrift war vom 13. bis 15. Jahrhundert in Deutschland und Westeuropa verbreitet. Aus ihr entwickelte sich die deutsche Druckschrift. Gotische Minuskeln sind noch in späterer Zeit von den Gießern verwendet worden:

1480	Hohenlandin	Nr. 105	1515	Niederlandin	Nr. (137)
1481	Pinnow	Nr. 149	1521	Felchow	Nr. 48
15. Jh.	Grünow	Nr. 91	1522	Pinnow	Nr. 150
" "	Welsow	Nr. 222	"	Zützen	Nr. 231
" "	Zützen	Nr. 230	1535	Mürow	Nr. 131
1506	Bruchhagen	Nr. 34	1543	Crussow	Nr. 39
"	Schönermark	Nr. (169)	1548	Bruchhagen	Nr. 35
1513	Schönermark	Nr. 170	1553	Schönermark	Nr. 171
			1555	Felchow	Nr. 49

Einige dieser Minuskeln sind so schlecht gegossen, daß sie kaum lesbar sind (Nr. 39, 49, 230), andere dagegen zeigen ein sehr sauberes und gut lesbares Schriftbild (z. B. Nr. 91, 131). Eine Sonderstellung nimmt Nr. 229 in Zichow ein (1581). Hier sind gotische Minuskeln mit einzelnen Großbuchstaben vereinigt.

Die gotischen Minuskeln wurden durch die römische Kapitalschrift verdrängt. Die römischen Buchstaben, Großbuchstaben und die später übliche Schreibweise, herrschen seit dem 16. Jh. vor. Eine Ableitung der Kapitalis ist die Kursivschrift. Sie kommt im Kreis recht selten vor und scheint eine Spezialität des Gießers Scheel und seiner Witwe gewesen zu sein (z. B. Nr. 111, 1734, Hohenselchow, Nr. 89 und 118, 1771, Groß-Pinnow und Kummerow oder Nr. 226, 1707, Woltersdorf). Nur eine Glocke trägt eine Inschrift in Unzialen. Es ist die schon erwähnte mustergültig gestaltete Nr. 136 in Neu-Rochlitz (1952).

Jahreszahlen sind auf den alten Glocken nur selten mit arabischen Ziffern angegeben (so Nr. 1, 49, 105, 137), die übliche Schreibweise waren römische Zahlzeichen. Eine eigenartige Verbindung von Ziffern und Buchstaben besitzen die Glocken in Mürow (131) und Schönermark (171), die beide von Gregorius Borgstede stammen. Im 17. und 18. Jahrh. werden in einigen Fällen die Jahreszahlen in Form eines Chronostichons gegeben. Im Kreis Angermünde ist nur eins überliefert (Nr. 180, Schwedt). Hier tritt W an die Stelle des Zahlzeichens X = 10.

Die Sprache der Inschriften ist gewöhnlich deutsch. Ausdrucksweise und Rechtschreibung des jeweiligen Jahrhunderts vermögen dem Fachmann manches Interessante zu bieten. Nur auf drei Glocken des Kreises befinden sich plattdeutsche Texte: 1. 1506 Bruchhagen: „gades wort blift ewich.“ Dieser Sinnspruch befand oder befindet sich auf einer Glocke von 1575 in Röhrchen (heute polnisch, früher Kreis Greifenhagen). 2. 1548 Bruchhagen: „help gott ut not des valde got“. 3. 1596 Altkünkendorf: „wer got vortruwet der hat wol gebuwet“. Häufiger scheint es plattdeutsche Inschriften im heute polnischen Teil Pommerns gegeben zu haben, z. B. in Greifenhagen (1600), Klein Schönfeld, Kublank (1602), Stresow, Woltin oder Brallentin.

Lateinische Texte treten dagegen häufiger auf, in einigen Fällen aus nur wenigen Wörtern und Zahlen bestehend, z. B. 150: „anno dmi m<sup>o</sup> ccccc xxv“. Auf vielen alten Glocken befindet sich ein kurzer lateinischer Text am Hals, z. B. Nr. 222: „o rex glorie xpe veni

cum pace“. Später kommt es vor, daß die Segenswünsche lateinisch gehalten sind, wobei der übrige Text deutsch ist, wie z. B. bei Nr. 24, (42), (159). Bei Nr. (25) von 1719 war der Segenspruch von der umgegossenen Glocke übernommen worden: „O rex gloriae Christe veni“. Längere lateinische Inschriften werden erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts verwendet. Diese Inschriften sind oft schwer zu übersetzen, da von den Pastoren, Ratsmitgliedern und Gießern mit den Regeln der lateinischen Sprache sehr „großzügig“ umgegangen wurde. Die Texte kommen lateinisch (z. B. Nr. 60, 110, 129, 153) oder lateinisch-deutsch (z. B. Nr. 53, 54) vor.

Mehrfach wird die Glocke als Person aufgefaßt, die den Gläubigen, Betrachter oder Hörer direkt anspricht. Meist bezieht sich die Rede auf den Guß, wie bei Nr. 99: „Johann Heinrich Schmidt in Stettin Anno 1714 Goss mich“ oder auf die Anschaffung wie Nr. 100: „Gut und Gemeinde Heinersdorf stiftete mich 1925“. Die Rede kann auch mit der Aufgabe der Glocke zusammenhängen: „... auf meinem Klang kommt alle her ...“ (Nr. 4). Die Nummern 5, 43, 67 berichteten von ihrem Schicksal. In einigen Fällen wird der Glocke ein Auftrag erteilt, doch scheint diese Sitte erst eine neuere Erscheinung zu sein: „Rufe getrost, schon nicht ...“ (Nr. 224, 1888), „Läute, Glocke, läute ...“ (Nr. 33, 1929). Zweimal erwähnen Textstellen die Aufgabe der Glocken, als Rufer bei Feuer und Not zu dienen. So heißt es auf Nr. 21 (Biesenbrow, 1912): „Ich rufe um Hilfe, wenn Flammen erwachen ...“, und die nicht mehr vorhandene Glocke Nr. 25 (Blumberg, 1719) sprach: „Wir tun dar zeichen geben ... wann feuer und grosse noth.“

Als Glockensprüche werden Auszüge aus dem Alten und Neuen Testament, Kirchenlieder, Gebete, Sprüche und Widmungen kirchlichen Gedankenguts verwendet. Die folgende Aufstellung gibt eine Übersicht in alphabetischer Reihenfolge:

Allein Gott in der Höh' sei Ehr	Lukas 2,14
Allen Menschen ein Wohlgefallen	Lukas 2,14
Alme deus nostris feliciter annue ceptis	Widmung
Ave maria gratia plena	Gebet
Campana scopus est gloria sola dei	Widmung
Der Meister ist da und ruft dich	Johannes 11,28
Die Gnade des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit	Psalm 103,17
Du sollst den Feiertag heiligen	4. Gebot
Ehre sei Gott in der Höhe	Lukas 2,14
Ein feste Burg ist unser Gott	Kirchenlied
Friede auf Erden	Lukas 2,14
Friede mit Euch	Lukas 24,36
Fürchte dich nicht, ich habe dich bei deinem Namen gerufen ...	Jesaia 43,1
Gades wort blift ewich	Jesaia 40 8
geduldig in Trübsal	Römer 12,12
Gelobet seist du, Jesu Christi	Kirchenlied
Glaube, Liebe, Hoffnung	1. Korinther 13,13
Gloria in excelsis deo	Lukas 2,14
Gott allein die Ehr'	Lukas 2,14
Haltet an am Gebet ...	Römer 12,12
Help got ut not des valde got	Widmung
Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für	Psalm 90,2
Herr ist Jesus	Bekenntnis
Hosianna	Gebetsruf

Ich bin die Auferstehung und das Leben ...	Johannes 11,25
Ich will klingen Gott zu Ehren ...	Glockenspruch
Im Anfang war das Wort ...	Johannes 1,1—3
In Freud und Leid zu Gottes Ehren ...	Glockenspruch
Kommt, denn es ist alles bereit	Lukas 14,17
Land, Land, höre des Herrn Wort	Jeremias 22,29
Lasset euch versöhnen mit Gott	2. Korinther 5,20
Läute, Glocke, läute Frieden, ...	Glockenspruch
Lobe den Herrn	Psalm 103,1
Nach meinem Schall kommt all zumal ...	Glockenspruch
Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, ...	1. Korinther 13,13
O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort	Jeremias 22,29
O rex glorie Christi, veni cum pace	Widmung
Rufe getrost, schone nicht, erhebe deine Stimme ...	Jesaia 58,1
Rufe und eine des Herrn Gemeinde	Widmung
Sancti ficitur/Sancta Maria Regina Coeli ora pro nobis	Gebet
Seid fröhlich in Hoffnung	Römer 12,12
Soli deo gloria	5. Moses 32,3
So hart wie Stahl muß der Glaube werden	Widmung
Und den Menschen ein Wohlgefallen	Lukas 2,14
Uns ist bange	2. Korinther 4,8
Venite verbum dei ...	Widmung
Verbum domini manet in aeternum	Jesaia 40,8
Vom Turm erschallet nun mein Ertz ...	Glockenspruch
Was bin ich, denn von dir ist es alles kommen ...	1. Chronik 30,14
Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut	Kirchenlied
Zu Gottes Ehr und Menschen Heil ...	Glockenspruch
Zum Gottes Haus auf meinem Klang ...	Glockenspruch

## VII. Aufhängung der Glocken

Die meisten Kirchen des Kreises Angermünde sind mit einem Turm versehen. In ihm sind die Glocken aufgehängt und über Treppen, seltener über Leitern, zugänglich. Einige sind schwer zu besichtigen, da sie hoch oder sehr dunkel hängen (Casekow, Gartz, Pinnow). Am eigenartigsten ist der Zugang zur Damitzower Glocke. Nur über eine, nicht vorhandene, Leiter, durch je eine Schiebe- und Klapptür gelangt man zu ihr. Viele Schwierigkeiten müssen bei der ungünstigen Konstruktion einiger Türme dem Aufbringen der Glocken entgegengestanden haben. So hängen sie in Hohenselchow über dem Granitgewölbe und sind nur über eine enge Treppe in der Mauer zu erreichen. Von der Glocke der Französischen Kirche in Schwedt wird von Frey berichtet, daß sie 1951 zu ihrem Standort getragen wurde, was auch bei einer kleinen Glocke von nur 58 cm Durchmesser eine ziemliche Arbeitsleistung bedeutet. Dagegen ist es ein erhebliches Problem, große Glocken abzunehmen und aufzubringen, wie es in der Angermünder Kirche sich jetzt stellt.

Die Glockenstühle sind fast alle aus Holz. Nur wenige, wie z. B. in Damitzow und Schwedt, bestehen aus Stahl. Die Konstruktion des Turmes bestimmt nicht nur die Aufhängung, sondern auch die Ausbreitung der Schallwellen und damit Lautstärke und Reichweite des Glockentons. Durch stark verbaute Türme, sehr kleine oder fest verschlossene Schallruken wird die Tonstärke verringert, bei günstiger Aufhängung können sich die Schall-



wellen ungedämpft ausbreiten. Hier sei bemerkt, daß es im Kreis einige Glocken mit sehr schönem Klang gibt. Die wenigen bekannten Stimmtöne sind im Glockenverzeichnis eingetragen.

Das Läuten der Glocken geschieht meist von Hand. Elektrische Läuteanlagen sind mir nur in Angermünde und Schwedt aufgefallen, obwohl diese Stadtkirchen nicht viel größere Geläute besitzen als einige Dorfkirchen. Läuteanlagen werden sich immer mehr durchsetzen, da das Läuten von Hand schwierig ist und geeignete Personen nicht immer zu bekommen sind.

Nur die Glocke der Französischen Kirche in Schwedt hängt in einer Laterne, die hier die Stelle eines Turmes vertritt. In Hohenfelde ist auf die Westmauer ein vorspringendes offenes Glockentürmchen aufgesetzt, zu dem der kaminartige Zugang einige Schwierigkeiten bereitet. Ähnliche Verhältnisse bestehen bei der katholischen Kirche in Angermünde. In Schönow und Tantow sind Glockenträger auf die Westmauer aufgesetzt. Der letztere ist unzugänglich, der Zugang zur Schönower Glocke über eine sehr lange Leiter nur bis zur Dachluke möglich. Ein Versuch, näher heranzukommen, ist wegen der großen Absturzgefahr nicht ratsam.

Bei Kirchen ohne Turm ist der Glockenstuhl manchmal auf dem Boden untergebracht worden: Friedrichsthal, Hohenlandin, Petershagen, Wolletz, Zützen und in anderer Form in Wilmersdorf. In Woltersdorf hängt die Glocke vor dem Ostgiebel. Hier wurde der Westturm abgebrochen. Auf zwei im Dachstuhl verankerten Tragbalken ruht die Glocke (1707). Das vorgeschobene Satteldach über ihr ist mit Brettern gedeckt. Geläutet wird von unten. Das Läuten einer Glocke außerhalb der Kirche ist ungewöhnlich.

Freistehende Glockenstühle sind im Kreisgebiet selten und als Notlösung zu betrachten, nur in Kummerow ist er original. In Rosow und Vierraden ersetzten sie nach dem Krieg die zerstörten Glockentürme, in Stolpe bereits vor dem Krieg den abgerissenen Turm. Auch in Tantow hing eine zusätzliche Glocke neben der Kirche. Alle diese Glockenstühle sind Holzkonstruktionen mit Satteldächern und Bretter-, Holzschindel- oder Ziegeldeckung (Kummerow, Rosow, Vierraden). 1952 erhielt die Barackenkirche von Neu-Rochlitz eine kleine Glocke im Stahlgerüst. Der Standort der Glockenstühle ist nicht immer neben der Kirche, sondern in Stolpe auf dem Friedhof und in Vierraden neben dem Pfarrhaus.

# Literaturverzeichnis:

1. *J. T. Bagmihl*: Pommersches Wappenbuch, 3 Bde., Stettin 1843. **Ba**
2. *Ludwig Boer*: Der Landbaumeister George Wilhelm Berlichsky, Angermünde 1935.
3. *Ludwig Boer*: Das Schwedter Schloß. In: Schwedter Heimatblätter 1943—1944.
4. Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg, III/3: Kreis Angermünde, Berlin 1934. Bearb. Eichholz-Hoppe-Korn. **KA**
5. Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg, III/1: Kreis Prenzlau. Bearb. Paul Eichholz, Berlin 1921. **KP**
6. Evangelisches Pfarrerbuch für die Mark Brandenburg seit der Reformation. Bearb. Otto Fischer, Berlin 1941. **EP**
7. *E. Fidicin*: Die Territorien der Mark Brandenburg, Bd. IV, Berlin 1864. **F**
8. *J. H. von der Hagen*: Die beiden ausgebrannten Kirchen in Biesenbrow und Frauenhagen in der Uckermark. Mitteilungen des Uckermärk. Museums- und Geschichtsvereins zu Prenzlau VI/2, 1916.
9. *Hugo Lemcke*: Zur Glockenkunde. In: Monatsblätter d. Ges. f. Pommersche Gesch. u. Altertumsde., Nr. 1—6, Stettin 1888.
10. *Hugo Lemcke*: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Stettin. V: Kreis Randow; VI: Kreis Greifenhagen; VII: Kreis Pyritz. Stettin 1901, 1902, 1906.
11. *Bernhard Mätzke*: Unsere Kirchenglocken. In: Heimatkalender Prenzlau (um 1940).
12. *Max Rehberg*: Die ältesten datierten Glocken der Mark. In: Brandenburger Land, Berlin Oktober 1935.
13. *Rudolf Schmidt*: Märkische Glockengießer. In: Jb. f. brand. Kirchengeschichte 14—16, Berlin 1916—1918. **Sch**
14. *Rudolf Schmidt*: Wanderung durch die Templiner Glockenstuben. In: Templiner Kreis- kalender 1932.
15. *Rudolf Schmidt*: Geschichte des Geschlechts von Buch, 2 Bde., Eberswalde 1939/40. **Bu**
16. *F. Wolff*: Die Glocken der Provinz Brandenburg und ihre Gießer, Berlin 1920. **W**
17. Fotothek des Instituts für Denkmalspflege, Berlin-Mitte.

## Bücherschau

### **Manfred Stürzbecher: Beiträge zur Berliner Medizingeschichte.**

Quellen und Studien zur Geschichte des Gesundheitswesens vom 17. bis zum 19. Jahrhundert. (= Veröffentl. d. Hist. Komm. zu Berlin, Bd. 18) Berlin: de Gruyter 1966. Ln. XI, 234 S., DM 48,—

Eingeleitet durch Johannes Schultze veröffentlicht die Historische Kommission in diesem Bande drei Arbeiten aus der Feder unseres Mitgliedes Manfred Stürzbecher, der, wie auch aus dem beigegebenen Schriftenverzeichnis zu ersehen, sich hohe Verdienste um die Erforschung des Berlin-Brandenburger Raumes in medizinhistorischer Hinsicht erworben hat.

Die erste der Arbeiten befaßt sich mit der Entwicklung der Brandenburgischen Staatsmedizin im 17. Jahrhundert. Es war das große Verdienst der Leibärzte des Großen Kurfürsten, bereits 1661 bei ihrem Herrn den Erlaß einer ärztlichen Standesordnung angeregt zu haben, die nach vielfacher Überarbeitung 1685 unterfertigt wurde. Nicht nur die Ärzte, auch das gesamte Heilwesen erhielt damit eine Art Zunftordnung und wurde einem Collegium medicum als Aufsichtsbehörde unterstellt. Dieses Edikt wurde (vor allem in seiner 1725 unter dem Soldatenkönig verbesserten Form) richtungweisend für ganz Deutschland und zahlreiche Nachbarländer und kann als Grundstein eines deutschen staatlichen Gesundheitswesens angesehen werden.

Die zweite Arbeit behandelt die medizinische Versorgung der Berliner im 18. Jahrhundert. In sorgfältiger Kleinarbeit hat der Verfasser die Zahlen der in Berlin im Heilgewerbe tätigen Personen (mit Ausnahme der Kurfürscher) ermittelt und diese in Relation zu den Bevölkerungsziffern gesetzt. Wir erkennen, daß sich im Laufe des 18. Jahrhunderts die Zahl der Ärzte vervierfacht, die der Bevölkerung verdreifacht hat, ein Verhältnis, das dennoch für eine ärztliche Versorgung unzureichend war. Als Beispiel für die stationäre Krankenversorgung werden statistische Angaben aus der Charité herangezogen. Das Kurfürschertum, obwohl durch die Medizinaledikte außer Kurs gesetzt, bestand weiter, schon wegen des insuffizienten Angebots an Ärzten, dann aber auch, weil deren Honorare für den kleinen Mann unerschwinglich waren.

Die letzte Arbeit bringt einen bisher unbekannten Briefwechsel zwischen Rudolf Virchow und dem Weimarer Anatomen Robert Froriep, der uns manche neue Einzelheit über Deutschlands größten Pathologen vermittelt. Es ist ja schon beinahe eine Besonderheit, daß sich Virchow mit einem Fachgenossen, der zudem einmal sein Vorgesetzter war, bis zu dessen Ende gut vertrag. — Besondere Beachtung verdienen bei dieser ebenso wie bei den anderen Arbeiten die Anmerkungen, die mit vorbildlicher Akribie Literatur und Personalien nachweisen.

Wir sind der Historischen Kommission zu besonderem Danke verpflichtet, daß sie es ermöglichte, diese wertvollen Beiträge zur Berlin-Brandenburgischen Medizingeschichte einem weiten Kreise zugänglich zu machen.

Walter Hoffmann-Axthelm

### **Eugen Paunel: Die Staatsbibliothek zu Berlin.**

Ihre Geschichte und Organisation während der ersten zwei Jahrhunderte seit ihrer Eröffnung. 1661—1871. Berlin: de Gruyter 1965. XXVII, 420 S., 64 Abb. Ln. 98,— DM.

Eugen Paunel, von 1941—54 an der Preussischen Staatsbibliothek (1945—55 hieß sie „Öffentliche Wissenschaftliche Bibliothek“) tätig, war seit 1948 Direktor ihrer Benutzungsabteilung, daneben Leiter und Dozent des Ausbildungswesens für den gehobenen Bibliotheksdienst. Werden und Wachsen der Kurfürstlichen und Königlichen Bibliothek (der Titel ist nicht ganz zutreffend gefaßt) in den ersten zweihundert Jahren ihres Bestehens hält er in diesem Band fest. Ein zweiter Band, der bis zum Tode Milkaus (1925) führt, soll folgen, verrät uns vorsichtig erst das Schlußwort. Durch seine dienstlich herausgehobene Stellung gerade in den Jahren des Zusammenbruchs und eines Wiederaufbaues unter veränderten politischen Vorzeichen, wie auch durch seine Vorlesungen vor Bibliothekspraktikanten und -referendaren und einen früher von ihm verfaßten „Abriß“ war der Verfasser von Grund auf mit der Geschichte der „Stabi“ vertraut. Es wurde ihm großzügig ermöglicht, an die noch vorhandenen, vom Kriege nicht vernichteten Akten, Quellen und Unter-

lagen heranzukommen und sie für seine Darstellung auszuwerten. Das Vorwort ergänzt dazu, daß er manchem Kollegen, mancher Institution zu Dank für Unterstützung und Mitarbeit verpflichtet ist. So entstand der erste Teil einer großangelegten Monographie für die älteste der drei großen Institutionen Berlins, die uns bisher fehlte. Harnack gab uns die vierbändige Geschichte der Akademie mit Dokumentation, Max Lenz schenkte uns die Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität in fünf Bänden. Im Vorwort heißt es: „Die Versäumnisse unserer Vorgänger nachzuholen, ist wohl nicht mehr möglich!“ Welcher Bibliothekar hätte wohl in seiner Dienstzeit — vielleicht nur mit besonderem Forschungsauftrag — diese uns bisher fehlende Geschichte der Staatsbibliothek schreiben können? Das konnte höchstens ein „Emeritus“ — oder ein Pensionär! Wohl führt 1925 die „Bibliographie zur Geschichte der Preussischen Staatsbibliothek (Balcke) viele Aufsätze und Einzelveröffentlichungen an. Wohl gibt es das zur 300-Jahrfeier der „Deutschen Staatsbibliothek“ 1961 erschienene Werk: Deutsche Staatsbibliothek 1661—1961 in zwei Bänden. Aus naheliegenden Gründen nimmt der Verfasser nur kurz Stellung zu dieser Veröffentlichung. Sie will etwas ganz anderes sein wie seine Arbeit — sie ist aber auch etwas anderes, so daß ein ausführlicher Vergleich sich erübrigt. Von der 45 Seiten umfassenden „Vorgeschichte der Staatsbibliothek“ abgesehen, von denen 30 Seiten den gleichen Zeitraum wie Paunels Werk behandeln, ist sie auf die Entwicklung und Darstellung der einzelnen Abteilungen und die Umwandlung der Bibliothek in eine sozialistische „auf Grund der verpflichtenden Forderungen des Perspektivplanes“ ausgerichtet. Wir können froh sein, daß Paunel seine Geschichte der Staatsbibliothek nicht im Rahmen dieses Werkes redigiert erscheinen ließ, wie man es wahrscheinlich gern gesehen hätte. Wir haben so die Gewähr, ein unretouchiertes Bild der alten Königlichen Bibliothek vor uns zu sehen.

Weitgehend läßt der Verfasser die Quellen selbst sprechen oder führt mindestens in einer Fußnote den Nachweis. Darüber hinaus gibt er in der ersten Hälfte des Werkes ein Bild des alten Berlin. Wie ein alter Kupferstich, minutiös bis in die kleinste Feinheit ausgearbeitet, mutet es uns an, das innere und äußere Bild der „Kommode“, in der die Bibliothek bis 1905 untergebracht war, wo mancher Wissenschaftler und Bibliothekar in Doppelfunktion arbeitete. Das war allgemein üblich und der Dienst gegenüber dem heutigen Neuntalententag trotz fehlender Verkehrsmittel und der Technik leichter. Wechselnd strahlte die Sonne der königlichen Gunst durch Etatserhöhungen, Sondermittel aus der Privatschatulle — oder Streichungen. Stetig aber wuchs der Bestand an Büchern, wuchs die Zahl der Benutzer und wuchs die Bedeutung, die diese Bibliothek für Berlin bekam. Eine Universität kann nicht ohne Bibliothek arbeiten, damals — wie heute! Bei der Gründung der Friedrich-Wilhelms-Universität aber bot die schon bestehende Königliche Bibliothek sofort die Grundlage für wissenschaftliche Forschung und Lehre, für Akademie und Universität. In dem Dreigestirn der Berliner Wissenschaft ist sie die älteste, die meist bescheiden hinter den beiden anderen, glänzenderen Institutionen — aber beiden dienend — zurücktrat. Dem Leser des Werkes, der einen gewissen Einblick in moderne Bibliotheksführung hat, muß sich der große Unterschied, ja Gegensatz und die technische Weiterentwicklung zwischen damals und heute geradezu aufdrängen. Erkannten bereits die Gelehrten, die im 17. Jahrhundert und später zur Verwaltung der Bibliothek herangezogen und mit ihr betraut wurden, daß nur ein gut ausgebautes Katalogsystem die Grundlage jeder bibliothekarischen Erschließung der Bestände sein könnte, so haben wir heute — drei Jahrhunderte später — mit der Einführung der elektronischen Datenverarbeitung den ausgebildeten Techniker, den Programmierer, in der modernen Bibliothek. Innerhalb von Sekunden kann der Benutzer jetzt jede bibliographische Auskunft, soweit das Material irgendwann einmal „gespeichert“ wurde, in der Bibliothek mit größter Genauigkeit, fast ohne menschliches Zutun erhalten. Die hohe Bücherleiter des Spitzweg-Bibliothekars von anno dazumal, die wir auf einer Aufnahme aus dem Jahre 1905 in der Kommode, also vor dem Umzug in das neue Gebäude sehen, ist heute aus den Magazinen verschwunden.

In der Wandlung von einer Hofbibliothek zur Akademie- und später Staatsbibliothek ist Bibliotheksgeschichte eng mit der Heimatkunde verbunden. Die Bibliothekare waren nicht nur bedeutende Gelehrte, sondern auch führende Persönlichkeiten des geistigen Berlin. So begegnen uns Namen wie Johann Raue, Christoph Hendreich, der Numismatiker Lorenz Beger, der Aufklärer und Herausgeber der „Berlinischen Monatsschrift“ J. E. Biester, der Geograph Brathering, die Historiker Wilken und Pertz, Spiker, der Gatte der Charlotte Strieglitz und K. R. Lepsius als Bibliothekare. Als Sammler von Privatbibliotheken, die später in den Besitz der Staatsbibliothek übergingen, möchte ich hier nur den Freund Friedrichs des Großen, den Obersten Quintus Icilius und seinen Leibarzt Moehsen nennen,

aus späterer Zeit den General J. M. von Radowitz und Varnhagen von Ense mit ihren Autographensammlungen. Doch der Verfasser beschränkt sich nicht nur auf die bloße Erwähnung aller dieser Namen oder den Abdruck trockener Aktennotizen und Dokumente. Lebensschicksale ziehen an uns vorüber. Bedeutende Menschen, Persönlichkeiten ihrer Zeit, mit ihrem Streben und Kämpfen um Stellen, um Gelder, um Anerkennung werden mit ihren Fehlern und Schwächen gezeigt und vorsichtig beurteilt. Neben den Bibliothekaren und Mitarbeitern werden auch die Gönner und Förderer von Quintus Icilius über Wilhelm von Humboldt und den Freiherrn vom Stein bis zu Louis Schneider, der im Auftrage des alten Kaisers die „Kriegssammlung 1870/71“ zusammenstellte, behandelt. Durch kleineren Druck sind diese biographischen Angaben, die viel schwer erreichbares Material enthalten, vom fortlaufenden Text unterschieden. Die Bewerbung Lessings und die in Frage stehende Berufung Winkelmanns sowie manche auch sonst interessante und — pikante — Einzelheit erfahren wir. Es sind die Menschen, die der Kurfürstlichen und Königlichen Bibliothek ihr Gepräge gaben, an ihr arbeitend und ihr dienend als Bibliothekare, sie vermehrend und bereichernd als Förderer und Begründer von Einzelsammlungen. Vielfältig waren die Verbindungen, nicht nur zum Hof, zur Regierung, zu den wissenschaftlichen Institutionen und zu den Schulen Berlins sondern auch zum übrigen Deutschland, zum Ausland. Wir ahnen, welch ein Material Paunel kritisch durchgearbeitet hat, vor allem, wenn man seine bibliographischen Nachweise und Fußnoten durchsieht. Welche mühevollen Kleinarbeit steckt hinter dieser aus vielen Quellen zusammengetragenen und zusammenraffenden Darstellung. Das Personenregister umfaßt allein 23 Spalten mit vielen bekannten Namen. Diese Seite des Werkes ist von besonderer Bedeutung für den Heimatforscher neben dem ausgesprochen bibliothekarischen, einmaligen Gehalt.

Es ist nicht der Sinn dieser Besprechung, die bibliothekarischen Dinge: Erwerbs- und Personalpolitik, Katalogfragen, Benutzungsordnungen und Leihverkehr, die in dem Hauptabschnitt: Die wissenschaftliche Studienbibliothek unter den Oberbibliothekaren Wilken, Pertz und Lepsius in der zweiten Hälfte des Werkes behandelt werden, kritisch zu beleuchten und herauszuheben. Aber auch dem Nichtfachmann kann es nichts schaden, einen Blick „hinter die Kulissen“ bzw. in den inneren Dienstbetrieb einer großen Bibliothek zu tun. Ich erwähne nur die Entwicklung der Anschaffungs politik (unter Pertz) und den Ankauf von Nachlässen bedeutender Gelehrter als Kristallisationspunkte für die weiteren Anschaffungen eines Gebietes. Die große Zahl von Ankäufen zeigt, wie vielseitig und bewußt die Bibliothek gerade in den letzten hundert Jahren aufgebaut wurde. Trotz der Fülle von Einzelheiten, Zahlen und Zitate behält der Verfasser und mit ihm der Leser die Übersicht über die Entwicklung. In einem weiten, scheinbar märkisch-trockenen Gebiet der Berliner Kulturgeschichte verirrt sich der Leser nicht. Immer wieder wird ein erhöhter Punkt im Gelände vom brandenburgischen „Tourist“ erklimmt zur Orientierung, zur Umschau, bevor man in die Niederungen und Einzelheiten einer neuen Bibliotheksperiode hinabsteigt.

Möchte nach dem vorgesehenen zweiten Bande, der mit dem Jahre 1925 abschließen soll, ein dritter folgen, der im Rahmen des großen deutschen Dramas der Nachkriegszeit, der Teilung Berlins, die Trennung dieser einmaligen Bibliothek und ihre Zusammenführung im neuen Haus am Tiergarten innerhalb einer allgemeinen deutschen Wiedervereinigung schildern könnte.

Mit einem besonderen Wort sei noch die vorzügliche Ausstattung des Buches hervorgehoben, der Druck, die 64 ganzseitigen Abbildungen auf kreidehaltigem Papier, die vor allem Porträts der behandelten Persönlichkeiten wiedergeben. Agathe Meinecke

### **Heinz Stallmann: Das Prinz-Heinrichs-Gymnasium zu Schöneberg 1890—1945.**

Geschichte einer Schule. 224 S., mehrere Abb.

Der Verf., selbst ehemaliger Schüler und Abiturient des PHG, schildert den Werdegang des 1890 als erste höhere Schule in der damals noch selbständigen Stadtgemeinde Schöneberg gegründeten Königlichen Gymnasiums bis zur Ausbombung 1944. Seine Aufgabe — wie die aller humanistischen Gymnasien — sollte sein: In dem Studium des klassischen Altertums wurzelnd, die Schüler zur Wissenschaftlichkeit zu erziehen und sie so auszurüsten, daß sie in allen Lebensberufen treue und brauchbare Diener ihres Vaterlandes werden. Der erste Direktor, Otto Richter, war zuvor als Professor am Askanischen Gymnasium tätig gewesen und erfreute sich zugleich in archäologischen Fachkreisen eines guten Rufes. Seine intensive Beschäftigung mit der Geschichte und Topographie Roms gipfelte in zwei von ihm geleite-

ten erfolgreichen Ausgrabungen auf dem Forum. So nimmt es nicht wunder, daß mit einer kleinen Schülerschar von 1900—1913 zwölf Romreisen durchgeführt wurden, die dem Lateinischen als hervorragendes Anschauungsmittel dienen sollten. Doch vernachlässigte man auch Wanderungen und Reisen in andere deutsche Gegenden nicht. Die Ziele wurden stets sorgfältig nach dem Alter der teilnehmenden Schüler gestuft.

Die in den Jahren der Weimarer Republik vielfach diskutierten Schulreformpläne hatten kaum Einfluß auf das schulische Leben des PHG, wie man an den Lektüreplänen erkennen kann, die — wie bisher — nur Klassiker nannten. Erst unter Oberstudiendirektor Dr. Schönbrunn (1929), der jeder Berufung auf Althergebrachtes und Autorität abhold war, sollte sich dies ändern. Er war aufgeschlossen für das Neue — auch in der Literatur. Sein Ziel war, die Schüler zu erziehen zu überlegtem kritischen Denken: nicht zu uferloser, sondern zu verantwortlicher Freiheit und Mitarbeit; zum Anhören anderer Meinung, und den dozierenden Unterricht weitgehend zu ersetzen durch erarbeitenden Unterricht. Die Schüler selbstverwaltung wurde von ihm lebhaft gefördert.

Die Machtergreifung durch die Nationalsozialisten führte zur Entlassung verschiedener Lehrkräfte. Trotzdem ist die Lehrerschaft offenbar nur wenig nazistisch gesinnt gewesen. Erst unter starkem Druck gab das Kollegium nach, den Sohn des Feldmarschalls Keitel so zu prüfen, „daß er trotz mangelnder Leistung die Prüfung besteht“. Auch im letzten Jahresbericht (1940) findet sich in den Lektüreplänen kein Nazi-Buch und für die Reifeprüfung waren die Themen so vielseitig gewählt, daß kein Schüler gezwungen war, über ein politisches Thema zu schreiben.

Beeindruckend sind die Beispiele von Verbundenheit zwischen nichtjüdischen Schülern und ihren jüdischen Kameraden und jüdischen oder gemäßregelten Lehrern. Besonders hervorzuheben ist, daß einige Ehemalige an Widerstandsgruppen aktiv beteiligt waren. In dem nach dem Krieg wiederaufgebauten Gebäude wurden Berufsschulen untergebracht. Das Paul-Natorp-Gymnasium erklärte sich bereit, die Tradition des PHG zu übernehmen. Wenn auch die alte Schule eingegangen ist, ihr Geist lebt fort in den „Ehemaligen“. Beiträge und Erinnerungen „Ehemaliger“ machen fast ein Drittel des Werkes aus. Die Bildung dieses Kreises wurde u. a. durch Professor Nordhoff gefördert, bei dem auch die erste Zusammenkunft in Wolfsburg stattfand. Das Buch wird abgerundet durch Kurzbiographien, in denen die Lehrerschaft der Schule vorgestellt wird. Unvollständig und ergänzenswert blieben die Klassenlisten der Abiturienten.

Ernst John

#### **Jahrbuch für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte.**

40. Jahrgang. Hrsgg. von Hans v. Arnim und Walter Delius. Berlin: Christlicher Zeitschriftenverlag 1965, 144 S. 8,50 DM.

Aus Anlaß des 425-jährigen Jubiläums der Kirchenordnung Joachims II. von 1539 ist das Jahrbuch für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte 1965 ganz der brandenburgischen Reformationsgeschichte gewidmet. Über die Anfänge reformatorischer Bestrebungen in der Mark Brandenburg schreibt Walter Delius, der unter Weiterführung von W. Hoppes Aufsatz in unserem Jahrbuch (1950, 49 ff.) zunächst Luthers Beziehungen zur Mark Brandenburg und die Wirkung der Reformation in der Mark behandelt. Rückgang der Abgabegelder, die sich ständig erhöhende Zahl brandenburgischer Studenten in Wittenberg sowie das Auftreten lutherisch gesinnter Prediger in Berlin und anderen märkischen Städten sind Zeichen für das Wachsen der reformatorischen Bewegung in Brandenburg. Während die Bischöfe den Bestrebungen entgegenarbeiteten, fördern die Magistrate und Bürgermeister vielfach die neue Bewegung. Joachim I. versucht als treuer Anhänger der römischen Kirche, das Eindringen der Reformation zu verhindern, wobei ihn Kleriker und Theologen, vor allem aus der Frankfurter Universität weitgehend unterstützen. Nach seinem Tode nutzen viele Städte die schwankende Haltung Joachims II. aus, lutherische Prediger zu berufen und sich kirchliches Vermögen anzueignen. In der Kirchenordnung vom 1. November 1539 führt der Kurfürst schließlich die Kirchenreform durch, auf die die Verhältnisse immer stärker gedrängt haben. Eingehend legt D. dann in einem zweiten Beitrag die Kirchenpolitik Joachims II. von 1535 bis 1541 dar, die neben seiner persönlichen Frömmigkeit wohl in erster Linie politische und dynastische Interessen, die Erhöhung seiner kurfürstlichen Macht, bestimmten. D. schildert ausführlich Joachims Vermittlertätigkeit bei den Reform- und Einigungsverhandlungen im Dienste Kaiser Ferdinands, die ihre Krönung in dem ihm übertragenen Kommando über die Reichsarmee gegen die Türken fand (1542). Wie Faden glaubt auch D., daß Joachim in der Berliner Domkirche, die er großartig hatte



ausstatten lassen, den Übertritt zum neuen Glauben feierlich vollzogen hat. In einem weiteren Beitrag untersucht D. schließlich das Berliner Reformationsjubiläum von 1639. Trotz der Kriegsnöte, die schwedische Einquartierung und hohe Kontributionen mit sich gebracht hatten, feierte man Luthers Thesenanschlag von 1517, die Einführung der Kirchenordnung und den Abendmahlsgang Joachims II. gemeinsam in allen Berliner und Köllner Kirchen. Anhand der vom Propst und den Predigern gehaltenen Predigten legt D. dar, „wie stark getrübt die geschichtliche Überlieferung sich da erweist, wo in den Predigten die Visitation der Einführung der Kirchenordnung und dem Abendmahlsgang des Kurfürsten vorangeht“ und wie die Tradition, Spandau als Ort des Abendmahlsgangs des Kurfürsten anzunehmen, auf die Darstellung von Cernitius/Zernitz von 1626 zurückgeht, der sich wiederum auf die Hafftitzsche Chronik stützt.

Karl Th e m e l behandelt in seiner Studie den Beginn der märkischen Reformation und die Geschichte ihrer Forschung. Ausführlich geht er auf die zwiespältige Persönlichkeit Joachims II., der nur ein „Reformator-Stellvertreter“ gewesen sei, ein. Aber als gewandter Politiker hat er das Land ohne große Gewaltanwendung reformiert. Nach einem Überblick über die Probleme und die Geschichte der Forschung entscheidet sich Th. — wie übrigens auch Johannes Schultze — im Gegensatz zu Delius für Spandau als den Ort, an dem die feierliche Einführung der Kirchenordnung mit dem Abendmahlsgang des Kurfürsten stattgefunden hat. In einem Anhang stellt Th. die Zeitberichte chronologisch zusammen und teilt die wichtigsten Nachrichten im Wortlaut mit.

Der Doberluger Superintendent Wolfgang G e r i c k e berichtet über die Fehde eines Lugauer Gastwirtssohns gegen das Kloster Dobrilugk, eine Episode aus den 20er Jahren des 16. Jhdts. Ähnlich wie Hans Kohlhasse, jedoch mit glücklicherem Ausgang als dieser kämpft der Lugauer Gregor Krüger um sein Recht auf das von seinem Bruder ohne Rücksicht auf sein Rückkaufsrecht weiterverkaufte väterliche Grundstück und greift dabei zur Selbsthilfe. Er raubt dem Kloster, dessen Abt als zuständige Obrigkeit das Rechtsgeschäft vollzogen hat, Pferde und fügt ihm weiteren Schaden zu. Die jahrelange Fehde kommt schließlich in einer Verhandlung zu einem für Krüger verhältnismäßig günstigen Abschluß: Er wird wieder in seine Rechte eingesetzt und braucht dem Kloster keinerlei Schadenersatz zu leisten. Der Streit ist aber, wie G. ausführt, bezeichnend für die damalige Zeit, in der sich oft Einzelne Recht und Gerechtigkeit selber zu verschaffen suchen, „weil weltliche und geistliche Obrigkeiten nicht willens oder in der Lage waren, sie ihnen zu gewähren.“

Heinz Gebhardt

### **Gerhard Richter: Stendal, Herz der Altmark.**

Ein Gang durch eine Stadt und ihre acht Jahrhunderte. Hrsgg. vom Altmärkischen Museum Stendal anlässlich der 800-Jahrfeier der Stadtwerdung. 1965. 128 S., 1 Plan, zahlr. Abb.

Dieser Stadtführer geleitet den Besucher in einem Rundgang zu Stendals Sehenswürdigkeiten und Schönheiten. Das Heft ist ähnlich wie die seit 1945 vom gleichen Verfasser herausgegebenen Jahressgaben des Altmärkischen Museums mit vielen Abbildungen ausgestattet. Sie zeigen, welchen großen architektonischen Reichtum des Mittelalters diese Stadt auch heute noch aufzuweisen hat. Der Dom, nach F. Adler „die reichste Schöpfung der kirchlichen Architektur des Spätmittelalters in Norddeutschland“, durch Bomben schwer getroffen, ist wiederhergestellt. Sein Gegenstück ist St. Marien als Hauptpfarrkirche der Stadt. Sie bildet mit ihren hochragenden beiden Türmen den Abschluß der großartigen Gebäudegruppierung des Marktplatzes mit Rathaus und Roland. Dazu gesellen sich die beiden anderen Pfarrkirchen St. Jacobi und St. Peter, ferner die Klosterkirchen St. Annen und St. Katharinen und schließlich das Gertraudenhospital. Unglinger und Tangermünder Tor stehen in alter Pracht. Manches malerische Straßenbild mit alten Fachwerkhäusern ist erhalten geblieben. Das Altmärkische Museum hegt vorbildlich seine Schätze. In Winkelmanns Geburtshaus ist das gleichnamige Museum untergebracht, dem Gedenken dieses großen Sohnes Stendals gewidmet. Aber auch vom mühseligen Wiederaufbau nach den Kriegszerstörungen wird berichtet. Das Reichsbahnausbesserungswerk erstand wieder, neue Industrien wurden geschaffen (VEB Dauermilchwerk Stendal, Stahlmöbel- und Wärme- gerätekwerk Stendal), ein neuer Stadtteil im Norden Stendals ist im Entstehen, die Grün- anlagen wurden wiederhergestellt und erweitert.

Entscheidend für den Aufstieg dieser Stadt war es, daß Albrecht der Bär in seinem Dorf Stendal im „Balsmarlant“ einen Markt ins Leben rief, ihn mit 5jähriger Zollfreiheit und Verleihung des Rechtes der Bürger von Magdeburg ausstattete. Die hierüber ausgestellte

undatierte Urkunde ist in das Jahr 1160 zu setzen. Einzelheiten der Urkunde sind zwar umstritten, aber an der Tatsache der Marktgründung ist nicht zu zweifeln. Wahrscheinlich bestand hier schon eine kaufmännisch-gewerbliche Siedlung, und der weitere Aufbau erfolgte entsprechend ähnlich gelagerten Vorgängen durch eine Gruppe von Unternehmern. Da über eine Verlängerung der 5 Jahre Zollfreiheit nichts bekannt ist, wird angenommen, daß die Marktsiedlung nach Ablauf des ersten Jahrfünftes, also 1165 hinreichend gekräftigt war und sich selbständig entwickeln konnte. Damit erklärt sich auch die 800-Jahrfeier im Jahre 1965, die Anlaß zur Herausgabe dieses Stadtführers war.

Stendals eigenartiger Grundriß ergibt sich durch das Zusammenwachsen mehrerer Siedlungen. Wie dies vor sich ging, ist noch nicht in allen Einzelheiten zweifelsfrei geklärt. Daher ist die Beigabe von sechs kleinen Skizzen (nach M. Bathe), die das Verständnis dafür erleichtern, sehr zu begrüßen. Dieser Stadtführer wird bei unseren Mitgliedern, die an dem letzten Besuch am 16. 9. 56 teilnahmen (vgl. den Bericht in unserem Mitteilungsblatt Nr. 23 vom 1. 1. 1957), angenehme Erinnerungen wachrufen. Wer die Stadt nicht kennt, erhält, unterstützt durch die reichhaltige und vortreffliche Bebilderung, eine Vorstellung von ihrem Wesen und Aussehen.

Harry Methling

### **Bernhard Hinz: Die Schöppenbücher der Mark Brandenburg, besonders des Kreises Züllichau-Schwiebus.**

Bearbeitet und eingeleitet von G. Heinrich (= Veröff. d. Hist. Komm. zu Berlin, Bd. 12) Berlin: de Gruyter 1964. Ln. XII, 269 S., 10 Taf., 1 Karte. 42,— DM.

Im Unterschied etwa zum westdeutschen Raum mit seinen vielfältigen verfassungs- und rechtsgeschichtlichen Untersuchungen ist die Mark Brandenburg darin bisher vernachlässigt worden. Umso begrüßenswerter ist die noch während des Krieges abgeschlossene Hinzsche Arbeit, zumal das von ihm benutzte Quellenmaterial zu einem großen Teil beim Brand des Geheimen Staatsarchivs in Dahlem 1945 vernichtet worden ist. Der Verlust ist umso bedauerlicher, als der Inhalt dieser im wesentlichen unbeachtet gebliebenen Schöppenbücher die von der Familienforschung gewöhnlich ausgewerteten Kirchenbücher bestens zu ergänzen vermochte. Außerdem enthielten sie im Zusammenhang mit den besitzrechtlichen Eintragungen wertvolle Nachrichten kultur- und sozialgeschichtlicher Art.

Der Verf. war bemüht gewesen, möglichst alle dörflichen Schöppenbücher der Provinz Brandenburg zu erfassen. Ein Verzeichnis derselben ist dem Band am Schluß beigegeben. Gegenstand der Dorfschöppenbücher sind hauptsächlich besitzrechtliche Beurkundungen, die vor dem Dorfgericht erfolgten. Streit- und Strafsachen treten dagegen zurück. Für diese Gebiete gab es die Gerichtsprotokollbücher, die aber auch Eintragungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit enthalten können und gelegentlich sogar als Schöppenbücher bezeichnet wurden. Hinz beschreibt deshalb in einem 1. und 2. Teil ausführlich Entstehung und Verbreitung der Schöppenbücher, charakterisiert ihren Inhalt und die äußere Form. Anhand seiner gründlichen Materialkenntnis untersucht er Organisation und Aufgabenkreis des Dorfgerichts und seine personelle Zusammensetzung. Im 3. Teil beschäftigt sich H. mit den brandenburgischen Gerichtsprotokollbüchern. Die zweite Hälfte des Buches, als Quellen-Anhang unterbewertet, bietet umfangreiche Auszüge aus beiden vorstehend genannten Quellengattungen, nach besonderen Sachgruppen gegliedert.

Das älteste Schöppenbuch v. J. 1408 stammt aus dem Dorf Krosienko (Galizien). Bis Anfang 16. Jh. finden sich deutsche Namen und deutsch geschriebene Eintragungen neben solchen in lateinischer Sprache. Dann dringt das Polnische vor. Mit Beginn des 16. Jh. erscheinen Schöppenbücher auch im Kr. Züllichau-Schwiebus, Crossen, Sorau, Cottbus und im neumärkischen Bereich. Zum erheblichen Teil gehörten diese Gebiete im ausgehenden Mittelalter zur Krone Böhmens. Betrachtet man die beigegebene Karte, deren Signaturen übrigens schlecht zu unterscheiden sind, so sind diese Ballungszentren unverkennbar. Dem Einfluß der Prager Kanzlei wird daher ein gewichtiger Anteil an der Herausbildung der Schöppenbücher zugeschrieben, doch vermißt man einen Nachweis, daß diese Quellengattung in Böhmen wirklich gebräuchlich war. Es leuchtet auch wenig ein, warum das Zusammentreffen der neuen deutschen mit den einheimischen Siedlungen die Ausbildung der Schöffenbücher gefördert haben soll, da ähnliche Verhältnisse im westlichen Teil der Mark Brandenburg ebenfalls gegeben waren. Das hier nur vereinzelte, aber weit gestreute Vorkommen aus kirchlichen, städtischen oder familiären Beziehungen zum östlichen Siedlungsgebiet zu erklären, bleibt fragwürdig. Der Verf. hat auch nicht versucht, den Nachweis für diese These zu liefern. Dem Rezensenten scheint es überdies methodisch bedenklich, bei der

Erforschung der Entstehungsursachen und Verbreitungsgebiete von vornherein die städtischen Bereiche und die darunter fallenden ländlichen Siedlungen auszuklammern. Sehr allgemein gehalten ist die historische Vorschau, die zu manchen Fragen Anlaß böte. Als letztes sei auf eine Diskrepanz zwischen Buchtitel und Inhalt hingewiesen. Im Gegensatz zu jenem spricht der Verf. stets von der „Provinz Br.“, behandelt auch nicht die Schöppen- sondern die *Dorfschöppenbücher*.

Doch können diese geringfügigen Ausstellungen keineswegs den Wert der vorzüglichen Arbeit mindern. Dem Bearbeiter ist daher für die Aufspürung und Veröffentlichung des Manuskriptes besonders zu danken. Werner Vogel

### **Oskar Eggert: Die Maßnahmen der preußischen Regierung zur Bauernbefreiung in Pommern.**

(= Veröffentl. d. Hist. Komm. f. Pommern, Reihe V, Heft 9) Köln-Graz: Böhlau 1965. VII, 268 S., DM 30,—

Im Vorwort teilt der Vf. mit, daß die Stoffsammlung vor dem 2. Weltkrieg beendet war und im wesentlichen auf Akten des Geheimen Staatsarchivs in Dahlem und des Stettiner Staatsarchivs beruht. Dadurch sind heute unerreichbare Quellen verwendet worden, worin ein besonderer Wert der Arbeit zu sehen ist. Im übrigen wurde erschöpfend die sonstige agrar- und sozialgeschichtliche Literatur über Pommern herangezogen sowie zeitgenössische Schriftsteller und Briefe des 18. und 19. Jahrhunderts. Als Quellenbeilagen finden wir Entwürfe und Verordnungen zum Oktoberedikt von 1807. Allerdings hätte die vielfältige Literatur vielleicht in der Weise aufbereitet werden können, daß ein noch klarerer Überblick gewonnen wird. Es finden sich viele Zahlen und Angaben, sei es über Bevölkerung, Größe des Hofbesitzes oder Viehstandes, Belastung mit Zahlungen oder Diensten, Maßnahmen der Regierung etc., aber die Gesamtschau zu den einzelnen Komplexen fehlt.

Der Vf. beginnt mit einer Darstellung der Gutsherrschaft und der ländlichen Verhältnisse in Pommern im 17. und 18. Jahrhundert, wobei Eggert eigentlich nur die wirtschaftlichen Gründe — das Steigen der Agrarpreise — für die Entstehung der ostdeutschen Gutsherrschaft erwähnt. Aber darüber hinaus waren für die Vergrößerung der Gutsbetriebe und damit die Ausprägung der Institution der ostelbischen Gutsherrschaft noch politische (Verhältnis Landesherr — Gutsherr), rechtliche (Allodifikation) und gesellschaftliche (ständisches Gefüge) Gründe ausschlaggebend. Es schließen sich Beschreibungen der einzelnen Abhängigkeitsverhältnisse der Bauern an. Dabei wäre zu überlegen, ob anstelle von „Bauern“ oder „Bauernstand“ nicht besser der Ausdruck „Landbevölkerung“ zu wählen wäre, da es sich ja neben wirklichen Vollbauern auch um Kossäten oder andere ländliche Arbeitskräfte ohne bäuerliche Wirtschaften handelte. Wir hören von den sog. „Leibeigenen“, erblichen und unerblichen Lässiten, Emphyteuten, Pachtschillingsbauern; die Größe ihrer Stellen und ihre Belastung mit Abgaben und Diensten wird beschrieben. Es ist schade, daß der Vf. die einzelnen sozialen Schichten und Grade ihrer Abhängigkeit zur Gutsherrschaft nicht etwas systematischer dargestellt hat. Bei den statistischen Angaben über die Belastung der jeweiligen Schicht wäre eine derartige Systematik schon wesentlich schwieriger, da jede Gutsherrschaft ihre eigenen Verträge abschloß und eine Generalisierung Ungenauigkeiten mit sich bringen müßte.

Dann erfolgt eine Schilderung der Maßnahmen der preußischen Könige zur Hebung der wirtschaftlichen und sozialen Lage der Landbevölkerung, die vor allem drei Punkte umfaßten: Schutz des Bauernlandes, Messung und Milderung der Hofdienste und persönlich freiere Stellung. Unter Heranziehung vieler Edikte werden dem Leser die Bemühungen der Herrscher vor Augen geführt. Durch die Verbesserung der wirtschaftlichen und sozialen Lage sollte erreicht werden, daß ein Stellenbesitzer auf eigenem und erblichem Hofe mit mehr Interesse und Erfolg wirtschaftete und daher für den merkantilistischen Staat, der die Produktion im eigenen Lande betonte, größeren Nutzen bedeutete.

Diese Bemühungen der Regenten werden sehr richtig als ein zäher Kampf an mehreren Fronten gezeigt: Uneinsichtigkeit der Landbevölkerung selbst, Widerstand der adligen Gutsherren und der Behörden. Auch wenn sich die Veränderungen auf den Domänen vollziehen sollten, zeigten sich die ausführenden Verwaltungsorgane den Wünschen der Könige oft wenig geneigt und setzten passiven oder sogar aktiven Widerstand entgegen. So befanden sich die preußischen Könige in einer Zwickmühle zwischen Adel und Landbevölkerung. Auf der einen Seite mußte ihnen für das Ziel politischer, militärischer und

wirtschaftlicher Macht ein gesunder Bauernstand die Basis dafür schaffen, und außerdem versagten sie der unterdrückten Landbevölkerung auch ihre menschliche Anteilnahme nicht, besonders der dem freiheitlichen Gedankengut der Aufklärung sehr zugeneigte Friedrich der Große. Auf der anderen Seite waren die preußischen Könige auf die Dienste des Adels in Führungspositionen im Heer und in der Verwaltung angewiesen, erstrebten auch ein gutes Einvernehmen mit dem Adel und billigten ihm ohne weiteres die Vorteile des ersten Standes innerhalb der Gesellschaft zu. Wie im Sinne der ständischen Ordnung gerade im friederizianischen Staate darauf geachtet wurde, daß jeder Stand das ihm zukommende Auskommen haben sollte — gemäß dem Wahlspruch „*sum cuique*“ des Schwarzen Adlerordens —, mußte auch für einen angemessenen Lebensstandard der Adelsfamilien gesorgt werden. So durften die Bestimmungen zum Schutze der Landbevölkerung nicht so weit gehen, den Gutsbetrieb als lebenswichtige Einnahmequelle des Adels zu sehr zu schädigen. Daher war selbst den absoluten Herrschern in Preußen eine Schranke in ihren bauernfreundlichen Maßnahmen gesetzt, aber man sollte dennoch die errungenen Erfolge und Ausgleichs nicht als zu klein veranschlagen, wie es Eggert tut (S. 69).

Die im großen ganzen für alle östlichen preußischen Provinzen geltenden Zustände — von provinziellen Unterschieden abgesehen — hat Eggert mit Ausführlichkeit für Pommern dargestellt. Das Buch läßt zwar eine scharfe, übersichtliche Herausarbeitung der Hauptprobleme, z. B. vor allem das der Umstrukturierung, die sich im 18. Jahrhundert abzuzeichnen beginnt und in der Bauernbefreiung nicht ihr Ende, sondern einen neuen Anfang fand, etwas vermissen, doch ist die Arbeit eine wahre Fundgrube für Detailfragen und bietet so dem Leser, der sich über die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse in Pommern informieren will, eine wertvolle Hilfe.

Hilde-Lore Schmidt

### **Herbert Spruth: Landes- und familiengeschichtliche Bibliographie für Pommern. Drucke und Handschriften.**

(= Genealogie und Landesgeschichte. Publikationen der Zentralstelle für Personen- und Familiengeschichte Band 2) Neustadt a. d. Aisch: Degener & Co. 1962—1965. XVI, 866 S.

Da eine allgemeine bzw. Landesgeschichtliche Bibliographie für Pommern trotz wichtiger Vorarbeiten bisher fehlte, stand der Verfasser vor einer großen, durch die gegenwärtigen Verhältnisse noch erschwerten Aufgabe. Er bewältigte sie in entsagungsvoller langjähriger Tätigkeit und konnte sich der Unterstützung gründlicher Kenner erfreuen, die auf diesem Arbeitsgebiet bereits tätig gewesen waren und ihm aus ihrem Wirkungskreis mit Titelmaterial, Ergänzungen und Hinweisen zur Seite standen. So wurde es auch möglich, „ausgefallene“ Titel zu beschaffen, das versteckte Vorkommen in Quellen und Literatur aufzuspüren, auch die oft schwer zu beschaffenden wichtigen Heimatblätter in ihrer verwirrenden Fülle zu erfassen, seien sie selbständig oder als Beilagen — oft nur in kleiner Auflage — erschienen.

Großzügig ist der zu behandelnde Raum abgesteckt worden. So umfaßt gemäß dem territorialen Bedeutungswandel des Namens Pommern die Bibliographie das alte Herzogtum und die spätere Provinz Pommern unter Beachtung der Gebietsverschiebungen, schließt dementsprechend die Uckermark, Neumark, Pommerellen und Teile der Grenzmark Posen-Westpreußen mit ein. Auch die Verbindungen zu den Nachbarländern Brandenburg, Mecklenburg, Lübeck, Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland, den Baltenländern, Preußen und Polen werden beachtet.

Umfang und Inhalt lassen sich aus der Gliederung erkennen. Die Hauptgruppe I (S. 1—55) umfaßt die Untergruppen Bibliographie; Periodica; Adreßbücher, Handbücher, Staatskalender; Urkunden, Quellen, Handschriften, Sammlungen, Stammbücher; Archive, Bibliotheken, Museen. Es folgt die Hauptgruppe II (S. 56—776) mit den Untergruppen Landeskunde; Landes- und Ortsgeschichte; Genealogie; Heraldik (beide mit ihren wichtigen Nebengebieten); Namenkunde; Bildungswesen; Kirchengeschichte; Recht und Verwaltung; Gesellschaftskunde; Bevölkerungskunde; Militärwesen. Nachträge und Berichtigungen schließen sich an. Besondere Aufmerksamkeit ist dem geistigen Leben geschenkt. Die Bibliographie wird daher wesentlich dazu beitragen, Pommern den ihm gebührenden Rang nicht nur auf wirtschaftlichem, sondern namentlich auch auf geisteswissenschaftlichem Gebiet zu sichern.

Schwerpunkt der Arbeit ist die Familiengeschichte, die, wie im Vorwort gesagt wird, ohne jede Auslassung erfaßt ist und somit dem hierfür in Pommern vorhandenem starken Inter-

esse weitgehend entspricht. Für Familien- und Namenforschung wird in reicher Fülle Literatur auf über 300 Seiten nachgewiesen. Der Abschnitt „Namen“ bringt neben den Eigen-, Vor-, Personen- und Familiennamen auch wichtigere allgemeine sprachliche Arbeiten, insbesondere die Mundarten Pommerns, sodann auch Flur- und Ortsnamen. Je ein Register der Autoren, der Ortsnamen und der Eigen-, Personen- und Familiennamen erschließen den umfangreichen Inhalt. Der Benutzer wird gut tun, die im Vorwort gegebenen Bearbeitungsgrundsätze sorgfältig zu lesen und die am Anfang der einzelnen Abschnitte aufgeführten Hinweise zu beachten, die in manchen Fällen weiter führen. Eine Fülle von Material wurde zusammengetragen und geprüft; oft sind Inhaltsangaben, Kritiken und Berichtigungen beigelegt. Angesichts des Umfangs dieser auf 500 Seiten geplanten Arbeit, welche nach Fertigstellung schließlich 866 Seiten zählt, wird man nicht kleinlich nach Mängeln und Fehlern suchen. Es sei daher nur kurz vermerkt, daß sich auf S. 183 ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen hat. Für die Arbeit „Urgeschichte des Weizacker-Kreises Pyritz“ ist als Verf. G. Gorka angegeben, so auch im Autoren-Verzeichnis, während es G. Dorka heißen muß. Die Regesten der Markgrafen von Brandenburg aus askanischem Hause von Hermann Krabbo und Georg Winter (S. 31) sind nicht vollständig angeführt; die 12. (Schluß-)Lieferung von 1955 fehlt. Im Autoren-Register sind zwar andere Arbeiten Krabbos genannt, nicht aber dieses Hauptwerk.

Brandenburg hat mit Pommern eine lange, in merkwürdiger Verzahnung ineinander greifende Grenze. Das alte Land Stargard (das spätere Mecklenburg-Strelitz, das die Askanier besiedelten), Uckermark und Neumark standen ursprünglich unter pommerscher Hoheit. Dagegen ist das Gebiet von Dramburg und Schivelbein, das keilförmig bis in die Nähe der Küste vorstößt, seit dem 13. Jahrhundert brandenburgischer Besitz und erst im Zuge der Verwaltungsreform von 1815 zu Pommern gelegt worden. Kirchlich gehörten große Teile der Uckermark und fast die gesamte Neumark zur pommerschen Diözese Kammin. Adelige Familien an der neumärkischen Grenze sind mitunter nach Herkunft und Besitz einem der Nachbarterritorien zuzurechnen. Die der Krone gehörige Herrschaft Schwedt hatte Grundbesitz sowohl auf brandenburgischem wie auf pommerschem Gebiet. Friderizianische Siedlungstätigkeit erfaßte auch Pommern. So gehen die Fäden im Grenzgebiet hinüber und herüber.

Die brandenburgische Landesgeschichte wird angesichts dieser Wechselbeziehungen die Pommern-Bibliographie sehr begrüßen und aus ihr Nutzen ziehen. Insbesondere der umfangreiche Abschnitt Ortsgeschichte führt häufig Titel zu brandenburgischen Orten auf. So dürften sich auch hier brauchbare Hinweise ergeben, denen nachzugehen es sich lohnt. Dem Verfasser gebührt herzlicher Dank.

Harry Methling

### **Peter Gerrit Thielen: Die Verwaltung des Ordensstaates Preußen**

vornehmlich im 15. Jahrhundert. (= Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart, Bd. 11). Köln-Graz: Böhlau 1965. Ln. VIII, 196 S., DM 25,-

Die Verlagerung der Bestände des ehem. Staatsarchivs Königsberg nach Göttingen ist der äußere Anlaß für die ungemeine Rührigkeit der preußischen Landesgeschichtsforschung, die bald nach Kriegsende einsetzte und auf einem breiten Quellenfundament ruhen kann. Im Vordergrund stand bisher die Erforschung der politischen und Siedlungsgeschichte des Ordensstaates, wogegen verwaltungsgeschichtliche Themen in den Hintergrund traten. Es ist daher verdienstlich, wenn der Vf. sich dieses noch relativ jungen Zweiges der Geschichtswissenschaft annimmt. Auch der mit der Ordensgeschichte weniger vertraute Leser erhält einen klaren Einblick in den etwas komplizierten Verwaltungsaufbau des Ordens mit seiner vielschichtigen Kompetenzgliederung, die im Hochmeisteramt gipfelte und bis zu den Hausbeamten der Lokalverwaltung herabreichte. Allerdings schränkt der Vf. seine Untersuchung im wesentlichen auf die erste Hälfte des 15. Jh. ein, was sich z. T. daraus herleiten mag, daß Thielen durch seine Herausgabe des Großen Zinsbuches mit den Quellen gerade für jene Zeit glänzend vertraut war. Zum anderen liegt es daran, daß der Ordensstaat 1402 mit der Erwerbung der Neumark seine größte territoriale Ausdehnung erreicht hatte und daß in jener Krisenzeit zwischen dem 1. Thorner Frieden (1411) und dem Ausbruch des Bündnerkrieges (1454) die Neubestimmung des Ordensstaates angesichts der Gefahr des völligen Zusammenbruchs zu einer strafferen Organisation der Verwaltungsarbeit führte. Um diesen Prozeß besser verstehen zu können, beschreibt der Vf. nach einer gründlichen Übersicht über die Quellenlage und die Quellenarten (Handfeste, Zinsregister usw.) in kurzen Zügen den Ausbau der Ordensverwaltung bis zum schicksalhaften



Jahre 1410, als der mächtige und finanziell gefestigte Ordensstaat in der Schlacht bei Tannenberg (15. Juli 1410) zusammenbrach.

Wenn Thielen anschließend über Heinrich von Plauens Bemühungen berichtet, das Aufsichtsrecht des Ordens über die städtischen Ratswahlen zur Geltung zu bringen und wie er sich dabei unter geschickter Ausnutzung der sozialen Spannungen auf die städtischen Gewerke stützte, so liegt die Parallele zu entsprechenden Ereignissen im brandenburgischen Raum, insbesondere in Berlin, unter den ersten Hohenzollern auf der Hand. Am Rande sei darauf hingewiesen, daß Markgraf Albrecht von Brandenburg der letzte Hochmeister in Preußen war (1511—25), unter dem die Säkularisierung des Ordens und die Bildung des Herzogtums Preußen erfolgte, welches durch die Personalpolitik der Hohenzollern an Brandenburg fiel und nach seiner Erhebung zum Königreich (1701) das brandenburgische Land in den preußischen Staat aufgehen ließ.

Den Beschluß des Bandes, rund ein Drittel seines Gesamtumfanges einnehmend, bilden Namenverzeichnisse der Ordensbeamten aller Rangstufen mit Angabe ihrer Amtszeit. Diese Listen sind nach Ämtern geordnet, was unter verwaltungsgeschichtlichen Aspekten gesehen zu begrüßen ist. Wer jedoch mehr auf die Personen achtet, wird diese Einteilung bedauern, da man sich nur schwer über den laubhahnmäßigen Werdegang einzelner Ordensbeamter orientieren kann. Diese äußerst mühselige und verdienstliche Zusammenstellung beschränkt sich leider strikt auf die Zeit von 1410—1449. Übrigens wird der Name des Hochmeisters Michael Kuchmeister in dieser Aufstellung als ‚Küchenmeister‘ widergegeben (S. 123). Auf das beigegebene Verzeichnis meist gängiger Abkürzungen könnte man bei wissenschaftlichen Publikationen dieses Ranges verzichten.

Alles in allem handelt es sich um eine gut fundierte und klar geschriebene Darstellung von zweifellos bleibendem Wert, die auch den Liebhaber der märkischen Geschichte anzusprechen vermag.

Werner Vogel

#### **Ernst Klein: Von der Reform zur Restauration.**

Finanzpolitik und Reformgesetzgebung des preußischen Staatskanzlers Karl August von Hardenberg. (= Veröffentl. d. Hist. Komm. zu Berlin, Bd. 16) Berlin: de Gruyter, 1965. Ln. X, 352 S., DM 48,—

Die Habilitationsschrift des Verfassers nimmt ein verwaltungsgeschichtliches Thema, die Entstehung des Staatskanzleramtes unter Hardenberg, zum Ausgangspunkt, um an der Entstehungs- und Wirkungsgeschichte dieser Institution, ein entscheidendes Ereignis der preußisch-deutschen Geschichte, den Umschlag der preußischen Reformideen in den Geist der Reaktion aufzuzeigen.

Im Jahre 1810 übernimmt der fast sechzigjährige Hardenberg in einer, durch Napoleon herbeigeführten ausweglosen Situation Preußens, die Staatsgeschäfte, die ihm erst 1822 durch seinen Tod entrissen werden. Hardenberg tritt das weder vor noch nach ihm bestehende Staatskanzleramt ohne ein tieferes politisches Programm an. Das Amt räumt ihm nahezu diktatorische Vollmachten ein. Er ist allen Ministern übergeordnet und leitet neben dem Außenministerium das Innen- und Finanzministerium.

Klein verweist darauf, daß Hardenbergs absolute Stellung nur aus der Tatsache zu verstehen sei, daß Preußen während seiner Amtszeit ständig mit der Finanznot zu ringen hatte. 1818 entgeht Preußen mit knapper Mühe einem Staatsbankrott. Aus dieser finanzpolitischen Situation heraus kann erst die Wirkmächtigkeit der Institution des Staatskanzleramtes verstanden werden. Hardenbergs Amtszeit wird also im wesentlichen von der Planung und Ausführung finanzpolitischer Projekte zur ökonomischen Gesundung Preußens bestimmt. Er ist bemüht, Preußen durch Sanierung der Finanzen und durch den Aufbau einer zentralistisch organisierten Verwaltung zu stärken. Auf administrativem Gebiet hat Hardenberg die ersten bedeutsamen Erfolge in den 1791 Preußen angegliederten Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth erzielt.

Seine Staatsauffassung leitet sich von der absolutistisch-aufgeklärten Fürstenideologie des präliberalen 18. Jahrhunderts ab. Er ist nicht an einer Regeneration des Staates im Steinschen Sinne interessiert, sondern möchte der bestehenden Ordnung durch eine effektivere Administration neues Leben einhauchen. Hardenberg nimmt das bürokratische Regiment des napoleonischen Frankreichs zum Vorbild für sein Reformwerk. Er glaubt, auf diese Weise die überlieferte Ordnung gegen die liberale Opposition retten zu können.

Klein setzt sich dann mit dem Vorwurf Steins, Hardenberg sei ein charakterloser Schwächling, der sich bedenkenlos in den Dienst der Metternichschen Reaktion gestellt habe, aus-



einander und versucht ein objektives Urteil über Hardenbergs politisches Wollen zu finden. Er geht dabei von einer Grunderfahrung der Politikwissenschaft aus, daß die Leistungen und Ergebnisse einer Politik auch immer an den Möglichkeiten der Zeit gemessen werden müssen. Klein läßt sich das Argument für die Ehrenrettung Hardenbergs von dem Sozialhistoriker W. M. Simon liefern, der im Zuge der Analyse der Sozialstruktur Preußens zu der Erkenntnis kommt, daß dem preußischen Staat zu jener Zeit die soziale Basis gefehlt habe, um eine politische Ordnung liberalen Stils zu errichten. Wenn jemals liberale Motive Hardenbergs Politik geprägt haben sollten, so sind sie spätestens 1819 verschwunden; denn 1819 stellt den Wendepunkt in der preußischen Innenpolitik dar. In diesem Jahr werden die Karlsbader Beschlüsse, die die Zeit der Demagogenverfolgungen einleiten, gefaßt, ohne daß die Minister darüber gehört worden seien. Die Minister der Regierung Hardenberg unternehmen den Versuch, beim König eine Änderung der Ministerialverfassung zu erzwingen, die die Rechte des Staatskanzlers wesentlich beschneiden soll. Der Schritt der Minister geschieht unter der Führung Wilhelm von Humboldts, der zu jener Zeit Minister für Ständische- und Kommunalangelegenheiten ist.

Ein entscheidendes Verdienst der Kleinschen Arbeit besteht in der kritischen Distanz von der älteren Hardenberg-Forschung (Hans Hausserr), die sich besonders günstig in der Beurteilung der Motive der Hardenbergschen Reformgesetzgebung auswirkt. Der verstorbene Hans Hausserr, dessen Hardenberg-Biographie unvollendet geblieben ist, erklärt ganz im Sinne der traditionellen Forschung die Motive der Hardenbergschen Reformideen aus der liberalen Tradition westeuropäischer Provenienz und stempelt Hardenberg zu einem eifrigen Verfechter der liberalen Wirtschaftstheorie des englischen Ökonomen Adam Smith.

Von dieser Vorstellung, die Hardenberg im politischen und wirtschaftlichen Liberalismus ansiedelt, setzt sich Klein bewußt ab und versucht aufzuzeigen, daß Hardenberg weder seinen gesellschaftspolitischen Idealen noch seinem Lebensstil nach ein Kind des Liberalismus sei. Das politische Profil Hardenbergs gewinnt in dieser Darstellung schärfere Konturen dadurch, daß Hardenbergs geistiger Ort mit dem seines großen Gegners, dem Freiherrn vom Stein, verglichen wird. Nach Klein knüpfen weder der Aristokrat Hardenberg noch der Reichsfreiherr an die demokratisch-liberale Staatsauffassung, wie sie sich von der Französischen Revolution herleitet, an.

Steins Staatsbegriff steht nicht auf der Höhe der Zeit, sondern wurzelt in einem vorabsolutistisch-ständestaatlichen Denken. Seine politischen Ideale liegen im deutschen Mittelalter und im englischen Vorbild. Trotz dieser eindeutig konservativen Ausrichtung des Reichsfreiherrn, versucht Klein, in dessen politischem Programm die zukunftsweisenden und fortschrittlichen Elemente aufzuspüren. Sein politisches Wollen zielt auf eine Erziehung des Menschen zu einem politisch mitverantwortlichen Staatsbürger, der aus einem ethisch fundierten Staatsbegriff heraus leben müsse. Stein gehe es von Anfang an um eine Regeneration des Staates.

Hardenberg lebt dagegen aus einem anderen ideologischen Medium. Humboldt ist ein heftiger Kritiker der Politik Hardenbergs. Er wirft ihr vor, in das Schlepptau Metternichs geraten, und die Errungenschaften der Reform verspielt zu haben. Humboldt hat beim König keinen Erfolg; Friedrich Wilhelm III. hält an Hardenberg fest. Daraufhin bietet Humboldt dem König seinen Rücktritt an und erhält ihn. Der Justizminister Beyme schließt sich dem Schritt seines Ministerkollegen an. Kurz zuvor war Boyen ausgeschieden, weil er glaubte, daß die Veränderung der militärischen Organisationsfrage der Anfang zur Beseitigung der Reformgesetze sein werde.

Die Ministerkrise zeigt in ihrem ganzen Ausmaß, daß die Reaktion über die Reformpartei den Sieg davongetragen hat. Hardenberg hat das Werk der Reform verspielt. Er hat den reaktionären Tendenzen seiner Zeit keinen Widerstand entgegengesetzt. Als ein Meister in der Kunst der Diplomatie hat er, einem Worte seiner Freundin Amalie von Beugelin gemäß, stets dem Gesetz der „allmächtigen Stunde“ gehorcht.

Kleins Arbeit darf als ein wichtiger Beitrag zur preußischen Geschichte dem Leser empfohlen werden. Wolfgang Dunkel

### **Friedrich Mielke: Die Geschichte der deutschen Treppen.**

Berlin-München: Wilhelm Ernst & Sohn, 1966. XVI, 388 S. mit 409 Abb. Ln. DM 105,60

Ein imposant aufgemachter Band — wie es bei großen Architekturpublikationen üblich ist. Der Verf., bekannt durch eine frühere, mit der Denkmalpflege zusammenhängende Arbeit über „Das holländische Viertel in Potsdam“ (Bespr. in diesem Jahrbuch 12/1961) und als

Mitherausgeber der großen Neubearbeitung von „Berlin und seine Bauten“, behandelt hier sein umfassendes Thema ausdrücklich vom Grundsätzlichen, nicht nur von der chronologischen Abfolge her. Daß seine Dissertation „Die Treppe des Potsdamer Bürgerhauses im 18. Jahrhundert“ bereits dem Themenkreis zugehörte, deutet auf eine langwährende Beschäftigung mit dem Fragenkomplex hin. Im Vorwort des vorliegenden Werkes wird der Titel erläutert als Beitrag zur systematischen Erforschung der Geschichte der deutschen Treppen mit dem Charakter einer Studie unter Skizzierung des Wesentlichen ohne vollständige und genaue bautechnische Darstellung aller interessierenden Treppen. Es ist die gesonderte Betrachtung eines Bauelementes, das gänzlich unauffällig seinen unmittelbaren Zweck, nämlich die Überwindung von Höhenunterschieden, erfüllen kann, in dem aber auch die Möglichkeit der Gestaltung zum absoluten und eigenständigen Kunstwerk verborgen liegt.

Wann, wo und wie diese Möglichkeit genutzt worden ist, zeigt der Verf. anhand der von ihm aufgestellten Typenreihen mit jeweils eigener Entwicklungsgeschichte. Die Haupttypen — Wendeltreppe, Gewundene Treppe, Außentreppe, Freitreppe, Geradarmige Innentreppe —, die oft zeitlich nebeneinander vorkommen, manchmal am selben Bau, werden in zahlreiche Untergruppen gegliedert und an Beispielen bis in die Gegenwart verfolgt. Dieser „Längsschnitt“ ist aber nur eine der Leitlinien des vielschichtig angelegten Werkes, in dem das architekturhistorische Material nicht allein formal untersucht wird, sondern in dem auch die Frage nach dem Geist der Zeit gestellt wird, der die Formen prägt und entwickelt. Die Treppenlage im Grundriß und ihre Veränderungen spielen eine Rolle, vor allem die Bedeutung, die der Lage sowohl wie der Ausgestaltung in der architektonischen Gesamtschöpfung beigemessen wird. Daraus ergeben sich die Bezüge zur Geschichte der Architektur selbst und weiter zur allgemeinen Kulturgeschichte. Der Verf. sieht die Treppe wie Kleidung und Mobiliar als eine Art Gegenstand des persönlichen Gebrauchs für den Menschen, bzw. für die Menschen in ihren gesellschaftlichen Beziehungen und Gegebenheiten. Bei aller noch so frei waltenden oder ausschweifenden Phantasie des Gestalters bleibt die Treppe in den Abmessungen und der Folge ihrer Stufen vom menschlichen Schritt bestimmt. Das gilt für ihre einfachsten Formen, den Steigebau als Vorläufer der geraden Innentreppe oder die schmucklose, in Mauern verborgene Wendeltreppe ebenso wie für die aufwendigste repräsentative Treppe im Barockschloß oder Justizpalast des 19. Jahrhunderts.

In den Großbauten der Gegenwart, wo die Aufgabe der Verkehrsverbindung zwischen den Ebenen und Geschossen den gleitenden Rampen (Rolltreppen) und Fahrstühlen mehr oder minder ausschließlich zufällt, und die Treppe eigentlich nur noch dank baupolizeilicher Vorschriften für Notfälle eine Existenzberechtigung hätte, erfährt sie erstaunlicherweise häufig eine akzentuierte Gestaltung. Sie bleibt der Punkt, an dem Mensch und Bauwerk sich direkt oder zumindest in der vorstellbaren Möglichkeit berühren. „Im modernen Bauen wird das persönliche Erlebnis des Steigens bereichert durch die Darstellung der in der Konstruktion beschlossenen Eigengesetzlichkeit“, heißt es S. 336.

Gedanken dieser Art begleiten zugleich mit der Beobachtung von Einflüssen, die aus der gesellschaftlichen Stellung und Funktion der Auftraggeber erwachsen, durchgehend die Interpretation der in Rissen und Abbildungen vorgeführten Beispiele. Das Kapitel „Der Ausklang und die neue Orientierung“ leitet mit einem Exkurs über den Historismus zur Behandlung der Lösungen des Treppenproblems im 19. Jahrhundert über. Darin wird dargelegt, daß für den Klassizismus und die Folgezeit eine Gruppierung nach Typen unzulänglich bleiben muß, weil die neuen oder, von der in den Vordergrund tretenden Schicht des Bürgertums, neu übernommenen Bauaufgaben — Museen, Theater, Justizbauten, Warenhäuser — zwar in die überlieferten Formen gekleidet, aber gestaltet werden aus den sich rasch steigernden technischen Konstruktionsmöglichkeiten, in denen rückschauend die Keime für andersgerichtete, eigene Entwicklungen erkennbar sind. Die wie technische Ersatzteile oder Schmuck auswechselbar gewordenen Stilformen können zwar und werden auch nicht gleich ohne weiteres abgestreift, aber sie dürfen nicht länger Ausgangspunkt für Ordnung und Urteil der Nachwelt sein. Aus den Konstruktionsmerkmalen hingegen lassen sich neue Gesichtspunkte für die Ordnung gewinnen und daraus ergibt sich dann zwanglos und ohne Bruch die Überleitung zu den Bauweisen der Gegenwart, deren Zusammenhang mit der Tradition so oft verkannt wird.

Gerade dem baugeschichtlich interessierten Nicht-Fachmann, für den diese Rezension bestimmt ist, wird hier ein Zugang zu Altem und Neuem gleichermaßen gewiesen. Einer sich im abstrakt Grundsätzlichen erschöpfenden Abhandlung würde das wahrscheinlich

schwerer gelingen als dieser systematisch aus den konkreten Beispielen entwickelten Übersicht. In den über 400 Abbildungen werden schätzungsweise 300 Treppen vorgeführt, vielgerühmte neben kaum beachteten, leider ohne entsprechenden Hinweis, wenn sie heute nicht mehr erhalten sind. Bei den Wendeltreppen wird dem brandenburgischen Landesgeschichtler in den zur Gruppe zusammengefaßten „mehrläufigen monozentrischen Wendungen“ die Holztreppe in der Pfarrkirche von Luckau/N.L. (1673) auffallen. Für die anderen Typenreihen findet man zahlreiche Beispiele aus Potsdam und Berlin. Im 19. und 20. Jahrhundert ist besonders Berlin häufig vertreten und gibt mit der „mobilen“ Treppe der Neuen Philharmonie den dekorativen Abschluß für die Geschichte der Treppenformen in Deutschland, während sie im Text dem Verf. Anlaß zum Ausblick in die weitere Zukunft baulicher Möglichkeiten bietet. Liselott Ziegert-Hackbart

### **Kultur und Kunst der Slawen in Deutschland vom 7. bis 13. Jahrhundert.**

Bearb. von Joachim Herrmann, hrsgg. vom Institut für Vor- und Frühgeschichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1965. 70 S. Text, 72 Abb. DM 10,—

Das schmale Bändchen, welches aus Anlaß des Internationalen Kongresses für slawische Archäologie, der vom 14. bis 18. Sept. 1965 in Warschau tagte, herausgegeben wurde, gliedert sich in drei Teile. Einleitend gibt J. Herrmann, der besonders durch seine Arbeiten über die vor- und frühgeschichtlichen Burgwälle Groß-Berlins und des Bezirks Potsdam sowie über die Grabungen in Köpenick bekannt geworden ist, eine sehr knappe Übersicht über Stand und Ergebnisse archäologischer Forschung zur Geschichte und Kultur der Slawen in Deutschland. Die Ausführungen zeigen, auf welch schwankendem Boden wir noch weithin stehen und daß trotz der vereinten Bemühungen aller Disziplinen die quellenmäßigen Grundlagen für viele Detailfragen dürftig sind. So bleibt etwa die Behauptung in der Luft stehen, daß „die letzten germanischen Stammesreste spätestens im Verlauf des 7. Jh. die Gebiete östlich der Elbe und Saale verlassen“ hatten. Die von der Forschung bisher vorgebrachten Hinweise für ein Verbleiben germanischer Bevölkerungsreste und deren Zusammentreffen mit den slawischen Einwanderern werden beiseite geschoben mit der Bemerkung, daß „die positiven Kenntnisse“ (welche?) dagegen sprächen.

Das Fehlen slawischer Städte im Bereich der Mark Brandenburg läßt sich mit den „Kriegs- und Raubzügen benachbarter Feudalstaaten, vor allem deutscher Feudalherren“ nicht hinreichend erklären. Auch die These, daß die slawische Bevölkerung im 13. Jh. „einen beachtlichen Anteil an der Bevölkerung der mittelalterlichen Städte stellte“, ist in dieser Form nicht haltbar. Zumindest für den brandenburgischen Raum fehlen entsprechende Nachweise, aber selbst für Mecklenburg dürfte diese Behauptung zu weitgehend sein.

Als 2. Teil folgt eine 36 Seiten starke Bibliographie, in der die Arbeiten zum vorliegenden Thema erfaßt werden, die zwischen 1945 und 1965 erschienen sind. Ungewöhnlich ist die dabei gewählte Unterscheidung zwischen „Autoren aus der DDR und Veröff. in Verlagen der DDR“ und „Autoren aus der BRD und von ausländischen Autoren in Verlagen der BRD“, die nur an wenigen Stellen durchbrochen wird. Daß die Veröffentlichung des Rezensenten „Über den Verbleib der wendischen Bevölkerung im Raume der Mark Brandenburg“ (Berlin 1960) dabei nicht mit aufgenommen wurde, sei nur am Rande vermerkt.

Als letzter Teil folgen die vorzüglichen, z. T. ganzseitigen Abbildungen, unter die mehrere Kartenskizzen eingestreut sind. Sie zeigen u. a. die archäologischen Ausgrabungsstätten seit 1945, die kulturelle Gliederung und Einwanderungsrichtung der frühslawischen Stammesgruppen, die slawischen Siedlungsgebiete westlich der Elbe mit den slawischen Gau- und Ortsnamen sowie die Schatzfunde und Verkehrswege. Bei letzteren hat man sich mit einer großzügigen Linienführung begnügt, da man sich offenbar der Schwierigkeit einer genauen Festlegung derselben bewußt war. Werner Vogel

### **Frido Metsk: Der kurländisch-wendische Distrikt.**

Ein Beitrag zur Geschichte der Territorien Bärwalde, Beeskow, Storkow, Teupitz und Zossen mit besonderer Berücksichtigung des 16. bis 18. Jahrhunderts. (= Deutsche Akademie d. Wiss. zu Berlin, SchrR des Inst. f. sorbische Volksforschung in Bautzen, Bd. 24) Bautzen: Domowina-Verlag 1965. 264 S., 44 Taf., 7 Kartenskizzen. DM 31,50

Unter betont sorbischem Gesichtswinkel legt der Vf. mit diesem Band eine Geschichte der im Untertitel genannten Herrschaften und Ämter vor, die erst im Laufe des 15. und 16. Jh. an Brandenburg gelangt waren, und die er als kurmärkisch-wendischen Distrikt zusammenfaßt. Die wohl kaum anfechtbare Berechtigung zu dieser Bezeichnung entnimmt er gelegentlichen Hinweisen in Akten, wonach sogar ein entsprechend betitelter Aktenfonds bis Anfang 18. Jh. existiert haben soll, seitdem aber verschollen ist. Wichtigstes Zeugnis ist der Reisebericht des Frankfurter Studenten Michael Frank vom Ende des 16. Jh. Dieser will beim Amtmann in Zossen ein kurfürstliches Reskript dieses Titels gesehen haben. Seine Behauptung, Kurfürst Johann Georg habe seinen Titel als Herzog der Kassuben und Wenden nicht nur im üblichen Sinne auf seine pommerschen Hoheitsansprüche bezogen, sondern damit auch den „Ducatus Sorabiae“ (= Lausitz) gemeint, ist jedoch so singular und ungewöhnlich, daß man sie nicht ungeprüft für wahr hinnehmen kann. Auf dieser Grundlage zeichnet M. ein Bild des Distrikts, das ihn nicht nur als territoriale sondern auch als verwaltungsmäßige Einheit ausweist. Im Vordergrund seines Interesses steht natürlich das Volkstum der Bewohner, sodann ihre wirtschaftlich-sozialen Verhältnisse, die kulturellen Lebensformen und das Verhältnis zwischen Bauer und Adel.

Trotz der mangelhaften Quellenlage meint der Vf. daß das Sorbentum „seinen ethnischen Bestand im Wendischen Distrikt bis zur Mitte des 18. Jh. im wesentlichen behaupten“ konnte. Die Einflüsse des 30jährigen Krieges auf die Bevölkerungsstruktur werden als geringfügig nachgewiesen. Eine antisorbische Politik der Landesherren setzt er erst Ausgang 17. Jh. an. Örtliche Rücksichten standen jedoch einer konsequenten Durchführung im Wege. Interessant sind die von ihm aufgedeckten Zusammenhänge zwischen den kurfürstlichen Maßnahmen gegen Paul Gerhardt und gegen die sorbisch orientierten Prediger des Wendischen Distrikts. Daß die Germanisierung der Sorben dennoch so rasch vorstatten ging, läßt Zweifel entstehen, ob der Vf. die Stärke dieses ethnischen Substrats nicht doch überschätzt.

Die im Faktischen recht gute und solide Darstellung wird leider durch emotionell und ideologisch bedingte Urteile belastet. Typisch hierfür ist die Bezeichnung des Lebusener Bischofs, für Geld habe er auch einem Slaven die deutsche Geburt bescheinigt. Für die Begründung muß der Name des Betreffenden erhalten: Czideler = Zeidler = Waldbienenzucht = typisch slavische Wirtschaftsform, also ist der Namensträger ein Slave. Orts- und Familiennamen werden slavisiert, ohne daß Quellenbelege beigebracht werden können. Eine Fehleinschätzung der einstigen geographischen Verhältnisse verrät die Behauptung, die Wende habe vor den Toren der Hauptstadt Berlin begonnen. Der Umfang des heutigen Berlin wird fälschlich auf die Verhältnisse des 18. Jh. projiziert. Die Ausdrucksweise von der militärischen Ostexpansion des „deutschen Feudalismus“ verdeckt ebenso die Hintergründe der Ostbewegung wie sie übersieht, daß der Feudalismus eine selbst für slavische Länder typische Gesellschaftsform gewesen ist. Auch der „antifeudale Widerstandskampf in den Besitzungen Teupitz, Tauche und Trebatsch“ zeugt mehr vom dramatischen Redetalent des Autors als von einer richtigen Einschätzung dieses verbreiteten Phänomens. Die These vom selbständigen Distrikt wird übermäßig strapaziert, wenn der Vf. glaubt, in jeder Äußerung und Handlung des Kurfürsten sofort eine gezielte antisorbische Maßnahme gegen den wendischen Distrikt erkennen zu können. Vielfach handelt es sich um Zeiterscheinungen, die in dieser oder ähnlicher Form auch andernorts nachweisbar sind. Daß die einzelnen Herrschaften für die Kontribution im 30jährigen Krieg bei den Kreisen Teltow und Zauche veranschlagt wurden, spricht eher gegen die behauptete Verwaltungseinheit des Distrikts als für eine beabsichtigte Zerschlagung desselben. Wenn schon die spätere sorbenfeindliche Politik Bedenken und Rücksichten gelten läßt, wieviel mehr erst ist damit während des kräftezehrenden Krieges zu rechnen? Die Fehleinschätzungen des Vf. beruhen offensichtlich darauf, daß er voreilig unter modernem Gesichtswinkel überall nationale Motive wirksam sieht, die aber in jener Zeit noch gar keine Rolle spielten. Die vorreformatorische Kirche konnte den Germanisierungsprozeß gar nicht fördern, weil die offizielle Sprache ja das Lateinische war. Erst unter dem Einfluß der Reformation drang die Muttersprache in die Kirche ein. Die 1573 erhobene Forderung, „gute deutsche Psalmen“ zu singen, ist daher vermutlich eher gegen das Kirchenlatein als gegen die sorbische Sprache gemünzt. Der Vf. weist selbst nach, daß die sorbische Schriftsprache mit landesherrlicher Zustimmung durch einige wenige evangelische Prediger im Wendischen Distrikt eingeführt wurde. Wenn davon heute keine Reste mehr vorhanden sind, so beruht das nicht allein auf antisorbischer Politik, sondern auch auf der geringen

Ausstrahlungskraft und Lebensfähigkeit des Sorbischen als Schriftsprache; war doch der einfache Mann an einer solchen kaum interessiert. Von einer eigenständigen sorbischen Kultur zu sprechen, scheint daher etwas übertrieben. Noch weniger trifft der Satz zu, daß „die Sprache eines der wichtigsten Merkmale der Nation“ sei; denn die Lausitzer Sorben wird man kaum als Nation ansprechen können. Wenn M. die sorbischen Sprachübungen an der Viadrina in der Mitte des 16. Jh. als „überhaupt erstmalig an einer Universität“ herausstellt, so gilt das im gleichen Maße für die Verwendung der deutschen Sprache im wissenschaftlichen Bereich, die erst im 18. Jahrhundert einsetzt.

In einen merkwürdigen Widerspruch zu der von ihm angewandten marxistischen Geschichtsbetrachtung gerät M. wenn er für den Adel gegen den Landesherrn Stellung nimmt. Letzterer vertrat mit der absolutistischen Herrschaftsform zweifellos das fortschrittlichere Element. Wenn er dem einheimischen Adel „Schaukelpolitik“ und „verräterische Haltung“ vorwirft, so mißachtet er die Gegebenheiten der Zeit. In der Auseinandersetzung zwischen Böhmen, Meißern und Brandenburg waren die Hohenzollern die Stärkeren, sie konnten Schutz und Recht gewähren. Nationale Motive zu berücksichtigen, lag den damaligen Menschen völlig fern.

Trotz dieser in gewissem Sinne unhistorischen Betrachtungsweise, die sich in vielen Einzelfällen belegen ließe, wird man das Buch nicht ohne Gewinn lesen, da der Vf. mit Recht bestimmte Seiten herausgestellt hat, die in der Geschichtsschreibung bisher nicht genügend beachtet wurden, da man den wendischen Distrikt nicht als selbständige Einheit erfaßte, sondern stets nur in größerem Rahmen, der Niederlausitz etwa, behandelt hat.

Werner Vogel

## Aus dem Leben der Vereinigung

Trotz der Verhinderung, in die Mark Brandenburg hinauszuziehen zu können und trotz der Beengung im Westberliner Raum verlief das Leben in unserer Vereinigung für den Berichtszeitraum dieses Jahrbuchs — 1. 9. 65 bis 31. 8. 66 — unverändert rege. Das Interesse der Mitglieder steigerte sich, desgleichen ihre aktive Mitarbeit. Die Beschäftigung mit der brandenburgisch-berlinischen Landesgeschichte ist vielen seit Jahren trotz beruflicher Belastung ernsthafte und beglückende Aufgabe. Da es uns noch immer gelang, zahlreiche landesgeschichtliche Werke, Arbeiten und Unterlagen über die Mark Brandenburg zu beschaffen, wurde das Erarbeiten der Forschungsergebnisse der Fachhistoriker und ihr Weitertragen erleichtert. Belehrungen und Informationen der landesgeschichtlich Interessierten, insbesondere der jüngeren Besucher unserer Veranstaltungen, Vorträge und Büchereiabende nahmen ständig zu.

Von unseren Mitgliedern Herrn und Frau Dr. Ludwig Bock und der Familie Droyen wurde unserer Bücherei die Bleistiftzeichnung der „Chevalière“ aus Fontanes Freundeskreis von der Hand August von Heydens gestiftet (vgl. Jb. 15/1964). Frau Olga Eysenhardt, Göttingen, hinterließ uns durch testamentarische Verfügung 7 Bilder (Ölgemälde, Pastelle und Zeichnungen) des 18./19. Jahrhunderts von mehreren Mitgliedern der Berlin/brandenburgischen Familie Eysenhardt/Ebel, deren genealogische Unterlagen das Museum für Hamburgische Geschichte erhielt, da die mütterlichen Vorfahren aus Hamburg stammten. Wir überließen die Bilder als Leihgabe dem Berlin-Museum.

Mit dem Umzug der heimatkundlichen Abteilung der Amerika-Gedenkbibliothek vom III. Stock in größere Räume des Erdgeschosses Blücherplatz 1 gegen Ende des Berichtszeitraumes steht unserer Bücherei erheblich mehr Platz zur Verfügung. Dank des Entgegenkommens der Direktion der A.G.B., besonders von Herrn Dr. Fritz Moser, gewannen wir zusätzlichen Raum für die Besprechungen in unserer Bücherei und im Archiv.



Wir boten unseren Mitgliedern folgende V o r t r ä g e , die mehrfach über 150 Zuhörer vereinigten:

1965

24. Sept. Dr. Eberhard *Faden*: 1415 — Antritt der Burggrafen von Nürnberg in der Mark Brandenburg
15. Okt. Prof. Dr. Dr. Walter *Hoffmann-Axtelm*: Aus dem Leben und Wirken des märkischen Landarztes Dr. Carl Ludwig Ganzel — 1799 bis 1888
5. Nov. Prof. Werner *March*: Die bauliche Sanierung im Bezirk Kreuzberg
19. Nov. Gemeinsam mit dem Botanischen Garten und Museum und dem Botanischen Verein der Provinz Brandenburg  
Prof. Dr. Theo *Eckardt*: 150 Jahre Botanisches Museum in Berlin — 200. Geburtstag von Carl Ludwig Willdenow
10. Dez. Dr. Hans *Pappenheim*: August Stüler — 1800/1865 — als Schloß- und Denkmals-Architekt

1966

7. Jan. Dr. Hans *Saring*: Mirabeaus Besuch in Berlin als französischer Geheimagent im Todesjahr Friedrichs des Großen — 1786
18. Febr. Dr. Kurt-Gerhard *Klietmann*: Der Orden „Pour le mérite für Wissenschaft und Künste“ im Wandel der Zeit
11. März Baudir. i. R. Werner *Natzschka*: Berliner Wasserstraßen — einst und jetzt
1. April Forstamtsleiter Martin *Michaelis*: Wald, Wild und Forstpflge in Westberlin
22. April Gartenbaudir. Eberhard *Fink*: Landschaft und Geschichte im Berliner Tiergarten.

An B e s i c h t i g u n g e n und F ü h r u n g e n veranstalteten wir: Besichtigung von Kurhaus und Park Wannsee der Europäischen Gesellschaft für Kur- und Erholungsheime — sowie Besuch der Villa von Max Liebermann, Besuch der Tier-sammlung Hellmut Kriegerowski, Besichtigung der Sonderausstellung „150 Jahre Botanisches Museum“, Besuch des Mendelssohn-Archivs in der Staatsbibliothek der Stiftung Preußischer Kulturbesitz (Vorträge Gerhard *Gnewuch* und Max F. *Schneider*), Besichtigung der Bild- und Bronzegießerei Hermann Noack, Besuch der Ausstellung des Berlin-Museums „Berliner Portrait-Galerie“ (Vortrag Dr. Irmgard *Wirth*), Besuch der Ausstellung „Peter Josef Lenné“ (Vortrag Jürgen *Barth*), Besuch der Ausstellung der Berliner Bank „Der Berliner und sein Geld“ (Vortrag Wilhelm *Schönberg*), Besichtigung des neuen Berliner Planetariums am Fuß des Insulaners (Vortrag Adolph *Kunert*), Besuch des Berliner Post- und Fernmelde-museums im Hause der Urania.

Auf 12 W a n d e r u n g e n und Spaziergängen und zum 81. Mal auf einer weihnachtlichen Grunewald-Wanderung am 2. Weihnachtsfeiertag führten wir unsere Mitglieder zu historisch wie landschaftskundlich interessanten Stätten in Westberlin. Ferner veranstalteten wir eine herbstliche Busfahrt durch Grünanlagen und Wälder im nördlichen Westberlin, — ferner, wie alljährlich, das weihnachtliche

Treffen, das rd. 120 Mitglieder vereinte, und schließlich eine sehr interessiert aufgenommene Motorschiff-Rundfahrt auf Westberliner Wasserstraßen der Innenstadt (Vortrag Werner *Natzschka*).

Eine Brandenburgische Studienfahrt zu norddeutschen Backsteinbauten führte 45 Mitglieder zum Himmelfahrt-Wochenend vom 19. bis 22. Mai 1965 durch Brandenburg und Mecklenburg ins Lauenburger Land und nach Holstein. Begünstigt von sonnigem Frühlingswetter war diese Busfahrt für alle Beteiligten ein besonderes Geschichts-, Kunst- und Naturerlebnis. Vom Standort Ratzeburg aus wurden Bad Segeberg, Bornhöved, Bordesholm, Preetz, Eutin, Altenkrempe, Lübeck, Mölln, Friedrichsruh und Lüneburg besucht. Die Vorträge, Führungen und Informationen der Herren Dompropst Dr. *Gross* und Rektor *Karsten* in Ratzeburg und in besonderem Maße für Lübeck und Umgebung die der Herren Museumsdirektor Dr. W. *Neugebauer* und Dr. *Wilde* vermittelten großartige Eindrücke der Bauten und Geschichte dieser norddeutschen Landschaft und ihrer Beziehungen zur Mark Brandenburg. Unser Dank gilt auch an dieser Stelle den Vortragenden, aber auch den 15 Mitgliedern, die aktiv in Vorträgen, Erläuterungen, Vorbereitungen und praktischer Fahrtenhilfe die Exkursion unterstützten.

Bücherei und Archiv unserer Vereinigung wurden lebhaft benutzt. In den neuen Räumen kann dem zeitweiligen Andrang von Mitgliedern und Besuchern nunmehr voll entgegengekommen werden. An Veröffentlichungen im Berichtszeitraum legten wir das Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte Band 16/1965 vor sowie die Mitteilungsblätter Nr. 50, 51 und 52.

In der Ordentlichen Jahreshauptversammlung vom 28. Januar 1966 erfolgte einstimmig von den anwesenden 110 Mitgliedern die Wiederwahl des gesamten Vorstandes.

Im Berichtszeitraum sind aus unseren Reihen durch Todesfall geschieden unser allverehrtes, verdienstvolles Ehrenmitglied Professor Dr. Friedrich Solger, ferner die Damen Hedwig Müller, Frieda Hollatz und die Herren Friedrich Schmidt, Dr. Hans Zimmermann, Friedrich Dressel, Bruno Limpach, Wilhelm Ratthey, Dr. Carl Nagel, Willi Busche, Helmuth Ginolas, Fritz Siebenwirth. — Ehre ihrem Andenken!

Für die im Berichtsjahr geleistete Arbeit gilt unser herzlicher Dank wiederum allen Mitgliedern und Freunden unserer Vereinigung, vor allem den Mitarbeitern am Jahrbuch, in Führerschaft und Vorstand und den vielen in Einzelfunktionen tätigen Mitgliedern. Uns alle eint in Verbundenheit zur brandenburgisch-berlinischen Geschichte eine menschlich-freundschaftliche Zusammengehörigkeit.

Gerhard Küchler







[www.books2ebooks.eu](http://www.books2ebooks.eu)